



HEIMAT-JAHRBUCH 1985
Kreis Mayen-Koblenz

Landkreis Mayen-Koblenz



Heimat-Jahrbuch 1985

Zum Titelbild:

**Mendig Ensemble,
Batik von Leni Linn**

Die Künstlerin Leni Linn, 1940 geb., hat eine Ausbildung als Kinderkrankenpflegerin absolviert. Nach ihrer Heirat widmete sie sich der Erziehung ihrer Kinder. Neben der Beschäftigung mit Hand- und Bastelarbeiten begann sie 1970 mit Batiken. Die Technik erwarb sie aus Büchern und vor allem durch eigenes Probieren und Experimentieren. Sie begann zunächst mit einfachen Formen und Motiven und arbeitete sich so in das Kunsthandwerk der Batik ein.

1978 erfolgte ihre erste Ausstellung in der Kreissparkasse in Bernkastel, an die sich eine Exposition im Rathaus in Mendig anschloß. Die Batik von der Titelseite wurde für die Räumlichkeiten der Verbandsgemeindeverwaltung Mendig erworben.

ISSN 0721-6815



Impressum:

Herausgeber: Kreisverwaltung Mayen-Koblenz
Verlag: Eifelverein, 5160 Düren
Redaktion: Geneveva Bachmeier-Runge, Manfred Betker,
Michael Knopp, Heinz Lempertz
Anzeigen: „Die Eifel“,
Eichenstraße 10, 5470 Andernach
Redaktionsschluß: jeweils am 15. August
— alle Rechte vorbehalten —

Koblenz, im November 1984



Liebe Leser,

mit seiner vierten Ausgabe kann sich das Heimatjahrbuch in diesem Jahr bereits eines festen Leserstammes sicher sein. Nicht nur die Bürger unseres Landkreises haben die abwechslungsreiche Heimatlektüre für Mußestunden entdeckt:

- Archive und Bibliotheken aus ganz Deutschland fordern darüber hinaus die Kreisjahrbücher für ihre Zwecke an;
- Schüler, Studenten und Heimatforscher benutzen sie bereits als Quellenmaterial für Arbeiten über heimatkundliche Themen.

Hinzu kommt, daß beim Kauf der aktuellen Ausgabe oft nach den älteren Jahrbüchern gefragt wird, die bis auf wenige Exemplare vergriffen sind.

Dieses Interesse zeigt, daß die Konzeption des Heimatjahrbuches unseres Landkreises stimmt. Die positive Resonanz ist zugleich Anerkennung und Lob für die Autoren, die uns in jedem Jahr wertvolles neues Material zur Verfügung stellen.

Das Heimatjahrbuch soll Sie, lieber Leser, mit der Kultur und Geschichte, der Landschaft, der Tradition und dem Brauchtum unseres Kreises vertraut machen; denn die Aktivierung des Geschichts- und Heimatbewußtseins ist nicht als Flucht in die Vergangenheit oder nostalgische Sentimentalität anzusehen. Ich meine, sie stellt vielmehr eine Rückbesinnung auf unseren Ursprung und auf bleibende Werte dar.

In diesem Sinne darf ich Ihnen das vorliegende Buch nicht nur als Fundgrube für heimatgeschichtlich interessierte Leser vorstellen, sondern es auch als Lektüre für Ihre Mußestunden empfehlen.

(Dr. Klinkhammer)
Landrat

JANUAR

*Morgenrot am Neujahrstag,
Unwetter bringt und große Plag'.*

*Januar muß vor Kälte knacken,
wenn die Ernte soll gut sacken.*

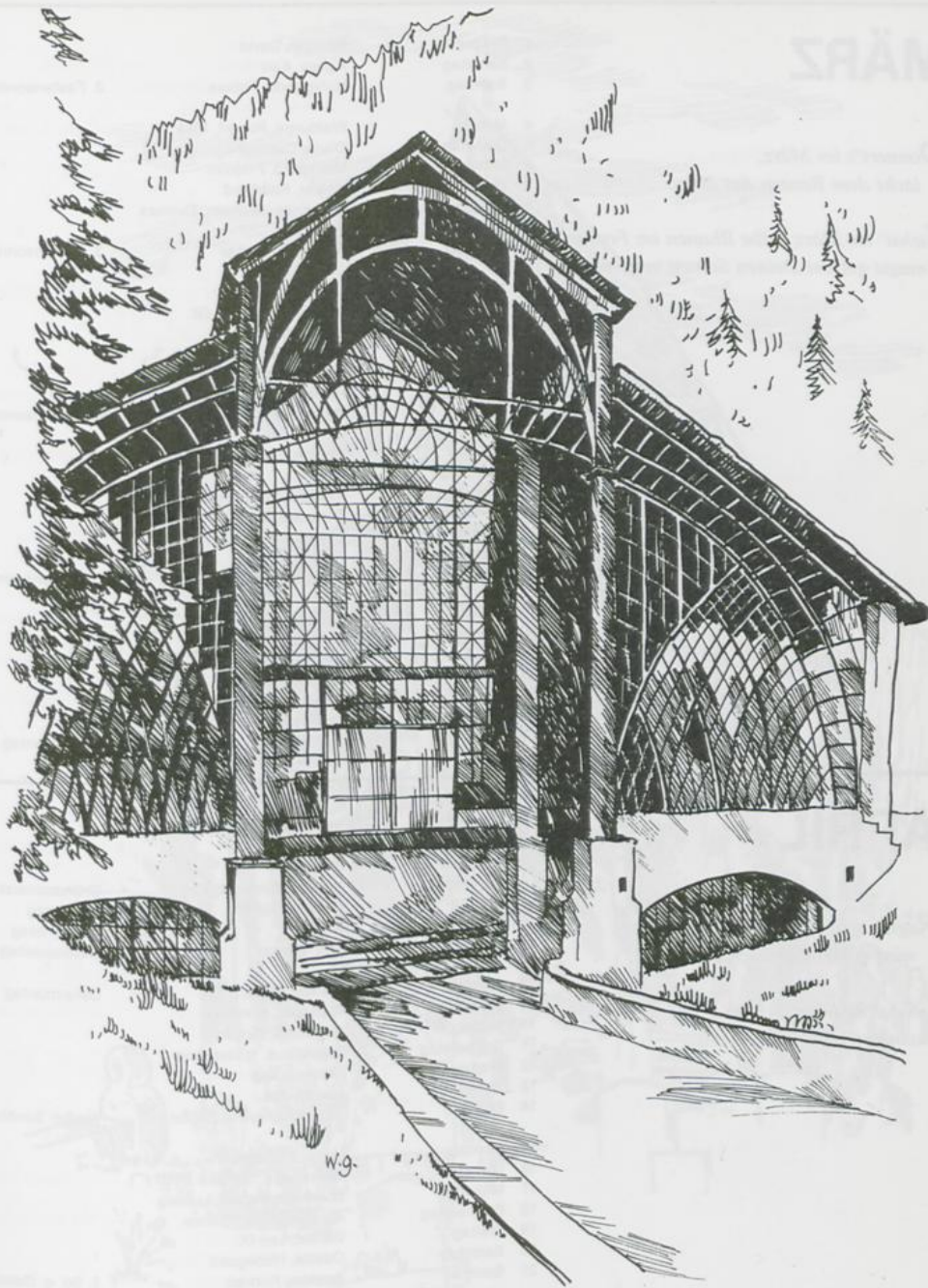
1	Dienstag	Basilius	Neujahr
2	Mittwoch	Adelheid, Dietmar	
3	Donnerstag	Genoveva, Irminda	
4	Freitag	Marius, Angela	
5	Samstag	Emilie, Gerlach	
6	Sonntag	Kaspar, Melchior, Balthasar	Erscheinung des Herrn
7	Montag	Valentin, Raimund	☉
8	Dienstag	Severin, Erhard, Gudula	
9	Mittwoch	Julian, Eberhard	
10	Donnerstag	Gregor	
11	Freitag	Theo, Ernst	
12	Samstag	Hilde, Remigius	
13	Sonntag	Hilarius, Gottfried	Taufe des Herrn
14	Montag	Reiner, Felix	☾
15	Dienstag	Maurus, Gabriel, Traugott	
16	Mittwoch	Ulrich, Tillmann	
17	Donnerstag	Antonius, Beatrix	
18	Freitag	Regina	
19	Samstag	Martha, Pia	
20	Sonntag	Sebastian, Fabian, Ursula	2. So. im Jahreskreis
21	Montag	Agnes, Meinrad	☉
22	Dienstag	Vinzenz, Walter, Dietlind	
23	Mittwoch	Eugen, Emerentia	
24	Donnerstag	Franz v. Sales, Vera	
25	Freitag	Wolfram	
26	Samstag	Timotheus, Edith, Notburg	
27	Sonntag	Angela, Julian, Gerhard	3. So. im Jahreskreis
28	Montag	Thomas, Manfred, Karl	
29	Dienstag	Valerius	☾
30	Mittwoch	Martina, Gunda	
31	Donnerstag	Johannes Bosco, Luise	

FEBRUAR

*Gibt's an Lichtmeß Sonnenschein,
wird's ein spätes Frühjahr sein.*

*Sonnt sich der Dachs in der
Lichtmeßwoch',
geht er vier Wochen noch einmal
ins Loch.*

1	Freitag	Birgit, Sabine	
2	Samstag	Dietrich, Alfrad	Lichtmeß
3	Sonntag	Ansgar, Blasius	4. So. im Jahreskreis
4	Montag	Veronika, Christian	☉
5	Dienstag	Agatha, Elke, Alice	
6	Mittwoch	Dorothea, Hildegund	
7	Donnerstag	Richard, Romuald	
8	Freitag	Hieronimus, Philipp	
9	Samstag	John, Anna, Katharina	
10	Sonntag	Scholastika, Sigurd	5. So. im Jahreskreis
11	Montag	Anselm, Benedikt	☾
12	Dienstag	Reginald	
13	Mittwoch	Reinhild, Gisela, Ekkehard	
14	Donnerstag	Valentin, Kurt	
15	Freitag	Sigurd	
16	Samstag	Juliane, Philippa	
17	Sonntag	Lukas, Adolf	6. So. im Jahreskreis
18	Montag	Bernadette, Simon	☉
19	Dienstag	Irmgard	
20	Mittwoch	Leo, Jordan	Aschermittwoch
21	Donnerstag	Gunthild, German	
22	Freitag	Isabella	
23	Samstag	Rupert, Otto, Romana	
24	Sonntag	Matthias, Ida	1. Fastensonntag
25	Montag	Walburga	
26	Dienstag	Mechthild, Ulrich	
27	Mittwoch	Alexander, Markward, Patrick	Quatember
28	Donnerstag	Veronika, August	☾



*Die Gießhalle der Sayner Hütte
in Bendorf-Sayn*

MÄRZ

*Donner's im März,
lacht dem Bauern das Herz.*

*Siehst' im März gelbe Blumen im Freien,
magst getrost Deinen Samen verstreuen.*

1	Freitag	Rüdiger, David	
2	Samstag	Agnes, Karl	
3	Sonntag	Kunigunde, Tobias	2. Fastensonntag
4	Montag	Walburga, Rupert, Eisa	
5	Dienstag	Olivia, Dietmar	
6	Mittwoch	Mechthild, Fridolin	
7	Donnerstag	Volker, Reinhard	☉
8	Freitag	Johannes, Michael, Thomas	
9	Samstag	Franziska,	
10	Sonntag	Ämiliana, Gustav	3. Fastensonntag
11	Montag	Ulrich, Rosine	
12	Dienstag	Beatrix, Gregor d. Gr.	
13	Mittwoch	Leander, Oswin	☾
14	Donnerstag	Konrad, Gottfried	
15	Freitag	Luise, Plus, Kaspar	
16	Samstag	Heribert	
17	Sonntag	Gertrud, Patrik	4. Fastensonntag
18	Montag	Eduard, Cyrill	
19	Dienstag	Josef	
20	Mittwoch	Irmgard, Wolfram, Albrecht	
21	Donnerstag	Benedikt, Axel	●
22	Freitag	Lea, Elmar	
23	Samstag	Rebekka	
24	Sonntag	Elias, Katharina, Veit	5. Fastensonntag
25	Montag	Judith	
26	Dienstag	Larissa, Luidger	
27	Mittwoch	Heimo, Rupert	
28	Donnerstag	Guntram, Ingbert	☽
29	Freitag	Helmut, Ludolf	
30	Samstag	Gottlieb	
31	Sonntag	Kornelia, Clemens	Palmsonntag

APRIL

*Regnet's in die Ostern hinein,
wird zu Wasser auch der Wein.*

*Im Aprile tiefer Schnee,
keinem Dinge tut er weh.*

1	Montag	Irene, Hugo, Amalie	
2	Dienstag	Franz	
3	Mittwoch	Richard	
4	Donnerstag	Konrad, Ambrosius	Gründonnerstag ☉
5	Freitag	Vinzenz, Juliana	Karfreitag
6	Samstag	Notker	Karsamstag
7	Sonntag	Joh. Baptist	Ostersonntag
8	Montag	Walter, Beate	
9	Dienstag	Waltraud, Konrad	Ostermontag
10	Mittwoch	Engelbert, Gerold	
11	Donnerstag	Stanislaus, Hildebrand	
12	Freitag	Herta, Julius	☾
13	Samstag	Ida, Paulus	
14	Sonntag	Ernestine, Lydia, Simon	Weißer Sonntag
15	Montag	Unna, Karoline	
16	Dienstag	Bernadette, Sundar	
17	Mittwoch	Eberhard, Rudolf, Ludwig	
18	Donnerstag	Agia, Herlika, Werner	
19	Freitag	Gerold, Leo IX.	
20	Samstag	Odette, Hildegund	
21	Sonntag	Anselm, Konrad	3. So. d. Osterzeit ●
22	Montag	Kajus, Wolfhelm	
23	Dienstag	Adalbert, Gerhard, Georg	
24	Mittwoch	Wilfrid, Theodor	
25	Donnerstag	Erwin, Markus	
26	Freitag	Trudpert, Helene	
27	Samstag	Petrus, Zita	
28	Sonntag	Hugo, Ludwig	4. So. d. Osterzeit ☽
29	Montag	Roswitha, Irmtrud	
30	Dienstag	Pius V., Rosamunde, David	



Dreikönigskapelle in Kobern-Gondorf

MAI

*Ein rechter Mai, fürwahr,
das ist der Schlüssel zum ganzen Jahr.*

*Nordwind im Mai
bringt Trockenheit herbei.*

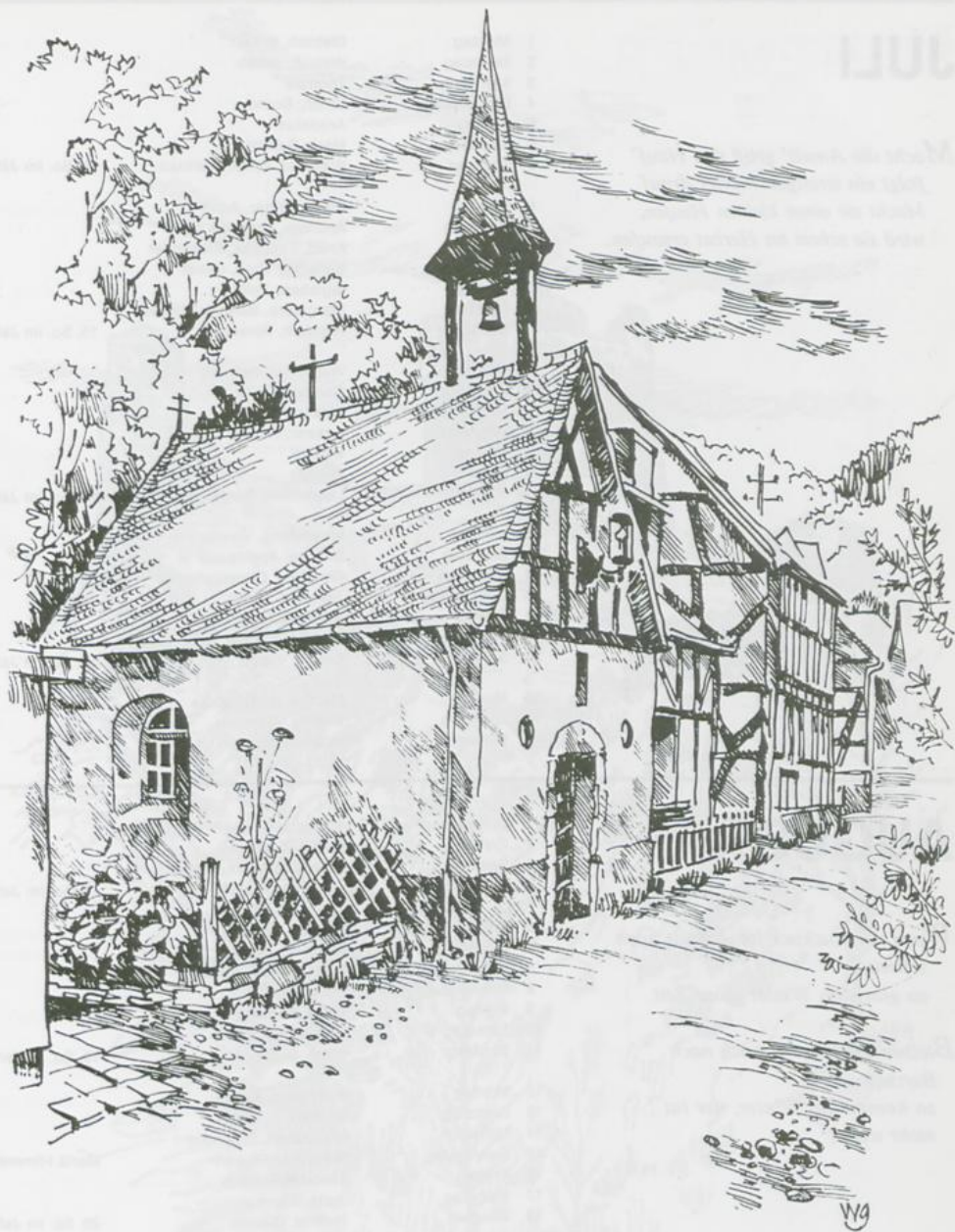
1	Mittwoch	Arnold, Augustin	
2	Donnerstag	Sigismund, Boris	
3	Freitag	Philipp, Jakobus, Alexander	
4	Samstag	Florian, Valerie, Guido	
5	Sonntag	Angela, Gotthard	5. So. d. Osterzeit ☉
6	Montag	Gundula	
7	Dienstag	Gisela, Otto d. Gr.	
8	Mittwoch	Ulrike, Klara	
9	Donnerstag	Volkmar, Theresia	
10	Freitag	Gordianus u. Epimachus	
11	Samstag	Gangolf, Joachim	
12	Sonntag	Pankratius, Nereus	6. So. d. Osterzeit ☾
13	Montag	Servatius	
14	Dienstag	Bonifatius, Iso	
15	Mittwoch	Sophia, Rupert	
16	Donnerstag	Johannes, Ubald	Christi Himmelfahrt
17	Freitag	Walter, Bruno	
18	Samstag	Erich, Felix, Burkhard	
19	Sonntag	Kuno, Bernarda	7. So. d. Osterzeit ●
20	Montag	Valeria, Eilfriede	
21	Dienstag	Hermann Josef, Konstantin	
22	Mittwoch	Julia, Rita, Emil, Renate	Quatember
23	Donnerstag	Bartholomäus	
24	Freitag	Esther, Dagmar	
25	Samstag	Maria Magdalena, Urban	
26	Sonntag	Alwin, Beda, Philipp Neri	Pfingstsonntag
27	Montag	Augustin	Pfingstmontag ☽
28	Dienstag	Wilhelm, German	
29	Mittwoch	Maximin, Irmtrud, Ingrid	
30	Donnerstag	Ferdinand, Reinhild	
31	Freitag	Hiltrud, Mechtild	

JUNI

*Auf den Juni kommt es an,
ob die Ernte soll bestahn.*

*Was im September soll geraten,
das muß der Juni braten.*

1	Samstag	Luitgard, Justinus	
2	Sonntag	Armin, Blandina	Dreifaltigkeitsfest ☉
3	Montag	Hilburg	
4	Dienstag	Christa, Werner, Clotilde	
5	Mittwoch	Winfried	
6	Donnerstag	Norbert	Fronleichnam
7	Freitag	Robert	
8	Samstag	Helga, Engelbert	
9	Sonntag	Felizian	10. So. im Jahreskreis ☾
10	Montag	Gerlach, Diana	
11	Dienstag	Barnabas, Rimbart, Alice	
12	Mittwoch	Leo III.	
13	Donnerstag	Antonius von Padua	
14	Freitag	Gottschalk, Meinrad	
15	Samstag	Vitus, Lothar, Bernhard	
16	Sonntag	Benno, Quirin, Luitgard	11. So. im Jahreskreis
17	Montag	Adolf	Tag der deutschen Einheit ●
18	Dienstag	Elisabeth, Felicius	
19	Mittwoch	Juliane, Romuald, Andreas	
20	Donnerstag	Adalbert, Margareta	
21	Freitag	Aloisius, Alban, Radulf	
22	Samstag	Thomas, Paulin, Albin	
23	Sonntag	Edeltraud	12. So. im Jahreskreis
24	Montag	Johannes d. T., Theodulf	
25	Dienstag	Eleonore, Dorothea	
26	Mittwoch	Johannes und Paulus, Vigilus	
27	Donnerstag	Emma	
28	Freitag	Ekkehard, Irenäus	
29	Samstag	Peter, Paul, Judith, Gero	Petrus und Paulus
30	Sonntag	Ernst, Otto, Adolf	13. So. im Jahreskreis ☽



*Kapelle „Der Rosenkranz“ im Ehrenbachtal
bei Brodenbach*

JULI

*Macht die Ameis' groß den Hauf'
folgt ein strenger Winter drauf.
Macht sie einen kleinen Haufen,
wird sie schon im Herbst ersaufen.*

1 Montag	Dietrich, Eckart	
2 Dienstag	Wiltrud, Jakob	☉
3 Mittwoch	Thomas	
4 Donnerstag	Ulrich, Bruno	
5 Freitag	Antonius	
6 Samstag	Maria Goretti	
7 Sonntag	Willibald, Ethel, Walfried	14. So. im Jahreskreis
8 Montag	Kilian, Edgar, Adolf	
9 Dienstag	Andreas, Veronika	
10 Mittwoch	Knud, Felicitas, Alexander	☾
11 Donnerstag	Benedikt, Olga, Oliver	
12 Freitag	Sigisbert, Felix	
13 Samstag	Margarete, Bertold, Mildred	
14 Sonntag	Heinrich, Roland	15. So. im Jahreskreis
15 Montag	Waldemar, Bernard	
16 Dienstag	Carmen, Elvira	
17 Mittwoch	Alexius, Marina	●
18 Donnerstag	Answer, Arnold	
19 Freitag	Bernulf	
20 Samstag	Wilmar	
21 Sonntag	Laurentius, Daniel, Julia	16. So. im Jahreskreis
22 Montag	Magdalena, Verena	
23 Dienstag	Brigitta, Apollinaris	
24 Mittwoch	Christine, Christophorus	☽
25 Donnerstag	Jakobus, Thea	
26 Freitag	Anna, Joachim	
27 Samstag	Bertold, Natalie	
28 Sonntag	Benno, Viktor	17. So. im Jahreskreis
29 Montag	Martha, Olaf, Lucilla	
30 Dienstag	Beatrix, Ingeborg	☉
31 Mittwoch	Ignatius, Goswin	

AUGUST

*Wenn der Kuckuck im August noch
schreit,
so gib't's im Winter teure Zeit.*

*Bleiben die Störche noch nach
Bartholomä,
so kommt ein Winter, der tut
nicht weh.*

1 Donnerstag	Alfons, Ulrich	
2 Freitag	Gunzo, Emelius	
3 Samstag	Burchard, Lydia, Benno	
4 Sonntag	Johannes, Rainer	18. So. im Jahreskreis
5 Montag	Oswald, Dominika	
6 Dienstag	Adelheid, Sixtus	
7 Mittwoch	Kajetan, Afra, Juliana	☾
8 Donnerstag	Dominikus	
9 Freitag	Edith, Roman	
10 Samstag	Laurentius, Astrid	
11 Sonntag	Klara, Susanne	19. So. im Jahreskreis
12 Montag	Radegund, Karl	
13 Dienstag	Wigbert	
14 Mittwoch	Maximilian, Eberhard	
15 Donnerstag	Mechthild, Rupert	Mariä Himmelfahrt ●
16 Freitag	Theodor, Rochus	
17 Samstag	Jutta, Karimann	
18 Sonntag	Helena, Claudia	20. So. im Jahreskreis
19 Montag	Sebald, Ludwig	
20 Dienstag	Bernhard, Oswin, Hugo	
21 Mittwoch	Johanna, Franziska	
22 Donnerstag	Regina	☽
23 Freitag	Rosa, Richilde	
24 Samstag	Bartholomäus, Isolde	
25 Sonntag	Ludwig IX., Patricia, Elvira	21. So. im Jahreskreis
26 Montag	Gregor	
27 Dienstag	Monika, Gebhard, Cäsarius	
28 Mittwoch	Augustinus, Elmar	
29 Donnerstag	Sabina	☉
30 Freitag	Felix, Ingo	
31 Samstag	Paulinus v. Trier, Raimund	



Ruine Wernerseck bei Plaidt

SEPTEMBER

*Frische Septemberluft
den Jäger zum Jagen ruft.*

*An Maria Namen
sagt der Sommer „Amen“.*

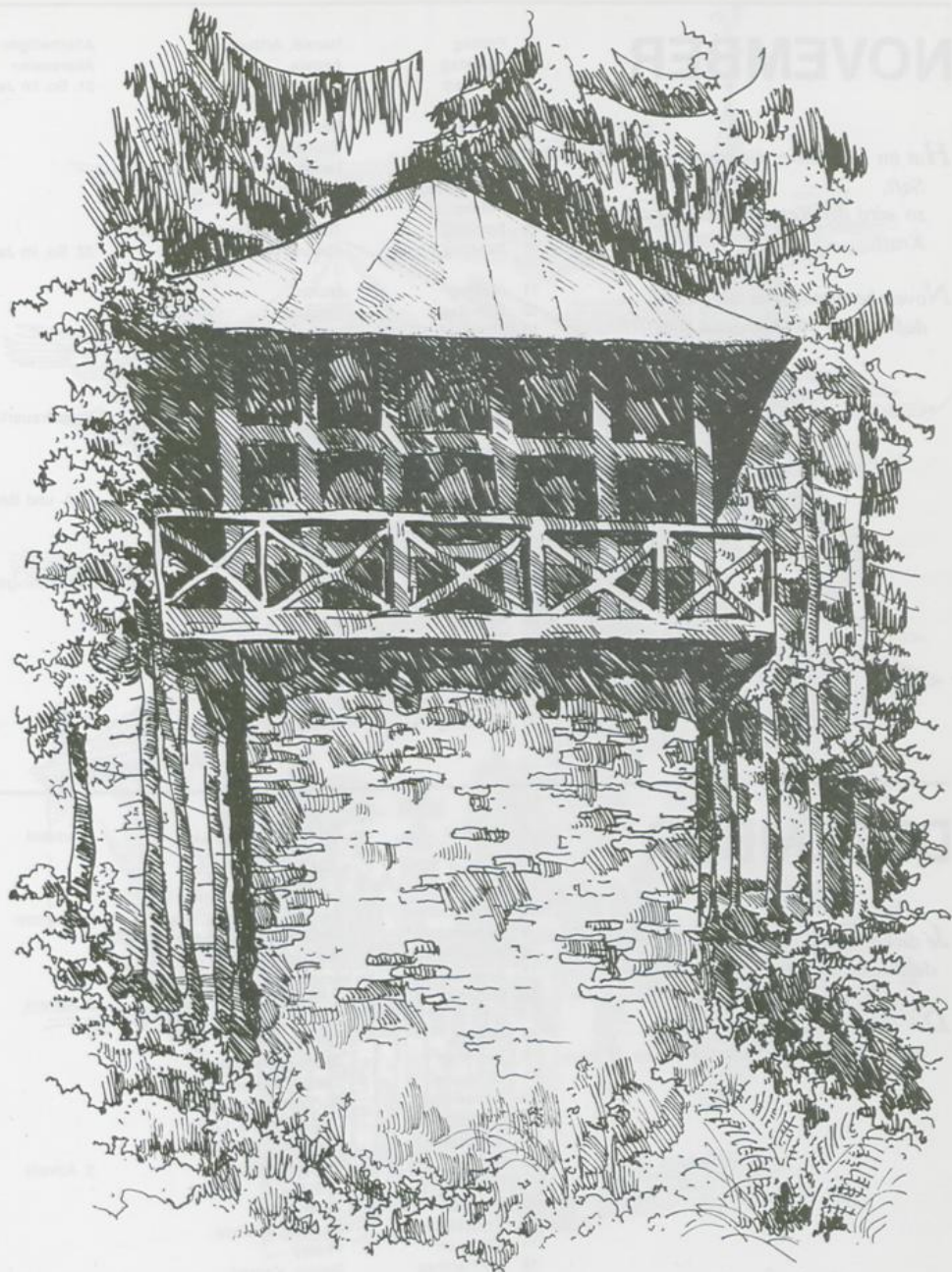
1	Sonntag	Ruth, Verena, Alois	22. So. im Jahreskreis
2	Montag	Ingrid, Franz, Urban	
3	Dienstag	Sophie	
4	Mittwoch	Ida, Iris, Rosalie	
5	Donnerstag	Roswitha, Maria Theresia	
6	Freitag	Magnus, Theobald	
7	Samstag	Otto, Judith, Regina	
8	Sonntag	Adrian, Sergius	23. So. im Jahreskreis
9	Montag	Otmar, Orthold	
10	Dienstag	Nikolaus, Leonhard	
11	Mittwoch	Felix, Ludwig	
12	Donnerstag	Mariä Namen	
13	Freitag	Notburg, Tobias	
14	Samstag	Kornelius	
15	Sonntag	Dolores, Notburg	24. So. im Jahreskreis
16	Montag	Julia, Martin	
17	Dienstag	Hildegard, Robert, Ariane	
18	Mittwoch	Lambert, Richardis	
19	Donnerstag	Albert, Igor	
20	Freitag	Eustachius	
21	Samstag	Jonas, Matthäus Apostel	
22	Sonntag	Mauritius, Gunthild, Ott	25. So. im Jahreskreis
23	Montag	Thekla, Linus	
24	Dienstag	Hermann, Gerhard	
25	Mittwoch	Nikolaus v. Flüe, Gottfried	
26	Donnerstag	Eugenia	
27	Freitag	Hiltrud, Dietrich, Vinzenz v. Paul	
28	Samstag	Wenzel, Dietmar	
29	Sonntag	Gabriel, Michael, Raphael	26. So. im Jahreskreis
30	Montag	Hieronymus, Viktor, Urs	

OKTOBER

*Fällt der erste Schnee ins Wasser,
wird der Winter um so nasser.*

*Nichts kann mehr vor Raupen schützen,
als Oktobereis und Pfützen.*

1	Dienstag	Therese, Werner	
2	Mittwoch	Hermann, Jakob	
3	Donnerstag	Ewald, Udo	
4	Freitag	Franz, Theresia	
5	Samstag	Meinolf, Attila	
6	Sonntag	Renatus, Adalbero, Bruno	27. So. im Jahreskreis Erntedankfest
7	Montag	Rosa, Gerold	
8	Dienstag	Gunther, Brigitta	
9	Mittwoch	Sibylle, Dionysius	Quatember
10	Donnerstag	Viktor, Gereon	
11	Freitag	Meinhard, Bruno	
12	Samstag	Maximilian, Pilar	
13	Sonntag	Andreas, Eduard	28. So. im Jahreskreis
14	Montag	Hedwig, Hildegund	
15	Dienstag	Aurelia, Willa	
16	Mittwoch	Luitgard, Hedwig, Margareta	
17	Donnerstag	Ignatius, Anselm	
18	Freitag	Isaak, Lukas	
19	Samstag	Jean de Brébeuf	
20	Sonntag	Vitalis, Johanna, Wendelin	29. So. im Jahreskreis
21	Montag	Ursula, Himana	
22	Dienstag	Kordula, Blandina	
23	Mittwoch	Severin, Oda	
24	Donnerstag	Antonius, Maria Ciaret	
25	Freitag	Krispin, Ludwig	
26	Samstag	Wigand, Josephine	
27	Sonntag	Wolfhard	30. So. im Jahreskreis
28	Montag	Alfred, Simon	
29	Dienstag	Margarete	
30	Mittwoch	Dietger, Alfons	
31	Donnerstag	Wolfgang, Notburg	



Der Römerturm bei Bendorf/Rh.

NOVEMBER

*Hat im November die Buche noch ihren Saft,
so wird der Regen stärker als der Sonne Kraft.*

*Novemberdonner hat die Kraft,
daß er sehr viel Getreide schafft.*

1	Freitag	Harald, Arthur	Allerheiligen
2	Samstag	Angela	Allerseelen
3	Sonntag	Hubert	31. So. im Jahreskreis
4	Montag	Reinhard, Karl	
5	Dienstag	Emmerich	
6	Mittwoch	Leonhard	
7	Donnerstag	Engelbert, Karina	
8	Freitag	Gottfried	
9	Samstag	Theodor, Roland, Albert Geb.	
10	Sonntag	Justus, Leo	32. So. im Jahreskreis
11	Montag	Martin	
12	Dienstag	Renatus	
13	Mittwoch	Wilhelm	
14	Donnerstag	Alberich	
15	Freitag	Albert d. Gr., Leopold	
16	Samstag	Otmar, Walter	
17	Sonntag	Viktoria, Hilde	Volkstrauertag
18	Montag	Odo, Roman	
19	Dienstag	Elisabeth, David, Mechtild	
20	Mittwoch	Korbinian, Edmund	Buß- und Betttag
21	Donnerstag	Johannes v. Meißen	
22	Freitag	Cäcille	
23	Samstag	Klemens, Felicitas	
24	Sonntag	Flora, Albert	Christkönigsfest, Totensonntag
25	Montag	Katharina, Egbert,	
26	Dienstag	Konrad, Gebhard, Adalbert, Ida	
27	Mittwoch	Oda, Virgil	
28	Donnerstag	Berta, Gunter	
29	Freitag	Friedrich, Jolanda	
30	Samstag	Andreas, Folkhard	

DEZEMBER

*Je dicker das Eis auf Weihnachten liegt,
desto eher der Bauer Frühling kriegt.*

*Der Frost soll klirren,
dann macht der Sommer keine Wirren.*

1	Sonntag	Natalie, Blanka	1. Advent
2	Montag	Bibiana	
3	Dienstag	Franz, Emma, Gerlind	
4	Mittwoch	Barbara, Christian, Adolf	Quatember
5	Donnerstag	Anno, Niels	
6	Freitag	Nikolaus, Henrika	
7	Samstag	Ambrosius, Gerald, Gerhard	
8	Sonntag	Elfriede, Edith	2. Advent
9	Montag	Liborius, Petrus	
10	Dienstag	Diethard, Angelina	
11	Mittwoch	Tassilo, Arthur	
12	Donnerstag	Hartmann, Dietrich	
13	Freitag	Ottilia, Benno, Lucia	
14	Samstag	Franziska, Bertold	
15	Sonntag	Wunibald, Carlo	3. Advent
16	Montag	Adelheid	
17	Dienstag	Lazarus, Jolanda	
18	Mittwoch	Philipp	
19	Donnerstag	Petrus, Konrad	
20	Freitag	Eico, Regina	
21	Samstag	Richard, Thomas	
22	Sonntag	Jutta, Merian	4. Advent
23	Montag	Dagobert, Viktoria	
24	Dienstag	Adam und Eva	Heiliger Abend
25	Mittwoch	Eugenia, Anastasia	1. Weihnachtstag
26	Donnerstag	Stefan	2. Weihnachtstag
27	Freitag	Fabiola	
28	Samstag	Hermann, Otto	
29	Sonntag	Thomas, Lothar	Heilige Familie
30	Montag	Felix, Richard	
31	Dienstag	Melanie	Silvester



St. Hubertuskirche in Dreckenach

Die Ferientermine in den Ländern der Bundesrepublik Deutschland im Schuljahr 1984/85



Angegeben sind jeweils der erste und letzte Ferientag

Land	Weihnachten 1984	Ostern 1985	Pfingsten 1985
Baden-Württemb.	21. 12. 84—11. 1. 85	1. 4.—12. 4.	28. 5.—31. 5.
Bayern	24. 12. 84— 8. 1. 85	1. 4.—13. 4.	28. 5.— 8. 6.
Berlin	22. 12. 84— 5. 1. 85	23. 3.—13. 4.	25. 5.—28. 5.
Bremen	24. 12. 84— 8. 1. 85	28. 3.—15. 4.	28. 5.—29. 5.
Hamburg	24. 12. 84— 5. 1. 85	4. 3.—16. 3.	17. 5.—27. 5.
Hessen	21. 12. 84—12. 1. 85	25. 3.—13. 4.	28. 5.
Niedersachsen	21. 12. 84— 5. 1. 85	23. 3.—13. 4.	25. 5.—28. 5.
Nordrhein-Westf.	22. 12. 84— 7. 1. 85	23. 3.—13. 4.	—
Rheinland-Pfalz	22. 12. 84— 8. 1. 85	1. 4.—19. 4.	25. 5.—28. 5.
Saarland *	22. 12. 84— 5. 1. 85	25. 3.—15. 4.	—
Schleswig-Holst.	22. 12. 84— 5. 1. 85	27. 3.—13. 4.	—

	Sommer 1985	Herbst 1985	Weihnachten 1985
Baden-Württemb.***	25. 7.— 7. 9.	28. 10.—30. 10.	23. 12. 85—13. 1. 86
Bayern	1. 8.—16. 9.	—	23. 12. 85—11. 1. 86
Berlin	18. 7.—31. 8.	26. 10.— 2. 11.	23. 12. 85— 6. 1. 86
Bremen	18. 7.—31. 8.	28. 10.— 2. 11.	23. 12. 85— 4. 1. 86
Hamburg	15. 7.—24. 8.	21. 10.—26. 10.	23. 12. 85— 4. 1. 86
Hessen	11. 7.—21. 8.	7. 10.—12. 10.	21. 12. 85—11. 1. 86
Niedersachsen	18. 7.—28. 8.	23. 10.— 2. 11.	21. 12. 85— 6. 1. 86
Nordrhein-Westf.	18. 6.— 3. 8.	7. 10.—12. 10.	21. 12. 85— 6. 1. 86
Rheinland-Pfalz	4. 7.—14. 8.	21. 10.—26. 10.	23. 12. 85— 8. 1. 86
Saarland **	4. 7.—17. 8.	26. 10.— 2. 11.	21. 12. 85— 4. 1. 86
Schleswig-Holst.	11. 7.—21. 8.	14. 10.—26. 10.	23. 12. 85— 8. 1. 86

* Fastnachtsferien 18. 2.—19. 2. 1985 — ** Fastnachtsferien 10. 2.—11. 2. 1985 — *** Reformationsfest 31. 10. 1985 schulfrei

Ein Jahr Verwaltungsarbeit für unsere Bürger

Rückblick auf das Jahr 1984



Langscheid, Verbandsgemeinde Mayen-Land, wurde schönste Gemeinde im Landkreis Mayen-Koblenz im Kreiswettbewerb 1984 „Unser Dorf soll schöner werden“. Neben Langscheid (67,4 Punkte) qualifizierten sich mit 65,9 Punkten auch Nörtershausen, Verbandsgemeinde Untermosel, und mit 64,6 Punkten Volkesfeld, Verbandsgemeinde Mendig, für den Bezirksentscheid.

Auf Bezirksebene belegte Nörtershausen einen hervorragenden 2. Platz. Die Gemeinde qualifizierte sich damit für den Landesentscheid und wurde dort mit einer Silbernen Plakette ausgezeichnet.

Kfz-Zulassung noch schneller

Eine organisatorische Änderung zum 1. Juni 1984 hat bei der Kfz-Zulassungsstelle des Landkreises Mayen-Koblenz in Koblenz zur Beschleunigung des Verfahrensablaufs beigetragen.

Durch die Auflösung der Barkasse konnten die Wartezeiten im Interesse der Bürger weiter reduziert werden. In der Zeit, in der die Be-

sucher ihre Gebühren bei der Sparkasse Koblenz einzahlen und die neuen Kfz-Schilder bei den ebenfalls in unmittelbarer Nähe gelegenen Herstellern anfertigen lassen, werden die Verwaltungsarbeiten abgeschlossen und die Fahrzeugpapiere zur Aushändigung bereitgehalten.

Kreiskrankenhaus: Investitionen, die sich lohnen

Mit einem Investitionsvolumen von über 1,5 Mio. DM hat man im Kreiskrankenhaus „St. Elisabeth“, Mayen, wesentliche Verbesserungen im Bereich der medizinisch-technischen Einrichtungen und der Kommunikationsmöglichkeiten vorgenommen.

Bei den medizinischen Einrichtungen ist besonders die bauliche und gerätemäßige Neugestaltung der Intensivstation (Foto) zu erwähnen, die man dem modernsten Stand der Intensivmedizin angepaßt hat.

Des Weiteren konnten die Diagnose- und Behandlungsmöglichkeiten in der Urologischen Abteilung durch die Beschaffung einer neuen fachbezogenen Ultraschalleinheit erweitert, das Zentrallabor noch weiter automatisiert, die bereits vorhandene Röntgeneinrichtung

im Zentral-OP durch eine neue Röntgenanlage ersetzt und für alle Patientenbetten die Möglichkeit eines Telefonanschlusses geschaffen werden.



Sinnvolle Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen

Die Kreisverwaltung führt seit einiger Zeit mit Unterstützung des Arbeitsamtes Koblenz immer wieder Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen mit dem Ziel durch,

- für arbeitssuchende Menschen zumindest vorübergehend Arbeitsgelegenheiten anzubieten und
- Aufgaben wahrzunehmen, die im öffentlichen Interesse liegen, aber wegen mangelnden Personals oder fehlender Finanzmittel nicht erledigt werden könnten.

Im einzelnen handelte es sich 1984 um folgende Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen:

- Erstellung von Baubestandsbüchern für kreiseigene Schulen

- Überarbeitung von Katasterkarten
- Säuberung des Moselseitentales bei Niederfell
- Sicherung der Umwelt im Landschaftsschutzgebiet Naturpark „Rhein-Westertal“ — Abschnitt Sayntal —
- Fotografische Bestandsaufnahme von Kulturdenkmälern
- Koordinierung überörtlicher Planungen.

Bei diesen Maßnahmen erhielten 14 Personen für die Dauer von 6 Monaten bis zu einem Jahr eine Beschäftigung.



Ein Schnitt und die neue Kreisstraße ist für den Verkehr freigegeben. Gemeinsam zerschneiden Landrat Dr. Klinkhammer (rechts) und Oberbürgermeister Dr. Küffmann, Andernach, das Band bei der Inbetriebnahme der K 47 (Ostumgehung Andernach).

Kreisstraßennetz weiter ausgebaut

Für Neu- und Ausbaumaßnahmen an den Kreisstraßen im Landkreis Mayen-Koblenz wurden in 1983 insgesamt 8 Mio. DM ausgegeben. An den Kosten beteiligten sich Bund und Land mit 4 Mio. DM, die Gemeinden (nach den Ortsdurchfahrtsrichtlinien) mit rund 1 Mio. DM und der Kreis selbst mit 3 Mio. DM. Weitere 2 Mio. DM hat der Kreis für die laufende Unterhaltung der Kreisstraßen ausgegeben.

Die Haushaltsansätze für 1984 liegen bei 12 Mio. DM Gesamtaufwand für Neu- und Ausbau und bei 2,2 Mio. DM für die laufende Unterhaltung.

Gewässer werden gepflegt

Dem Landkreis Mayen-Koblenz obliegt die Unterhaltungspflicht für ca. 93 km Wasserläufe II. Ordnung. Hierzu gehören der Saynbach, der Brexbach, die Nette, die Elz und der Krufter Bach.

An diesen Wasserläufen standen 1983 auf einer Gesamtlänge von mehr als 1,5 km Regulierungs-, Räumungs- und Sicherungsarbeiten gegen Hochwasser an. Rund 180 000,— DM mußten für diese Arbeiten aufgebracht werden.

Bei der Pflege der Gewässer legt der Landkreis großen Wert auf naturnahe Sanierung. Die Wasserläufe werden nicht zu Kanälen ausgebaut; die Arbeiten beschränken sich vielmehr auf die Sicherung der Ufer und der angrenzenden Grundstücke (unser Foto).

1983—1984 erfolgte die Verkehrsfreigabe für folgende Projekte:

- K 47 — Ostumgehung Andernach (Ende Dezember 1983)
- K 43 — Ortsdurchfahrt Kattenes (November 1983)
- K 41 — Ortsdurchfahrt Löff (Mai 1984)
- K 83 — Jahnstraße Vallendar (Mai 1984).

Weiterhin konnten 1984 die Bauarbeiten an der K 80 (Weitersburger Weg, Vallendar), der K 54 (Ortsdurchfahrt Thür) und an der K 21 (Ortsdurchfahrt St. Johann, I. Bauabschnitt) abgeschlossen werden.



**Retten,
Löschen,
Bergen,
Schützen**



Kreisfeuerwehrtag 1984: Demonstration leistungsstarker Feuerwehren



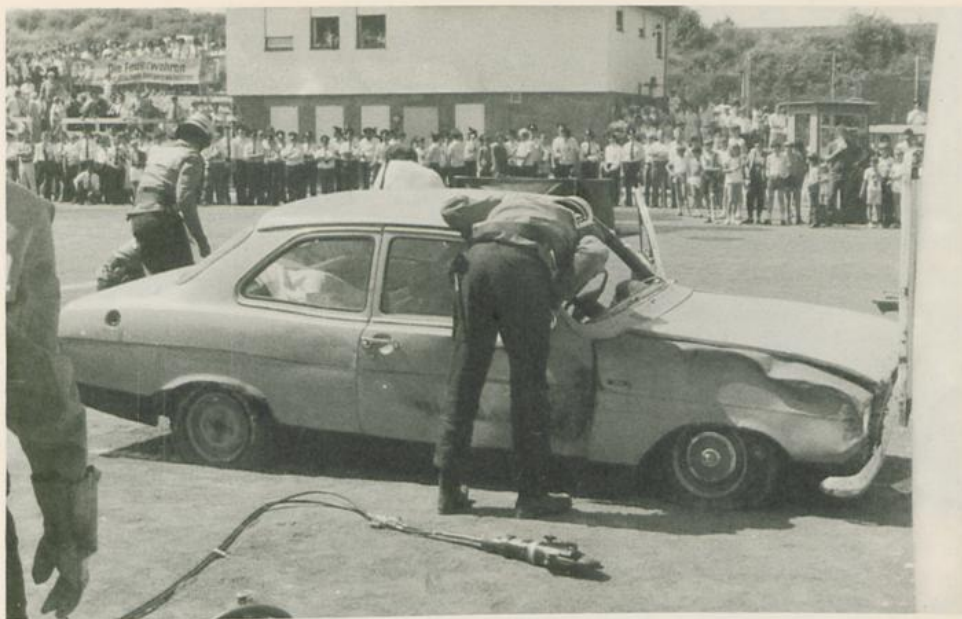
Am 7. und 8. Juli 1984 fand in Polch, Verbandsgemeinde Maifeld, der Kreisfeuerwehrtag 1984 des Landkreises Mayen-Koblenz



statt. Nach Feuerwehrtagen 1975 in Winnigen, 1978 in Waldesch und 1980 in Bendorf sah diesmal Polch eine hervorragende Leistungsschau der Feuerwehren.

Ein imponierender Festkommers am 7. Juli 1984, der auch aus Anlaß des 60jährigen Bestehens der Freiwilligen Feuerwehr Polch stattfand, legte den Grundstein für einen Feuerwehrtag, der von Harmonie und perfekter Organisation geprägt war.

Der nächste Tag begann mit einer Wehrführertagung (Foto Bildmitte), die unter bewährter Leitung von Kreisfeuerwehrrinspektor Kolbet und dem Kreisdeputierten Mohr stand. Hier wurden feuerwehrspezifische, aber auch versicherungsrechtliche Probleme besprochen und diskutiert. Festzug und Schauübung (Foto links) lockten dann am Nachmittag zahlreiche Besucher nach Polch.



Bei diesen Veranstaltungen ließ es sich Landrat Dr. Klinkhammer nicht nehmen, den Festzug, der einer Demonstration der Feuerwehren gleichkam, anzuführen. Die anschließenden Übungen (Löschen, Retten, Bergen) zeigten deutlich den hohen Leistungsstandard der Feuerwehren des Kreises, aber auch der sie unterstützenden anderen Hilfsorganisationen (Foto oben).

Ein besonderer Höhepunkt der Veranstaltung war die Übergabe eines neuen Feuer-

wehrgroßfahrzeuges, eines Einsatzleitwagens (unteres Foto) durch Landrat Dr. Klinkhammer. Er stellte ein völlig neu konzipiertes Fahrzeug vor, das auf einer vollkommen neuen Konstruktion basiert. Dieses vom Kreis für den überörtlichen Brand- und Katastropheneinsatz beschaffte Fahrzeug ist in Weißen-thurm stationiert.

Alles in allem kann festgehalten werden, daß dieser Kreisfeuerwehrtag eine großartige Werbung für die Feuerwehren und deren Wirken war.



Schulbaumaßnahmen machen Fortschritte

Mit einem Kostenaufwand von 9,7 Mio. DM errichtet der Landkreis Mayen-Koblenz in Münstermaifeld eine Schulanlage mit Turnhalle.

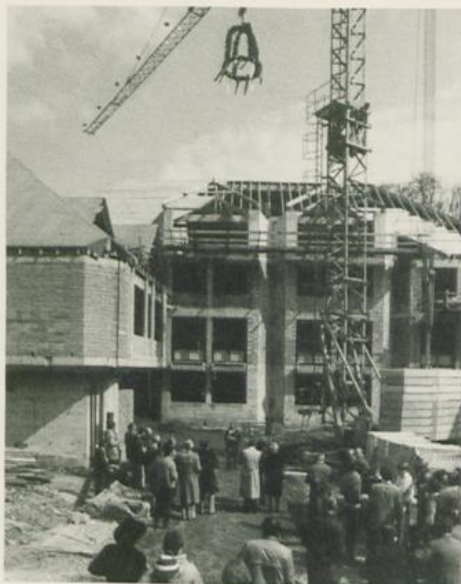
Nach nur neunmonatiger Bauzeit konnte Mitte April 1984 am Neubauteil des Kurfürst-Balduin-Gymnasiums der Richtkranz aufgezogen werden (Foto rechts).

Landrat Dr. Klinkhammer dankte den Männern vom Bau für deren hervorragende Arbeit. Er ließ aber auch den Architekten Brühl und die „Kommunalbau Rheinland-Pfalz“ nicht unerwähnt, die in konstruktiver Zusammenarbeit mit den Kreisgremien maßgeblich zum guten Gelingen des Werkes beitragen.

Im Frühjahr 1985 sollen die umfangreichen Arbeiten abgeschlossen sein. Dann werden alle Gymnasien in der Trägerschaft des Landkreises Mayen-Koblenz über Räumlichkeiten und Einrichtungen verfügen, die eine moderne Unterrichtsgestaltung ermöglichen und damit beste Voraussetzungen für einen qualifizierten Schulabschluß bieten.

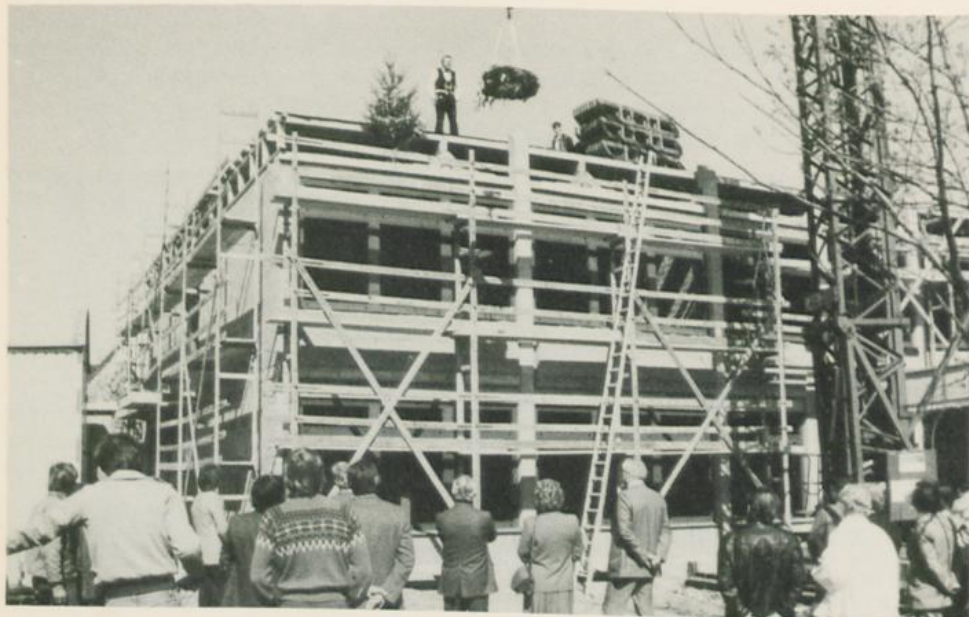
Ebenfalls im Monat April 1984 fand das Richtfest für den Um- und Erweiterungsbau der Schule für Lernbehinderte in Andernach an der Grundschule St. Stephan (Kostenvolumen 3,4 Mio. DM) statt (Foto unten).

Den Grundsatzbeschluß zum Bau dieser



neunklassigen Sonderschule mit Fach- und Nebenraumprogramm, unter Einbeziehung des vorhandenen 4-Klassen-Traktes der Grundschule St. Stephan, hatte der Kreistag im Juni 1981 gefaßt. An den Kosten beteiligt sich das Land mit 1,72 Mio. DM und die Stadt Andernach mit 556 000,— DM.

Mit der Fertigstellung wird zum Schuljahresbeginn 1985/86 gerechnet.





10 Jahre Berufsbildende Schule Andernach

— Praxisbezogene Ausbildung durch modernste Technologie —

Ihr 10jähriges Bestehen feierte 1984 die Berufsbildende Schule Andernach. Sie war auf Antrag des Landkreises Mayen-Koblenz durch das Kultusministerium von der Berufsbildenden Schule Mayen losgelöst und zu Beginn des Schuljahres 1974/75 verselbständigt worden.

Um den räumlichen und sachlichen Anforderungen, die an eine berufliche Ausbildung gestellt werden, gerecht zu werden, errichtete der Kreis damals mit einem Kostenaufwand von 20,6 Mio. DM einen großzügigen Schulkomplex mit Turn- und Gymnastikhalle.

Moderne Kfz-, Metall- und Elektrowerkstätten wurden eingerichtet. Die Ausstattung dieser Fachklassen wird ständig dem neuesten Stand der Technik angepaßt. Bester Beweis dafür im Jahre 1984 ist die Anschaffung einer computergesteuerten Werkzeugmaschine für die „Metaller“ (Foto oben), die 80 000,— DM kostete.

Im Schuljahr 1983/84 besuchten in 76 Klassen 1737 Schülerinnen und Schüler die Berufsbildende Schule, davon 1404 Teil- und 333 Vollzeitschüler.

Gymnasium Bendorf: Schulversuch hat sich bewährt

Mit Ablauf des Schuljahres 1983/84 endete am Gymnasium Bendorf der 1979 gestartete Schulversuch „Integration körperbehinderter Schüler in das Gymnasium“.

Sinn und Zweck war es, das bestehende Defizit an Bildungsmöglichkeiten für Körperbehinderte in den Sekundarstufen I und II abzubauen und ihnen einen ihren intellektuellen Fähigkeiten entsprechenden Schulabschluß zu ermöglichen.

Die Einführungsphase ist sehr erfolgreich verlaufen. Das Kultusministerium hat daher

mit Zustimmung des Kreistages den Schulversuch mit dem Schuljahr 1984/85 in die Regelform überführt, d. h. zukünftig werden am Gymnasium Bendorf auch körperbehinderte Schüler ständig unterrichtet.

Die durch die Beschulung von Behinderten am Gymnasium Bendorf entstehenden zusätzlichen Sachkosten trägt der Landkreis Mayen-Koblenz in voller Höhe. Während der Phase als Schulversuch wurden 85 % der Mehrkosten vom Land Rheinland-Pfalz erstattet.



Große Beachtung fanden die ausgestellten Arbeiten der Schülerinnen und Schüler der Schule für Geistigbehinderte Mayen. Sie wurden mit viel Geduld im Werkunterricht angefertigt.

Kunst im Kreishaus

Im Oktober 1984 fand im Kreishaus die 4. Kunstausstellung statt. Künstler aus Andernach, Mayen, Mendig und der Untermosel zeigten hier das breite Spektrum ihrer Arbeiten. Ziel der Ausstellung war es, die „Kunden der Kreisverwaltung“ mit den Werken heimischer Künstler bekanntzumachen und damit deren Arbeit zu unterstützen.

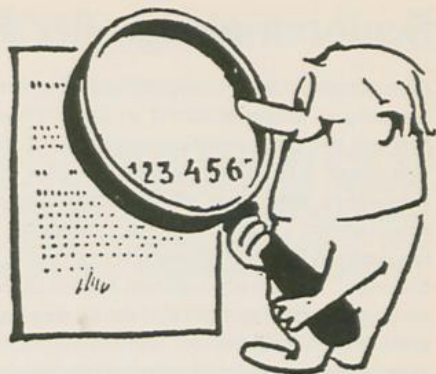
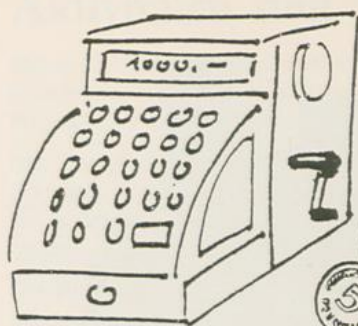
Darüber hinaus bot man aber auch in kleinerem Rahmen Kunst dar. So konnten in den eigens für derartige Zwecke vom Kreis beschafften Glasvitrinen Keramiken von Annemarie Röckelein, Polch, und Elmar Kubicek, Münstermaifeld-Mörz, bewundert werden.

Darüber hinaus waren 1984 Bastel- und Handarbeiten sowie Werkarbeiten aus Ton und Holz der Schule für Geistigbehinderte Mayen zu sehen (Foto oben). Dem Betrachter wurde deutlich, mit wieviel Geschick und Liebe zum Detail die behinderten Schülerinnen und Schüler ihre Arbeiten gefertigt hatten.

Ferner gab eine Sonderausstellung des Eifeler Landschaftsmuseums Mayen einen Einblick in das breite Spektrum von Ausstellungsgegenständen, die in der Mayener Genovevaburg zu sehen sind (Foto unten). Si-

cherlich haben die ausgestellten Bodenfunde und Werkzeuge aus der Ur-, Vor- und Frühgeschichte der Eifel so manchen Besucher zu einem Museumsbesuch in Mayen ange-regt.





Kontrolle wichtiger denn je

Gerade in einer Zeit leerer Kassen der öffentlichen Hand ist der Tätigkeit eines Rechnungs- und Gemeindeprüfungsamtes innerhalb einer Kreisverwaltung als dem Überwacher der Haushalts- und Wirtschaftsführung des Kreises sowie der Verbands- und der Ortsgemeinden eine besondere Bedeutung beizumessen. Gilt es doch bei allen durchzuführenden Prüfungen in erster Linie zu kontrollieren, ob die Steuergelder ordnungsgemäß verwendet und die einzelnen Körperschaften sparsam und wirtschaftlich verwaltet werden.

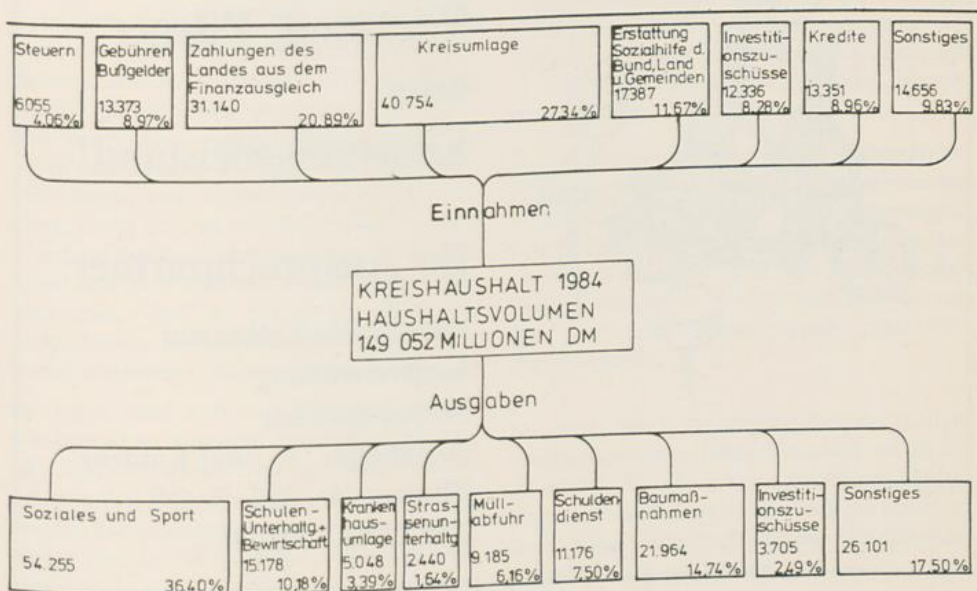
Darüber hinaus stehen die Prüfer aber auch

den Behördenleitern und den Kassenverwaltern bei der Lösung ihrer vielseitigen Probleme, insbesondere was die Haushalts-, Kassen- und Rechnungsführung betrifft, als Helfer und Ratgeber zur Verfügung.

Diesen verantwortungsvollen Aufgaben ist das Rechnungs- und Gemeindeprüfungsamt des Landkreises Mayen-Koblenz auch im Jahre 1984 vollauf gerecht geworden.

Auch in Zukunft wird die Wahrung des Grundsatzes der Sparsamkeit und der Wirtschaftlichkeit oberstes Ziel aller Prüfungstätigkeiten des Rechnungs- und Gemeindeprüfungsamtes sein.

HAUSHALTSPLAN 1984 DES LANDKREISES MY—KO (IN 1000 DM)

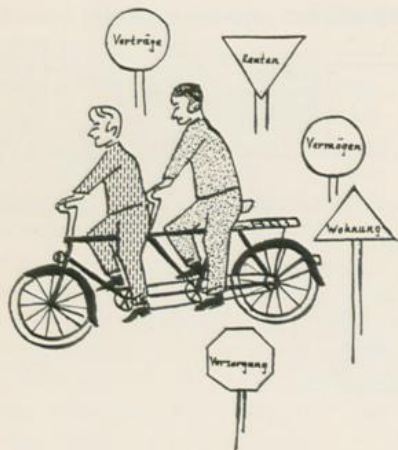


Senioren auf großer Fahrt

Zum zweiten Mal veranstaltete die Kreisverwaltung Mayen-Koblenz in Zusammenarbeit mit der Straßenverkehrsgenossenschaft Rheinland e.G. (SVG) Mitte Mai 1984 eine Altenfahrt. Weit über 100 Senioren aus den Altenheimen „Humboldthöhe“ Vallendar, Altenzentrum Bendorf sowie Altenzentrum „St. Stephan“ Andernach nahmen in drei Bussen an einer Besichtigungsfahrt durch den Landkreis Mayen-Koblenz teil. Sehenswürdigkeiten und Schönheiten der Landschaft standen auf dem Programm. So führte die Fahrt u. a. auch zur Burg Thurant, Alken, die man auch besichtigte.

Landrat Dr. Klinkhammer (Bildmitte) und Vorstandsmitglied der SVG Edmund Schmitz (zweiter von links) begleiteten die Senioren an diesem erholsamen Tag, dessen gemütlicher Höhepunkt eine große Kaffeetafel war.

Die Teilnehmer der Altenfahrt waren von der Reise begeistert und für die gebotene Abwechslung dankbar. Dem vielfachen Dank schloß sich der Wunsch an, solche Fahrten öfters zu unternehmen.



**Helfen Sie mit —
werden Sie
Vormund, Pfleger
oder
Erziehungsbeistand!**

Ihr Ansprechpartner:

**Frau Gisela Fuhrmann
Kreisverwaltung
Mayen-Koblenz
Bahnhofstr. 9, 5400 Koblenz
Zimmer-Nr. 312, 3. OG.
Tel. 0261/108-383**

Aktivitäten zum Wohl der Pflegekinder

Schon zur Tradition geworden ist das Pflegekinderfest, welches das Kreisjugendamt Mayen-Koblenz alljährlich veranstaltet.

Das diesjährige Pflegekinderfest fand am Samstag, 7. 7. 1984, in und um den Kindergarten in Brodenbach statt und stand unter dem Motto: „Spielen mit Spaß“ (Foto unten).

Die Pflegekinderfeste werden jährlich vom Kreisjugendamt neben den zweimal im Jahr

stattfindenden Pflegeelternseminaren durchgeführt.

Erfreulich ist, daß die Einrichtung eines speziellen Pflegekinderdienstes, die verstärkte Öffentlichkeitsarbeit sowie die besonderen Aktivitäten (Pflegeelternschulungen) dazu beitragen, mehr Pflegefamilien zu gewinnen.

Spaß bereiteten die Spiele beim Pflegekinderfest.



Buttery-Wettbewerb führt Jugendliche zusammen

Im Jahre 1983 konnte im Landkreis Mayen-Koblenz erstmals der BATTERY-Wettbewerb durchgeführt werden.

Es handelt sich hierbei um einen Quizwettbewerb, der im englischen Partnerschaftskreis Borough of Waverley bereits seit einigen Jahren mit gutem Erfolg veranstaltet wird und dort nach einem ehemaligen Landrat benannt wurde. Dem Wettstreit der Jugendlichen liegen zwei Gedanken zugrunde: zum einen sollen sich die verschiedenen Gruppen innerhalb der Region auch einmal außerhalb ihres eigenen Verbandes kennenlernen. Darüber hinaus dient der Wettbewerb dazu, die Jugendlichen des Landkreises und des Partnerschaftskreises näher zu bringen.

Im Jahre 1983 hatten sich insgesamt 26 Mannschaften aus dem Kreisgebiet an diesem Quizwettbewerb beteiligt. Sieger im nationalen Wettbewerb wurden die Mannschaften des Freundschaftskreises Cranleigh/Vallendar und der Katholischen Jugend Nickenich.

Die jeweils besten Mannschaften aus dem Borough of Waverley und dem Landkreis Mayen-Koblenz ermitteln jährlich einen gemeinsamen Sieger. Diese Entscheidungen finden im Rahmen von internationalen Jugendbegegnungen abwechselnd im Borough of Waverley und im Landkreis Mayen-Koblenz statt.

Bei der Endausscheidung 1983 in Mendig beglückwünschte Landrat Dr. Klinkhammer als internationalen Sieger die gemeinsame Mannschaft des Freundschaftskreises Cranleigh/Vallendar und der Katholischen Jugend Nickenich. Er überreichte einen von den Landräten beider Kreise gestifteten Wanderpokal.

Im Jahre 1984 hatte sich die Zahl der teilnehmenden deutschen Mannschaften von 26 auf 32 erhöht. Für die Endausscheidung 1984 in England haben sich dabei die Mannschaften des Jugendtreffs Kruft und der Katholischen Jugend Kettig qualifiziert.

Umweltschutz wird großgeschrieben

Im Jahre 1983 stand im Kreisgebiet die Umstellung der Hausmüllabfuhr auf die einheitlichen 240-l-Müllbehälter an. Dabei erhielt jedoch nicht jeder Haushalt eine solch große Mülltonne, sondern mehrere kleine Haushalte auf einem Grundstück wurden zusammengefaßt, wobei pro Person ein wöchentliches Müllvolumen von 40 l zugrunde gelegt wurde.

Trotz dieser Volumenerhöhung, die vordergründig glauben ließ, jetzt müsse durch den Bürger mehr Müll produziert werden, führte der Landkreis gerade 1983 und 1984 verschiedene Sondersammelaktionen für spezifische Müllsorten durch.

So z. B. mehrere zentrale Glassammlungen, mit den bei vielen Haushalten verbliebenen alten Mülltonnen (70/110 l) sowie zentrale Altpapiersammlungen, die wie die Altglasammlungen flächendeckend für den ganzen Kreis erfolgten. Sammelgebiete von Organisationen oder Vereinen wurden bei diesen Aktionen ausgeklammert, um diesen Institutionen Einnahmequellen für ihre gemeinnützigen Zwecke nicht zu nehmen.

In zwei speziellen Sammelaktionen, in Zusammenarbeit mit den Fachkräften der Gesellschaft zur Beseitigung von Sonderabfällen, war Problem Müll aus Haushalten (z. B.

Reste von Pflanzenschutzmitteln, Säuren, Lacken und Farben, Altmedikamente, Batterien usw.) das Ziel.

Die Sammelergebnisse besserten sich von Aktion zu Aktion. Zum einen Zeichen dafür, daß der Bürger auch mit dem Müll umweltbewußter umgeht, zum anderen Verpflichtung für die Verwaltung, solche Aktionen ständig zu wiederholen.

So wird für **Altglas** die flächendeckende Versorgung mit ausreichenden Altglascontainern fortgesetzt. Neben den zentralen **Altpapiersammlungen**, die weiterhin mehrmals jährlich stattfinden, haben die Apotheken im Kreisgebiet für Altmedikamente einen eigenen Rücknahmedienst mit sicheren Sammelbehältern eingerichtet.

Für **Batterien** (insbesondere quecksilberhaltige Batterien) bemüht sich der Kreis, über die Fachhändler (Foto/Optik/Akustik) einen Rücknahmedienst zu organisieren.

Bei all diesen Bemühungen steht im Vordergrund, gefährliche Substanzen dem Hausmüll fernzuhalten, Rohstoffe und damit Energie einzusparen und wertvollen Deponieraum zu strecken.

Die bewußte Mitwirkung des Bürgers ist dazu erforderlich, denn ...

UMWELTSCHUTZ beginnt zuhause



Wiederverwertbare Materialien oder Problemabfälle gehören nicht in den Hausmüll.
Die Kreis-, Stadt- und Verbandsgemeindeverwaltungen geben Auskunft über Sammelstellen und Sammelaktionen.

Eine Aktion des Ministeriums für Soziales, Gesundheit und Umwelt in Zusammenarbeit mit Ihrer Kreis- bzw. Stadtverwaltung



Naturschutzgebiet an der Mosel zwischen Dieblich und Niederfell.

Erhebliche Fortschritte zur Erhaltung der Natur

Neben den bisherigen 15 ausgewiesenen Naturschutzgebieten im Landkreis Mayen-Koblenz konnten zur Jahreswende 1983/84 weitere 6 Gebiete geschützt werden, die die Bezirksregierung Koblenz einstweilig unter Naturschutz stellte.

Es handelt sich dabei um folgende Landschaftsbereiche:

1. Langenberg,
2. Gänsehals, Schorenberg, Burgberg und Schmitzkopf,
3. Hochstein,
4. Sulzbusch,
5. Korretsberg,
6. Nettetal.

Damit hat sich die Fläche der Naturschutzgebiete im Landkreis Mayen-Koblenz von 1808,16 ha (2,2% der Kreisfläche) auf

3758,16 ha (ca. 4,6% der Kreisfläche) vergrößert. Ein Anteil, der weit über dem Landesdurchschnitt liegt.

Als besondere Aktivitäten der Landespflege sind im Jahre 1984 die Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen Säuberung des Sayntals und der Moselhänge im Raum Dieblich/Niederfell herauszustellen. Entgegen verschiedener Unkenrufe gelang es, das zur Müllkippe verlorde Sayntal in enger Zusammenarbeit zwischen Kreisverwaltung, Fa. Wagner, Lahnstein, und Stadt Bendorf in kurzer Zeit zu säubern. Als besonders schwierig und personalintensiv haben sich die Arbeiten in den steilen Moselhängen erwiesen.

Abfall verschandelt oftmals die Natur. Das Foto entstand bei der Säuberung des Sayntals in der Nähe von Bendorf.



Dorfentwicklung und -gestaltung im Landkreis

Der Wert eines gewachsenen und in die Landschaft eingebundenen Dorfes wird wieder geschätzt. Dies führt dazu, daß der Gestaltung des ländlichen Lebensraumes durch die Entwicklungsplanung und Dorferneuerung im zunehmenden Maße Aufmerksamkeit gewidmet wird.

Das Land Rheinland-Pfalz stellt in seinem Landeshaushalt 1984/85 insgesamt 39 Mio. DM für die Förderung von Dorferneuerungsmaßnahmen zur Verfügung. Damit wird das Land diejenigen Kommunen bei der Dorferneuerung unterstützen, bei denen die eigene Finanzkraft nicht ausreicht.

Am Beginn der Dorferneuerung und -gestaltung steht die Klärung der Zukunftsperspektive der Gemeinde, die in einem Meinungs- und Willensbildungsprozeß zwischen Rat und Bürgern zu einem Gesamtkonzept der Dorferneuerung zusammengefügt wird. In diesem Gesamtkonzept soll all das zum Ausdruck kommen, was Bürger und Gemeindeverwaltung gemeinsam für die Gemeinde erreichen wollen.

Die Beratung und Information über bestehende Förderungsmöglichkeiten im Rahmen der Dorferneuerung wird durch den Landkreis verstärkt durchgeführt.

So war 1983 im Kreishaus in Koblenz eine viel beachtete Ausstellung zum Thema Dorfent-

wicklung und -gestaltung zu sehen. Ebenso wurden die Bürgermeister des Kreises über diese Thematik informiert.

Seit Anfang 1984 beschäftigt der Landkreis Mayen-Koblenz im Rahmen einer AB-Maßnahme mehrere qualifizierte Ingenieure, die unter wissenschaftlicher Begleitung von Professor Lammert Grundlagenermittlungen und Programmstudien erstellen, auf deren Basis später eine problemgerechte Dorferneuerung von den Ortsgemeinde betrieben werden kann.

Die Programmstudie — im Kreis Mayen-Koblenz wurde in diesem Zusammenhang exemplarisch eine solche für den Bereich der Verbandsgemeinde Maifeld aufgestellt — dient als Grundlagenermittlung dazu, den Gemeinden bestehende Schlüsselprobleme und Konflikte aufzuzeigen, um ihnen damit den Weg zu einer Dorfentwicklungsplanung zu ebnet.

Der Kreis sieht seine Aufgabe auf dem Gebiet der Dorferneuerung und -gestaltung, in der Unterstützung und in der Erstellung von Handreichungen für die Gemeinden zur Frage der Dorferneuerung im weitesten Sinne.

Diese sind keine Richtlinien oder etwa Weisungen; sie sollen vielmehr den Entscheidungsträgern in den örtlichen Gemeinden Hinweise und Überlegungen an die Hand ge-

Beispiel eines renovierten Bruchsteinhauses in Moselsürsch.



ben, die es ihnen erleichtern sollen, Maßnahmen der Dorfentwicklung zu beurteilen und eine ausgewogene Ortsentwicklung zu betreiben.

Die eigentliche Erstellung der Dorfentwicklungspläne erfolgt nicht durch den Landkreis. Die Gemeinden haben jedoch die Möglichkeit, aufgrund ihrer ortsplanerischen Verantwortung einen freiberuflichen Architekten / Planer mit der Erstellung eines Dorfentwicklungsplanes zu beauftragen. Zwischenzeitlich haben bereits einige Gemeinden den Be-

schluß zur Aufstellung eines Dorfentwicklungsplanes gefaßt.

Die notwendige Breitenwirkung der Dorferneuerung hängt in erster Linie von den Gemeinden selbst ab.

Die Förderung hilft den Gemeinden, deren Finanzkraft alleine nicht ausreicht.

Die flankierenden Maßnahmen wie Koordination, Beratung und Informationsaustausch, sind für den Erfolg der Dorferneuerung eine unverzichtbare Ergänzung.

Ein Kleinod vor dem Verfall gerettet

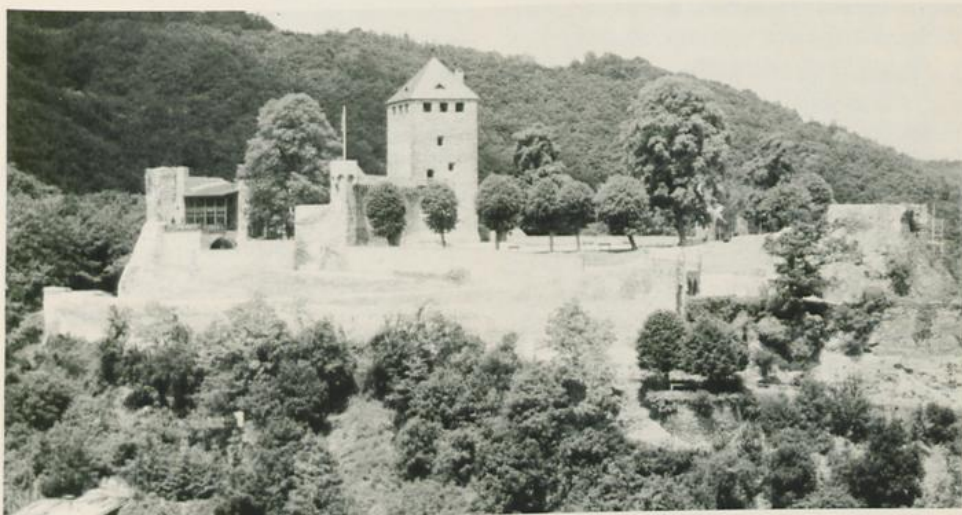
Im Juni 1984 ist das Kreisgebiet um einen kulturellen Anziehungspunkt reicher geworden. Seit 1981 wurden erhebliche Anstrengungen unternommen, die Burg Sayn (Foto) vor dem weiteren Verfall zu bewahren und in einen Anziehungspunkt für den Fremdenverkehr zu verwandeln. Unter anderem stellte die Wirtschaftsförderungsgesellschaft des Landkreises Mayen-Koblenz ein Darlehen zur Verfügung. Die WFG förderte das Projekt unter dem Gesichtspunkt, daß der Landkreis mit vergleichbaren Regionen hinsichtlich Angebot und Landschaft in einem scharfen Wettbewerb steht.

Die Geschichte hat uns eine Fülle von historisch reizvollen Baudenkmalern als wesentlich touristische Infrastrukturelemente hinterlassen.

Die Entstehung der Burg Sayn, die 1632 wäh-

rend des 30jährigen Krieges zerstört wurde, ist auf das Jahr 1152 zurückzuführen. Bei Restaurationsarbeiten konnten die Grundmauern einer Burgkapelle mit einem sehr schönen Zierfußboden aus der Zeit um 1200 freigelegt werden. Auch sonst ist die Burg als Ausflugsziel bestens gerüstet. So sorgt eine Burgschänke für das leibliche Wohl der Gäste, und für die schöne Jahreszeit steht ein Biergarten für über 200 Personen zur Verfügung. Darüber hinaus legte man um die gesamte Anlage einen umfassenden Wildpark an und bestückte sie mit Rot-, Dam- und Muffelwild.

Dem regen Interesse der Bevölkerung anlässlich der Eröffnungsfeierlichkeiten nach zu urteilen, wird sich die Burg Sayn zu einem attraktiven Ausflugsziel weit über die Grenzen des Kreisgebietes hinaus entwickeln.



Wirtschaftsförderung im Landkreis

— Fremdenverkehr, ein Standbein unserer Wirtschaft —



Planungsentwurf Hotelprojekt Rombelsheim, Winnigen

Die Aufgaben der Wirtschaftsförderung obliegen im Landkreis Mayen-Koblenz der „Wirtschaftsförderungsgesellschaft am Mittelrhein mbH“.

Gegenstand und Zielsetzung dieser Gesellschaft, an der der Kreis mit 95,8 % beteiligt ist, sind, alle Maßnahmen zu fördern, die der Entwicklung und Verbesserung der Wirtschafts- und Sozialstruktur des Kreises dienen.

Die Schwerpunkte der Wirtschaftsförderung liegen in den Bereichen der gewerblichen Wirtschaft und des Fremdenverkehrs.

Als Beispiel für die Bemühungen der WFG zur Förderung des Fremdenverkehrs im Landkreis Mayen-Koblenz kann die Neuerichtung eines 80-Betten-Hotels in Winnigen exemplarisch hervorgehoben werden.

Der Wirtschaftsförderungsgesellschaft ist es gelungen, einen privaten Investor für die Errichtung eines Hotels in Winnigen zu interessieren und von dem Konzept zu überzeugen, daß es im Bereich des Fremdenverkehrs sinnvoll ist, in einem verkehrsmäßig so gut erschlossenen und angebundenen Raum zu investieren.

Hervorzuheben bleibt, daß der Baukörper des Hotels sich aufgrund seiner sehr gelungenen Architektur in hervorragender Weise in die Landschaft einfügt.

Im Zusammenhang mit der Errichtung des Hotels werden insgesamt 3 Mio. DM investiert und im Wirtschaftsbereich Fremdenverkehr eine Fülle von attraktiven Dauerarbeitsplätzen geschaffen.

Das andere Gesicht des Krieges:

Ein ehemaliger französischer Kriegsgefangener erinnert sich

Michael Hoellen

Im Oktober 1980 erreichte ein Brief aus Paris das Pfarramt St. Cyriakus in Mendig-Niedermendig, geschrieben von einem Herrn Louis Crozet, der in gebrochenem Deutsch mit folgenden Worten beginnt:

Vierzig Jahre früher war ich in Ihrem Dorf seit zwei Monate. Er war 1940 und ich war ein Kriegsgefangener. Unser Lager war ein Tanzsaal. Der Tanzsaal war gebunden mit einer Bäckerei und, glaube ich, auch ein Hotel.

Grund dieses Schreibens eines ehemaligen französischen Kriegsgefangenen an den derzeitigen Pfarrer von Mendig war seine Erinnerung an den damaligen Pastor des Ortes. In diesem Brief heißt es weiter:

Einige Tage nach unserer Einrichtung wurden wir bei dem Pfarrer besucht. Er war ein guter Mann und wollte wissen, ob einige Männer unter uns die Messe hören wollten. Er sprach französisch. Wir hatten aber nicht lang die Gelegenheit, ihn zu hören. Ein Tag, erfuhren wir, daß den Pfarrer nicht mehr da war. Niemand hat den guten Mann wieder gesehen. Wahrscheinlich ist er in einem Konzentrationslager gestorben. Was hatte er gemacht? Man hat gesagt, er hätte in einem Restaurant, wo Goering eintrat, nicht aufgestanden.

Hier verwechselt Louis Crozet das Schicksal des damaligen Pastors Josef Bechtel von Niedermendig mit dem ähnlichen Schicksal des Nickenicher Pfarrers Johannes Schulz und des Wassenacher Pfarrers Josef Zilliken, die wegen angeblicher „Nichtbeachtung von Generalfeldmarschall Göring“ bei dessen Besuch am 27. Mai 1940 im Cafe Waldfrieden am Laacher See verhaftet und zunächst nach Buchenwald, dann — wie es im damaligen Gestapo-Jargon

hieß — „nach Dachau verschubt“ worden waren.¹⁾

Anlaß und Anliegen des Schreibens von Louis Crozet war es, wie er weiter in seinem ersten Brief ausführt, das Gedächtnis an Pfarrer Bechtel wiederzubeleben:

An diesem vierzigsten Jahrestag seines Todes, es wäre gut in Erinnerung dieses Pfarrers zu beten und seinen Namen zu Dörflers wieder zu lehren!

Damit entsprach Louis Crozet voll und ganz dem Anliegen des derzeitigen Pastors von Mendig-Niedermendig, der einen ausgedehnten Briefwechsel mit Paris begann, um weitere Einzelheiten und Zusammenhänge aus dem erzwungenen Leben eines ehemaligen Gefangenen in Niedermendig zu erfahren. Im Verlauf der Korrespondenz schälte sich mehr und mehr das Schicksal von Louis Crozet während des 3. Reiches in Deutschland heraus, seine Ablehnung der Nazi-Diktatur einerseits und seine unverhohlene Bewunderung der deutschen Tüchtigkeit andererseits, die ihn am Ende des Krieges fast verleitet hätte, in Deutschland zu bleiben. Den raschen Niedergang der französischen Armee im Mai 1940 führte er nämlich auf die erlebte Disziplinlosigkeit und Gleichgültigkeit der Franzosen zurück, den Sieg der Deutschen dagegen auf ihre „Anbetung von Befehl und Ordnung“:

Ich habe schnell gemerkt, daß die „Ordnung“ für die Deutschen gewissermaßen die vierte göttliche Person ist. Es gibt Vater, Sohn und HI. Geist in Gott, dazu noch die „Ordnung“ an 4. Stelle. Sie ist ebenso hoch angesetzt wie Gott gegenüber seiner bescheidenen Kreatur.²⁾



Als Kriegsgefangener in Deutschland

Im Mai 1940 hatten deutsche Truppen in einem „Blitzkrieg“ Holland und Belgien überrollt und waren in Frankreich eingedrungen. Louis Crozet wurde in Nordfrankreich gefangengenommen und in einem Lager bei Mons in Belgien interniert. Über Krefeld und Köln kam er im August 1940 nach Deutschland und wurde mit etwa dreißig Gefangenen nach Niedermendig gebracht. Aufgrund seiner guten Erinnerung konnten die Stationen seines Aufenthaltes Schritt für Schritt rekonstruiert werden. In Niedermendig waren die Kriegsgefangenen im „Gasthaus zur Krone“ in der Wollstraße untergebracht. Besitzer dieses Gasthauses war Alfred Doetsch, der nebenbei eine Bäckerei betrieb. Mit drei anderen Kameraden arbeitete Crozet auf dem Hof von Bauer Bous in der Brauerstraße, gegenüber Merkt. Über ihre Lage schreibt er (in Übersetzung):

Da ich seit einem Monat Deutsch lernte, galt ich als der „Gelehrte“ unter den französischen Kriegsgefangenen in Niedermendig, dennoch verstand ich nicht alles und wußte kaum Bescheid über die lokalen Ereignisse. Unsere Arbeitgeber sprachen nur wenig mit uns und wir verstanden sie nicht immer. Die Worte, die ich am häufigsten hörte, waren: Ludwig, Herr, Mist, Wasser! Von daher habe ich auch über Pfarrer Bechtel nur wenig erfahren. Außerdem las man in Deutschland von 1940 überall Anschlagzet-

Die Gefangenen vom Bous'chen Hof

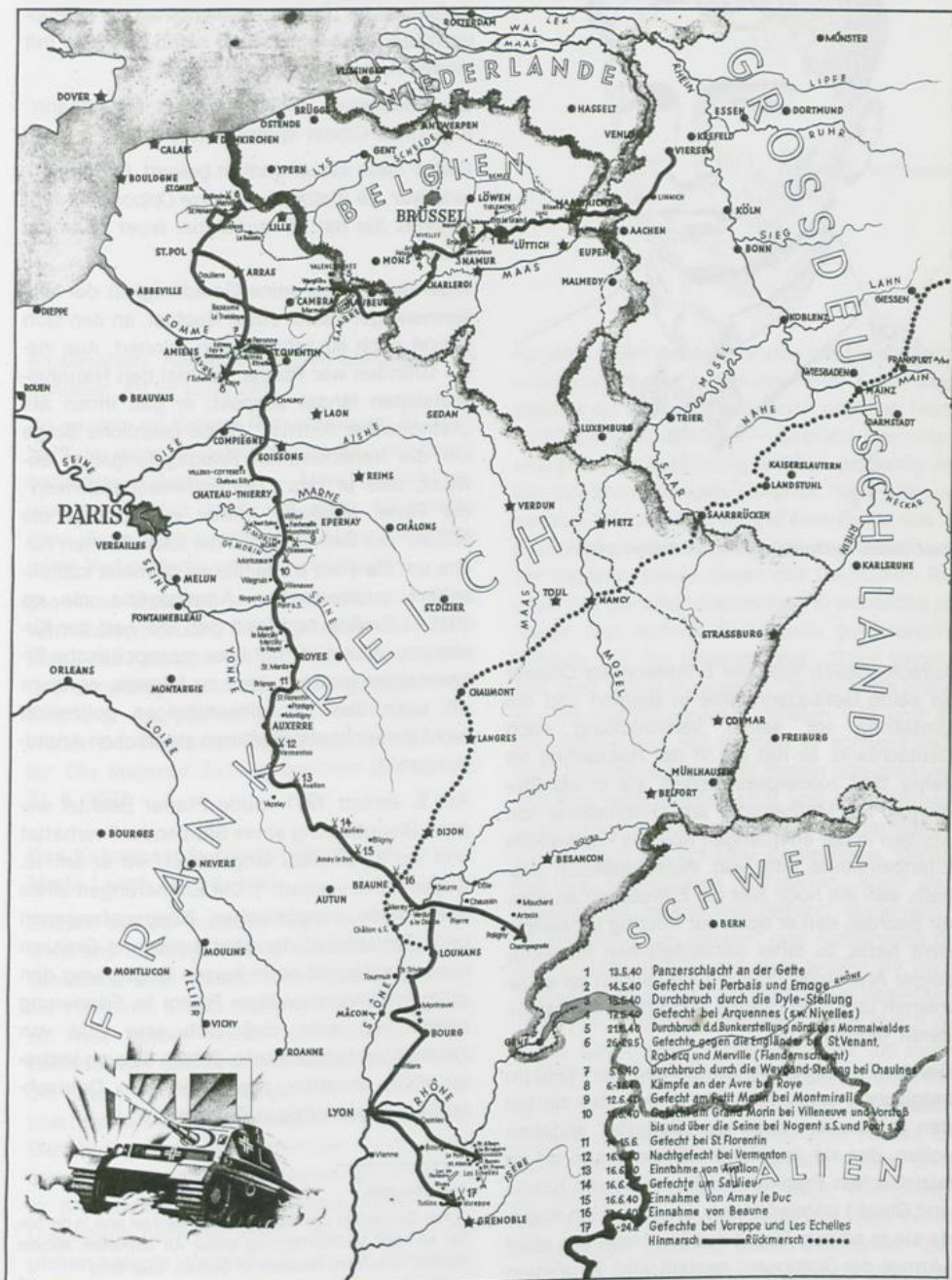
tel, auf denen stand „Wer flüstert, der lügt!“ so daß die Leute Angst hatten, viel zu reden.

Crozet blieb nur neun Monate in Niedermendig. Nach einem mißglückten Fluchtversuch kam er ins Lager „Stalag XII A“ in Limburg, wo er ein Jahr blieb, und danach als Zivilarbeiter zur Firma Matthäus Müller nach Wiesbaden. Als die bekannte Sektellerei aufgrund des „totalen Krieges“ schließen mußte, wurde Crozet in Wiesbaden als Friedhofsgärtner und Totengräber beschäftigt und erlebte als solcher das Ende des Krieges.

Gedanken über Deutschland

Im Herbst 1982 riß der Briefwechsel mit Louis Crozet ab und auf eine Anfrage im Frühjahr 1983 hin, erfuhr der Verfasser, daß Crozet am 26. Februar im Alter von 77 Jahren gestorben war. Seine Frau, eine Kunstmalerin, die nach einer Fotografie von 1939 das Porträt ihres damals 33jährigen Mannes zeichnete, das diesen Beitrag illustriert, teilte dem Verfasser mit, ihr Mann habe noch auf dem Krankenlager darum gebeten, die Fragen des Pfarrers von Mendig zu beantworten, was sie aber angesichts der zunehmenden Hinfälligkeit ihres Gatten aus verständlichen Gründen unterlassen habe. Bei einem Besuch des Verfassers am 14. April 1983

Einatz West der 3. Panzer-Division



in Paris überließ sie ihm die Tagebücher ihres Mannes zur Auswertung, zwei dicke Bände mit den Aufzeichnungen vieler Jahre und zahlreichen Photos. Darunter befand sich auch die

abgebildete Aufnahme des Kriegsgefangenen Crozet mit seinen drei Kameraden am Tor des Bauernhofes Bous. Das Tor ist heute noch an Ort und Stelle erhalten.



Louis Crozet, Zeichnung nach einem Foto von 1939

Aufschlußreich sind die Erinnerungen Crozets an seine Gefangennahme in Belgien und die Umstände vor seiner Verschickung nach Deutschland. Er hat sie in der Rückschau im Jahre 1957 niedergeschrieben, als er als Studienrat für Mathematik am Gymnasium von Abidjan in der ehemaligen Kolonie Frankreichs Elfenbeinküste tätig war. Aufschlußreich deshalb, weil ihn noch hier die Erinnerung an Pfarrer Bechtel, den er doch nur flüchtig kennengelernt hatte, zu einer nachträglichen Korrektur seiner Ansichten über die Deutschen im allgemeinen und über Glaube und Kirche im besonderen veranlaßt hat.

Bei der Registrierung der Gefangenen 1940 im belgischen Lager fällt Crozet auf, daß sie bei den Personalien auch die „Religion“ angeben sollen, der sie angehören. Diese Frage ist im laizistischen Frankreich („Trennung von Kirche und Staat“) ungewöhnlich. Sie ärgert ihn sogar, da sie in seinen Augen ausgerechnet von einer „Armee der Gottlosen“ gestellt wird. Er reagiert verärgert:

Obwohl Katholik habe ich „keine“ angegeben, weil ich nicht gläubig bin und keinen Grund sah, mich einer Glaubensgemeinschaft zuzurechnen, die mir gleichgültig ist, jedenfalls solange sie mich nicht irritiert; vor allem aber, wenn sie sich der Wehrmacht als Missionarin

bedient. Drei andere Kameraden haben die gleiche Angabe gemacht. Doch die Unbelehrbaren, die Pfaffenfresser und die antiklerikalen Aufschneider haben vorsichtshalber „katholisch“ angegeben. Ich weiß nicht, was man mit diesen Angaben bezwecken will.

Dem Stichwort „Wehrmacht als Missionarin“ fügt Louis Crozet später hinzu:

Später habe ich umdenken gelernt. In Deutschland war die Kirche die einzige Opposition zum Regime. Sie hat es manchmal teuer bezahlen müssen.

Teuer bezahlt hat seine Geradlinigkeit der Niedermendiger Pastor Josef Bechtel, an den sich Crozet nach 40 Jahren noch erinnert. Aus vielen Gründen war Pfarrer Bechtel den Nationalsozialisten längst suspekt; er galt ihnen als „katholischer Aktivist“. Seine geistliche Sorge um die französischen Kriegsgefangenen beweist, daß er das „Herrenmenschendenken“ der Partei ablehnte. Immer wieder rügt die NSDAP die Bemühungen der katholischen Kirche um die etwa 6,5 Millionen (zumeist katholischen) ausländischen Arbeitskräfte, die es 1942 in Großdeutschland gab. Sie warf der Kirche vor, „sich nicht nur über rassepolitische Erkenntnisse hinwegsetzen zu können, sondern oft auch über die einschlägigen polizeilich nicht immer kontrollierbaren staatlichen Anordnungen.“³⁾

Am 9. Januar 1941 wurde Pfarrer Bechtel wegen „Beeinflussung eines Sterbenden“ verhaftet und ins KZ-Dachau eingeliefert, wo er am 12. August 1942 verstarb⁴⁾. Die Erinnerungen eines ehemaligen französischen Kriegsgefangenen und „Erbfeindes“, der über Jahre und Grenzen hinweg aufgrund einer kurzen Begegnung den gütigen Niedermendiger Pastor in Erinnerung behielt, so sehr, daß sich sein Bild von Deutschland verbesserte, setzen diesem Vertreter eines anderen, menschlicheren Deutschlands ein gewichtiges Denkmal.

Anmerkungen

1) Ihre Geschichte und die von Pfarrer Bechtel sind in der bisher einzigen Veröffentlichung dieser Art enthalten: Maurus Münch, Unter 2579 Priestern in Dachau, Trier 1972

2) Über die religiösen Elemente im Gedankengut von Partei und Nationalsozialismus vgl.: Hans-Jochen Gamm, Der braune Kult, Hamburg 1962

3) So in einer Meldung des Staatssicherheitsdienstes vom 1. Oktober 1942, zitiert nach: Heinz Boberach, Berichte des SD und der Gestapo über Kirchen und Kirchenvolk in Deutschland, Mainz 1971, S. 729

4) Eine Biographie von Pfarrer Bechtel und Kaplan Schlicker ist vom Verfasser in Vorbereitung.

Ottmar Schneider

Kaiserreisen, Kaisertage waren Ereignisse besonderer Art in jener Zeit.

So erfolgte an Kaisers Geburtstag am 22. März 1877 der erste Spatenstich zum Bau der Eisenbahnstrecke Andernach — Mendig. Nicht unwunderlich, daß auch die erste Kaiserreise über diese Eisenbahnstrecke Ursache besonderer Vorbereitung und Erinnerung war.

Die Alten erzählten uns Jüngeren voller Stolz vom Kaiserbesuch. Berichtet wird über eine Reise des Kaiserpaars nach Maria Laach. Gut und sorgfältig waren die Vorbereitungen zum Empfang der Majestäten, schlecht war das Wetter. Der Glanz des Tages ging im Regen unter. Die Mayener Zeitung berichtet unter dem 21. 6. 1897:

Das Kaiserpaar in Niedermendig und Maria Laach am 19. Juni

Endlich war der ersehnte Tag angebrochen, an welchem unserem Kreise die hohe Ehre des Besuches Ihrer Kaiserlichen Majestäten, Kaiser Wilhelm's II. und Kaiserin Auguste Viktoria, zu Theil werden sollte. Am Niedermendiger Bahnhof wie auch im Orte selbst wurde noch die letzte Hand angelegt, um die wahrhaft prachtvolle Ausschmückung zu vollenden. Der Bahnhof prangte im schönsten Grün, untermischt von den Fahnen, Wappen und Schleifen in preußischen und deutschen Farben. Der Durchgang nach der Straße, wozu der mit Teppichen belegte Wartesaal III. und IV. Klasse benutzt war, trug ebenfalls reichen Blumenschmuck. Von dem Bahnhofsvorplatz nach der Niedermendiger Straße umfingen riesige Guirlanden die den Weg begrenzenden Bäume und an der Einmündung fand die via triumphalis ihre Fortsetzung in einer Reihe hoher Flaggenmaste, deren Wimpel leider nur allzu stürmisch von dem Morgenwinde bewegt wurden. Dicht

vor dem Bahnübergang wurde die Mastenreihe unterbrochen durch den von Herrn Kreisbauinspektor de Bruyin entworfenen und von Herrn Hof-Decorateur Bouvet — Coblenz hergestellten, in seiner Ausöhrung wirklich großartig wirkenden Triumphbogen. Derselbe hatte eine ungefähre Höhe von 15 m und eine Breite von 10 m und trug neben den Wappen des Kaisers und der Kaiserin, sowie denen des Deutschen Reiches und der alten rheinischen Kreisbezirke zur linken und rechten Seite zwei goldbröncirte Schilde, mit der Bezeichnung: „Salve imperator!“ und „Salve imperatrix!“ In der Mitte prangten die verschlungenen Initialen WR und AV. Das Ganze war mit Fahnen in schwarz-weiß-roth, Plüschbeschlagn und Besatz von goldenen Quasten reich ausgestattet und von frischem Grün umgeben. An seiner Spitze trug der Triumphbogen die goldene Kaiserkrone, flankirt von den kaiserlichen Standarten. Nach dem Berichte der „Kölnischen Zeitung“ stand dieser Triumphbogen im Entwurf und Ausführung denen in Köln gleich, und dazu wollen wir noch bemerken, daß die vollständige Fertigstellung nach dem Plane des Erbauers leider durch die Unbill des Wetters vereitelt wurde. Es waren nämlich noch inmitten des Bogens Plüschdraperien mit einem großen Schild vorgesehen, dessen eine Seite die Worte „Ein Kaiser, ein Reich, eine Treue“, die andere Seite „Gott schütze Kaiser und Reich“ trägt. Wie gesagt, war es nicht möglich, dieses bei dem Winde anzubringen und um einen eventuellen Zwischenfall zu vermeiden, entschloß man sich zur Weglassung dieser Dekoration, die gewiß den Eindruck des Ganzen noch bedeutend gesteigert hätte. Von dem Triumphbogen durch den ganzen Ort hindurch bezeichneten Flaggenstangen, verbunden mit Guirlanden und Laubwerk, den Weg, den das Kaiserpaar nehmen würde. An den Einmündungen der Seiten-

Mayener Zeitung.



Erfindet täglich mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage mit der Wochenbeilage „Maatrisches Unterhaltungsblatt.“

Abonnement-Preis vierteljährlich für hier RM 1.50, durch die Post über Bayern bezogen mit Beifügung RM 1.80.

(Amtliches Kreisblatt für den Kreis Mayen.)

Die Mayener Zeitung
ist die geleseste Zeitung im Kreise Mayen.

Abdrucken des Textes ist ohne Erlaubnis des Verlegers
Raum 12 Dfg. Verboten per Seite 50 Dfg.

Drucker und Verleger:
Karl Scherzer in Mayen.

straßen waren gleichfalls kleinere Triumphbögen errichtet, deren Schilder in sinnigen Inschriften dem Kaiserpaar stillen Ausdruck der Anhänglichkeit der Bevölkerung an das Kaiserliche Haus verliehen. Am Platze vor dem v. Brewer'schen Haus war inmitten eines Fichtenhaines auf hohem Postamente die Büste Kaiser Wilhelm's I. aufgestellt. Wie am Eingang zum Orte, so war auch am Ausgang in der Nähe der evangel. Kirche eine Ehrenpforte errichtet und zwar nach dem Entwurf des Hrn. Kreisbaumeisters De Witt. Auch auf diese bezieht sich der Ausspruch der „Köln. Ztg.“; denn auch sie war ein Kunstwerk ersten Ranges, wengleich sie mit weniger Aufwand, jedoch ebenso vornehm wirkend ausgeführt war, wie die Empfangspforte.

„So tief wie der See,
So fest wie der Stein,
Soll unsere Liebe
Zum Kaiserpaar sein.“

So lautete die sinnige Inschrift der zweiten Porta triumphalis. Rechts des Weges nach den Steingruben zu hatten zwölf Brauereien Niederwendig's je ein Faß zu zwei Pyramiden aufgestellt, geschmückt mit Wappenschildern, welche die betr. Firmen bezeichneten. Hinter dieser eigenartigen Ovation streckten uns von den Steingruben her die riesigen Winden ihre flaggengeschmückten Arme entgegen. Dort waren Erzeugnisse der Steinindustrie jeglicher Art und in großer Menge in rohem und bearbeitetem Zustande aufgestellt vor den Gruben der Herren Franz Xaver Michels und Wilhelm Klöppel (auf letzterer von der Basaltlava-Industrie-Gesellschaft Oligschläger u. Co.).

Wir kehren nun zurück nach dem Ort, wo sich inzwischen eine unzählige Menschenmenge angesammelt hatte. Vereine und Schulen hatten sich, selbst aus den entferntesten Orten des Kreises eingefunden, trotz heftigem Wind und anhaltendem Regen, um ihren Kaiser und

ihre Kaiserin zu sehen und ihnen entgegenzujubeln. Extrazüge brachten fortwährend neue Massen, die sich nach dem Orte begaben und in die Spaliere einreiheten.

Auf dem Bahnhofe harrt ein zahlreiches Publikum der Ankunft des Kaiserlichen Hofzuges. Die Bahnbediensteten ordnen die vom Schienengeleise nach dem Durchgang führenden Teppiche, und unter verstärktem Wind und Regen fährt Punkt 11 Uhr in langsamem Tempo der kurz vorher signalisierte Kaiserzug ein unter den Klängen der Fanfaren der am Bahnhof aufgestellten Pionierkapelle. Kaiser und Kaiserin nebst Gefolge entsteigen demselben unter dem Hurrah des Publikums, der Kaiser in Kuirassier-Uniform, die Kaiserin in hellgrauem Reisekleide mit rundem schwarzem Hute, begrüßt von dem in Galauniform mit Dreimaster erschienenen Herrn Landrath Linz. Während Se. Majestät dem Vertreter des Kreises die Hand reicht und in leutseligen Worten seinem Bedauern über das schlechte Wetter scherzhaften Ausdruck gibt, beschäftigt sich freundlich lächelnd Ihre Majestät die Kaiserin mit den vom Zuge bis zum Perron aufgestellten weißgekleideten Kindern, die ihr duftenden Willkommen anbieten. Der Kaiser tritt hiernach noch auf den in Uniform am Bahnhof erschienenen Freiherrn von Solemacher-Antweiler zu, diesem herzlich die Hand zum Gruße reichend, und geleitet vom Herrn Landrath begeben sich beide Majestäten durch das Bahnhofsgebäude nach den bereitstehenden Wagen. Vor dem Einsteigen überreicht das Töchterchen unseres Herrn Landrath der Kaiserin ein Blumenbouquet mit folgendem sinnigen Gruße:

Ein jubelnd froh Willkommen tönt, Deutsche Kaiserin,
Durch uns'rer Eifel Gaue lautjubelnd zu Dir hin.
Erfüllt von hoher Freude macht eines Kindes Mund
Des Volkes treu Gelöbnis Dir, Landesmutter,
Kund.



Kaiserbesuch 1897 beim Abt Benzler in Maria Laach

So fest wie uns're Berge steh'n wir zum deut-
schen Reich,
Die Lieb zum Vaterlande ist Sees Tiefe gleich.
Es dringt heut uns're Bitte zum Herrn der Herr-
scher hin,
Daß Er uns lang erhalte Dich, Deutsche Kaise-
rin.

Nachdem auch das Gefolge die Wagen bestie-
gen, setzte sich der Zug in Bewegung, voran
zwei berittene Gendarmen, hierauf der Wagen
des Herrn Landrath, dahinter zwei Vorreiter und
dann das mit vier prächtigen Rappen bespann-
te kaiserliche Halbverdeck. Das kaiserliche Ge-
folge, für welches drei Hofequipagen und meh-
rere andere Wagen zur Stelle waren, bestand
aus folgenden Personen: Therese Gräfin Brock-
dorff geb. Freiin von Löe; Bertha Gräfin Basse-
witz; von Hahnke, General der Infanterie und
General-Adjutant; Graf Eulenburg, Oberhof-
und Hausmarschall; von Lucanus, Geheimer
Cabinets-Rath; Dr. Leuthold, Leibarzt Sr. Maje-
stät des Kaisers; Oberst von Löwenfeld, Flügel-
Adjutant; Freiherr von Berg, Major und Flügel-
Adjutant. In scharfem Trabe ging's nun dem Or-
te zu, nur an den Triumphbogen nahm die Fahrt
ein langsames Tempo an. Wie das Brausen
von Meereswogen wälzte sich das Hurrah und
Hochrufen der begeisterten Menge fort. Von
der Tribüne rechts vor dem Empfangstriumph-
bogen erscholl aus 600 jugendlichen Knaben-
kehlen das „Heil Dir im Siegerkranz“. Der Chor,
welcher sich aus verschiedenen Orten des
Kreises rekrutirte, war von Herrn Lehrer Dötsch
— Mayen in exakter Weise eingeübt worden.
Links vor der Tribüne hatten ungefähr 60 Mäd-
chen in der bäuerlichen Tracht des Kreises, die
sich besonders durch den breiten Haarpfeil
und buntes Schultertuch kennzeichnet, aufge-
stellt. Den armen Schulkindern, die durch ganz
Niedermendig hindurch Spalier bildeten, und
die sich gefreut, das Kaiserpaar zu sehen, soll-
te, trotzdem sie bei dem naßkalten Wetter stun-
denlang wacker ausgeharrt hatten, leider diese
Freude nicht in gewünschter Weise zu Theil
werden, indem das Kaiserpaar in dem Halbver-
deck ihnen nicht deutlich zu Gesicht kam. Am
Ausgang des Ortes hatten sich die Brauer von
Niedermendig in kleidsamer Tracht neben und
auf den Faßpyramiden postiert, während Turner
verschiedener Vereine eine effektvolle Pyrami-
de im Momente bildeten, als der kaiserliche
Wagen passierte. Die Fahrt nach Laach ging
ohne Unterbrechung von Statten — des Jubels
und der Freude unter der Volksmenge war, un-
beschadet des immer noch anhaltenden Re-
gens und Sturms, kein Ende.

Am Laacher-See-Weg entlang bildeten die hö-
heren Schulen und Seminare und hieran an-
schließend die Vereine Spalier. Die Fahne der
Mayener Schützengesellschaft trug schon das
von Sr. Majestät verliehene Fahnenband. Vom
Thorbogen am Eingang zu der Abtei war der
Weg mit Masten, Fahnen, Schildern und prächt-
igen Decorationen geziert. Das Portal des Klo-
sters war vornehm geschmückt. Ueber demsel-
ben prangte die Kaiserkrone mit Herrscher-
Emblemen unter den Flügeln zweier Engel mit
Lorbeer- und Oelzweig. Darüber Domine sal-
vum fac regem, seitwärts die Worte: pax in vir-
tute virtus in pace, und über der Thür selbst:
Angelis suis mandavit te ut custodiant te in
omnibus viis tuis. Das ganze Kloster prangte in
vollem Blumen- und Flaggenschmuck.

Nach 11 Uhr zeigten dröhnende Böllerschüsse,
schmetternde Musik und das brausende Hur-
rah der aufgestellten Vereine, in welches das
feierliche Geläute sämmtlicher Glocken mäch-
tig einstimmte, das Herannahen des Kaiserli-
chen Paares an. In sausendem Galopp fuhr zu-
erst der Wagen des Herrn Landrath an, in kur-
zem Abstände folgte der Kaiserliche Wagen
und hierauf die Wagen mit dem Gefolge der
Majestäten. An dem Portal des Klosters wur-
den die Majestäten von den hochw. Herren Erz-
abt Wolter und Abt Benzler, hinter denen die
gesamten Herren Patres und Brüder des Klo-
sters Aufstellung genommen hatten, unter dem
brausenden Hurrah des im Klosterhof anwe-
senden geladenen Publikum, empfangen. Der
Erzabt begrüßte den Kaiser mit folgender An-
sprache:

„Eure Kaiserlichen und Königlich Majestä-
ten! Es ist ein hoher Ehren- und Freudentag,
der unser erhabenes Kaiserpaar an die einsa-
men Gestade des Laacher Sees in dieses schö-
ne Gotteshaus und in die friedlichen Mauern
unserer Abtei führt, die seit den Tagen Al-
brechts von Habsburg zum ersten Male wieder
den Landesherrscher begrüßen.

Geruhen Eure Majestät mit dem Ausdrücke des
ehrfurchtsvollsten und innigsten Dankes für
diesen Hulderweis Allerhöchst ihres Besuches
die erneuerten Versicherungen unserer loyalen
Ergebenheit und unwandelbaren Treue aller-
gnädigst entgegenzunehmen. Eure Majestäten
stehen hier an einer Pflanzstätte alter christli-
cher Cultur in deutschen Landen. Siebenhun-
dert Jahre schon hatten in dieser Abgeschie-
denheit unter der milden Regel des hl. Bened-
ict klösterliches Leben und Wirken geblüht,
als zu Anfang unseres Jahrhunderts der Sturm-



Aufstellung bei der Durchreise Kaiser Wilhelm II. durch Niedermendig am 19. Juni 1897

wind der Revolution die frommen Bewohner von dannen trieb, und Grabesstille verbreitete sich in dem Heiligthum, in welchem so lange Tag für Tag Sions Lieder erklingen waren.

Eurer Kaiserlichen Majestät hochherzigen Entschliebung war es vorbehalten, das ehrwürdige Gotteshaus seiner ursprünglichen Bestimmung zurückzugeben und die gleichsam erstarrten Glieder des edlen Baues mit neuem Leben zu erfüllen.

Dank Höchstherrm Wohlwollen für den Orden des hl. Benedict durften dessen Söhne wiederum einziehen in diese Abteikirche am See und die segensreichen Ueberlieferungen der Zeiten, welche diesen Bau entstehen sahen, in der Gegenwart erneuern.

Seit vier Jahren regt sich frisches Leben in den lange verödeten Hallen. Das Echo der alten Gesänge ist wieder erwacht. Bei Tag und bei Nacht steigen Gebete empor, um den Segen und Schutz des Himmels zu erleben für das theure Vaterland und dessen ruhmreiches vielgeliebtes Herrscherhaus. Allerdings entbehren

die inneren Räume noch der ihnen entsprechenden Ausstattung; die Wände sind noch kahl und kalt. Aber gewiß ist der Tag nicht mehr ferne, an dem das alte Gotteshaus in verjüngtem Glanze erstrahlen wird. Eine herrliche Aufgabe für die Künstler, welche berufen sind, die innere Zier mit der Würde und Schönheit des Außenbaues in Einklang zu setzen — Gott zur Ehre, dem erlauchten Kaiserlichen Schutzherrn zu unvergänglichem Ruhme.

(Zur Kaiserin:) Mit ganz besonderer Freude und Dankbarkeit erfüllt es uns, daß auch Eure Kaiserliche und Königliche Majestät gnädigst geruht haben, unsere entlegene Einsamkeit aufzusuchen. Zu ehrfurchtsvollem Willkomm öffnen sich die sonst verschlossenen Klosterpforten der allverehrten Kaiserin, die den erhabenen Herrscherthron durch den Adel ihres Herzens und das Beispiel königlicher Tugend schmückt.

So lade ich denn Eure Kaiserlichen und Königlichen Majestäten ein, diese ehrwürdige Stätte zu betreten, in deren Geschichte der heutige Tag als einer der denkwürdigsten und segensreichsten erglänzen wird. Der Herr segne Ihren Eingang!"

Der Kaiser drückte dem Herrn Abt dankend die Hand, begrüßte den Herrn Erzabt, stellte beide

der Kaiserin vor, und nun wurden die hohen Herrschaften durchs Kloster vom Erzabt, dem Abt und einigen Patres zur Kirche geleitet. Bei ihrem Eintritt in die Kirche erscholl das Te-deum, das in den akustischen, leider noch kahlen Hallen mächtig und wirkungsvoll erklang, hierauf folgte die Oratio für den Landesherrn *Dominsalvum fac regem nostrum*. Der Kaiser schien sich sehr für das Innere der Kirche zu interessieren, was aus der angeregten Unterhaltung mit dem Erzabte und Abte, sowie aus den lebhaften Gesten, mit denen er seine Worte begleitete, hervorging. Er besprach mit dem Geheimrath Spitta aus dem Cultusministerium, der schon tagsvorher in der Abtei eingetroffen war, die Pläne zur Ausschmückung der Kirche.

Die Kaiserin nebst den Hofdamen hatten vor dem Grabdenkmal des Gründers des Klosters, des Pfalzgrafen Heinrich, auf Sesseln Platz genommen und hörten von hier aus dem Gesang der Patres zu. Nach eingehender Besichtigung des Innern der Kirche und der Crypta, sowie der Vorderseite des Gotteshauses, folgte der Besuch des Klosters, wo die Majestäten sich für die kirchlichen Gewänder, worunter besonders ein goldenes Gewand in indischer und japanischer Stickerei, meist Geschenke von frommen Spendern, sowie für die Bibliothek, in der sie längere Zeit verweilten, interessirten. Alte Bücher, worunter sogenannte Incunabeln, waren auf Tischen aufgelegt, ferner alte Werke mit Initialmalereien wurden eingehend von den Majestäten besichtigt. Von hier aus begaben sie sich in das Refectorium. Hier saß gerade der Convent beim Mittagessen. Die bei den Klostermahlzeiten übliche Lectio, eine Vorlesung religiösen oder wissenschaftlichen Inhalts, wurde unterbrochen. Als die Majestäten das Refectorium wieder verließen, wurde sofort die Lectio wieder aufgenommen; da blieb der Kaiser längere Zeit an der Thür stehen, um dem ihm anscheinend ganz neuen Vorgange zu lauschen. Der Kaiser, welcher sich für die klösterlichen Einrichtungen sehr zu interessieren schien, war in vorzüglicher Stimmung, ebenso entzückte die Kaiserin alle durch ihre lebenswürdige Freundlichkeit. Der Kaiser wunderte sich über die klösterliche Einsamkeit und erkundigte sich eingehend über alles, was seine Aufmerksamkeit erregte. Er besichtigte die Gastzimmer, wo Bischöfe und Aebte absteigen, die Zellen des Abtes und einiger Patres. In einem großen Saale, geschmückt mit überlebensgroßen Büsten des Kaiserpaares u. Wilhelm I. inmitten von frischem Grün, und den Bildern des Abtes, Erzabtes und des hl. Vaters

wurde ein kleines Frühstück eingenommen, wobei eine recht zwanglose Unterhaltung Platz griff. Der Kaiser sprach längere Zeit mit dem P. Desiderius, dessen Zeichnungen und Pläne für die Ausschmückung der Kirche er eingehend besichtigte. Von den wissenschaftlichen künstlerischen Ansichten desselben schien er sehr entzückt, so daß er sich scherzend äußerte, er werde zu P. Desiderius in die Schule gehen.

Eine Ueberraschung bereitete der Kaiser den Benedictinern durch die Kundgebung des allerhöchsten Gnadenbeweises, daß er aus eigenen Mitteln der Abteikirche einen Hochaltar stiften wolle. Geheimrath Spitta wird mit den Benedictinern über den Entwurf des Hochaltars beraten. Das Kloster verehrte dem Kaiser und der Kaiserin je eine große goldene Benedictusmedaille, ferner je ein Gedicht mit Zeichnungen und wundervollen Initialen in Prachteinband. Diese Geschenke des Klosters fanden sofort das lebhafteste Interesse der Majestäten und wurden mit huldvollstem Danke angenommen.

In das neueingerichtete Fremdenbuch trugen zuerst die Kaiserin, sodann der Kaiser ihren Namen ein. Auch das Gefolge zeichnete die Namen in das Buch ein.

Der Kaiser drückte wiederholt sein Gefallen an der Einrichtung des Klosters aus, dehnte auch seinen Aufenthalt noch etwa 25 Minuten über die ursprünglich angenommene Zeit aus. Beim Abschiede reichte er den beiden Aebten unter lebhaftem Gespräche die Hand mit den Worten „Auf Wiedersehen“. Wir dürfen also die frohe Hoffnung hegen, daß der Kaiser dem Kloster später noch einmal die hohe Ehre seines Besuches schenken wird, so Gott will und dann bei schönem Wetter. — Unter brausendem Hurrah fuhren die Majestäten nach Niedermendig zurück.

Die Ankunft am Niedermendiger Bahnhof, woselbst der Hofzug wieder bereit stand, erfolgte gegen 1.50 Uhr; die Verabschiedung, die jetzt stattfand, war besonders herzlich. Der Kaiser drückte dem Herrn Landrath wiederholt die Hand, indem er ihm seinen Dank und hohe Befriedigung über den so sehr schönen Empfang ausdrückte. Er erkannte besonders an, daß die Vereine, Schulen wie auch das Publikum so zahlreich erschienen und trotz des strömenden Regens so lange bei der Spalierbildung etc. ausgeharrt. Der Kaiserin wurde noch seitens der Tochter des Herrn Bäckermeisters und Landwirths Bärtgen — Niedermendig im Namen der Landmädchen ein Blumenkörbchen überreicht, das ein sinnreiches Feldblumen-

Arrangement in den Farben der Kaiserin — weiß-blau-roth-gelb — enthielt. Ein weißgekleidetes Kind wurde von einer Hofdame emporgehoben und zu der Kaiserin getragen, welche huldvoll lächelnd die Blumengabe in Empfang nahm. Mit dem Ausdruck besonderer Freude äußerte sich der Kaiser über die kleidsame Tracht der Landmädchen und empfahl dem Herrn Landrath, die Beibehaltung derselben zu unterstützen.

Um 1 Uhr 55 bestiegen die Majestäten und das Gefolge den Zug und unter dem brausenden Hurrah des Publikums, das in seiner Begeisterung und dem Verlangen, nochmals das Herrscherpaar zu sehen, die Barrieren überschritten hatte und bis an das Schienengeleise vordrang, setzte sich der Train in Bewegung. Kaiser und Kaiserin erschienen noch wiederholt am Fenster, die stürmischen Abschiedsgrüße der Menge huldvoll erwidern. Bald war der Zug den Augen des Publikums entschwunden.

Werfen wir nun einen Rückblick auf die Kaiserfeier, so können wir zu unserer Freude und zur Ehre unseres Kreises konstatieren, daß der Verlauf ein überaus großartiger war und die patriotische Gesinnung und Liebe zum Herrscherhaus begeistertsten Ausdruck fanden. Leider war ja die Feier in ihrer äußerlichen Entfaltung durch das sehr schlechte Wetter — es regnete und stürmte von Anfang bis zu Ende — stark beeinträchtigt, doch dessen ungeachtet waren Alle, die daran theilgenommen, hoch befriedigt. Die mächtige patriotische Erregung erlitt

durch die so sehr schlechte Witterung keine Einbuße. Die Erinnerung an den Kaisertag in Niedermendig und Laach wird noch lange in den Herzen unserer Bevölkerung wach bleiben.

Der erwartete neue Besuch fand statt am 25. 4. 1901.

Friedrich Michels, Saunstraße, Mendig hat in privaten Tagebuchaufzeichnungen festgehalten:

Am 19. Juni 1897 kam der Kaiser um 11.00 h hierhin. Zu der Dekoration und dem Empfang waren vom Kreisausschuß 10 000 Mark bewilligt und von der Gemeinde wurden 1500 Mark bewilligt und das reichte alles nicht aus. Es war alles aufs Herrlichste geschmückt und konnte Niedermendig mit einer großen Stadt auftreten. Tausende von Menschen waren hier vertreten. Es herrschte aber ein Wetter, daß alles zitterte vor Kälte, in der die Leute 2 1/2 Stunden stehen mußten. Ein Dekorateur hat allein 500 Mark an Sachen, die ihm verdorben waren. Die Wirte machten alle saure Gesichter, ob „der guten Einnahmen.“ Der Restaurateur von Laach namens Reuter hat am Abend des 19. Juni noch 800 Schnittchen übrig. Das Kaiserpaar fuhr im Halbverdeck, so daß die meisten Leute sie nicht sehen konnten.

Das Ereignis ist von den Zeitgenossen wahrhaft begeistertend geschildert. Die Erinnerungen wurden lange wachgehalten. Bilder von jenen Tagen werden heute noch bewundernd betrachtet.

Die unterirdischen Mhlsteinbrche in Niedermendig im 18. und 19. Jahrhundert

Klaus Schmidt

Dort, wo heute die Autobahn A 61 Maria-Laach und Niedermendig als Teil der Stadt Mendig trennt, beginnt ein Gebiet von aufgeworfenen Gesteinsmassen und tiefen Gruben, an deren Rändern kristallfrmige Gesteinsbrocken in mächtigen Ausmassen lagern.

Oftmals ist dieser Anblick schon beschrieben worden. Ein Reisebericht von Collini, dem Sekretär Voltaires, aus dem Jahre 1777, schildert, von Maria-Laach kommend, den ihn in Koblenz und Andernach bemerkten schwarzen Stein.

„Das Dorf Niedermennich gehört dem Kapitul zu Trier. Es ist wegen dem Bruch eines besonderen Steins, welchen man da herum findet, bekannt. Dieser Stein hat den Namen Mennicher Stein von dem Namen des Dorfes bekommen.

Der Stein ist etwa derselbe, welchen ich an den Häusern zu Coblenz und Andernach bemerkt hatte, wodurch selbige ein so schwarzes Aussehen bekommen, und der dem Dorfe Niedermennich eben den äußeren Anschein gibt, ein Dorf das bloß von solchen Steinen gebaut ist.

Am vorzüglichsten wird er zu Mühlsteinen von allerlei Größe gebraucht, und zu diesem Gebrauch ist dieser Stein seiner Beschaffenheit nach überaus geschickt, und das ist auch die vornehmste Ursache, warum seine Brüche so berühmt sind. Man treibt damit einen ansehnlichen auswärtigen Handel und man versendet viele von diesen Mühlsteinen nach Holland, England, Brandenburg und verschiedene nördliche Länder ...

Ich war indessen kaum in diesem Dorfe angekommen, als die Eigenthumsbesitzer dieser Brüche, die sich einbildeten, daß ich aus keiner anderen Ursache hierher gekommen sei, als Mühlsteine zu kaufen, mich bei Seite nahmen

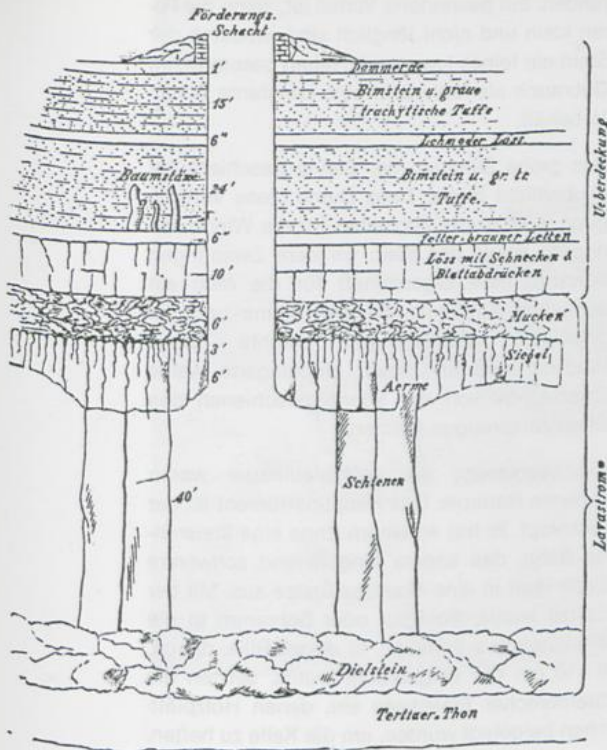
und nur goldene Berge versprachen. Man redete von nichts als von Mühlsteinen in Niedermennich ...“

In einer Zeit der Entdeckungen und Reisen besuchten viele Geologen und Naturgeschichtler unsere Gegend. Es konnte ihnen nicht entgangen sein, welche wichtige Industrie hier blhte, durch die Erdaufschlüsse aber auch geologische Untersuchungen möglich waren.

In der damaligen Zeit bestimmte ein wichtiger Meinungsstreit die geologischen Wissenschaften. Nach dem heutigen Wissenstand erscheint es geradezu grotesk, die vulkanische Entstehung des Laacher Vulkangebietes zu bezweifeln. Aber selbst Goethe, als überzeugter Neptunist, glaubte an eine Entstehung des Basalts in Form von Meeresablagerungen. Die Theorie der Meeresablagerungen als Ursprung des Basaltgesteins bestimmte durch das gesamte 19. Jahrhundert wesentlich die Naturwissenschaften.

Collini, der Verfasser dieses o. a. Reiseberichtes aber ist von der vulkanischen Entstehung überzeugt. Er schildert ausführlich die verschiedenen Gesteinsarten und Mineralien und berichtet über die Menschen, die er in den unterirdischen Abbaupltzen bei ihrer Arbeit sah. Die unterirdischen Gruben, die hier angesprochen sind, sind schon sehr alt. In dem Vertrag von 1388, der zwischen Maria-Laach und Niedermendig geschlossen wurde, werden erstmals hölzerne Grubenwinden erwähnt, die einen unterirdischen Abbau vermuten lassen. Weiterhin sind in den Gruben römische Münzen aus augustischer Zeit gefunden worden.

Besonders aber wird in allen Berichten das Produkt bemerkt, der Mühlstein, den man aus dem Basalt herstellte. Die Mühlsteine müssen



Durchschnitts-Zeichnung eines Mühlsteinbruchs zu Niedermendig

von einer überzeugenden Wichtigkeit und ohne vergleichbare Konkurrenz in der damaligen Zeit gewesen sein, mit der verbreiteten Bezeichnung „Mennicher Mühlstein“ wurde die petrographische Bezeichnung Basalt geradezu ersetzt. So schreibt H. von Gmelin im Halleschen Naturforscher 1787 von den „weltberühmten Mennicher Gruben“, in denen man die Mühlsteine bricht, die nach Andernach transportiert und von dort in die Welt verschifft wurden. Auch in seinem Bericht wird die Überzeugung des vulkanischen Ursprungs ausgedrückt: „Möchten doch diejenigen, welche behaupten wollen, der Basalt sei kein vulkanisches Produkt, die Mennicher Gruben befahren, sie würden gewiß eine andere Vorstellung davon bekommen.“

Der Schachtbau war in Niedermendig erforderlich, wie die Schnittzeichnung zeigt. Auf der Basaltschicht mit einer Mächtigkeit bis zu 20 Meter lagern unterschiedlich starke Schichten vulkanischer Gesteine. Früher als nutzloser Abraum äußerst hinderlich, entwickelte sich aus diesem Vorkommen eine eigene Industrie.

Die Bimssteine, die aus diesem Rohstoff hergestellt werden, sind heute, da die Vorräte weitgehend erschöpft, für den modernen Hausbau immer noch nicht durch gleichwertige Grundstoffe ersetzbar.

Für das Lavafeld bei Niedermendig gestaltete sich der Normalquerschnitt einer Grube in folgender Weise:

1. Dammerde	0,3 Meter	
2. Bimsstein	3,0 Meter	
3. Lehm, Britz	0,2 Meter	
4. Bimsstein	8,0 Meter	Abraum = 16,5 Meter
5. Lehm	0,5 Meter	
6. Lavablöcke	2,0 Meter	
7. Siegel oder Glocken	2,5 Meter	
8. Basaltschienen	13,0 Meter	verwertbarer Mühlstein
9. Dielstein	4,0 Meter	unbrauchbar

Es wird in dieser Aufstellung deutlich, welche Erdbewegungen erforderlich wurden, um verwertbaren Stein abbauen zu können.

Das Abteufen der Schächte wurde bis zum Ende des 19. Jahrhunderts hauptsächlich von Frauen und Mädchen durchgeführt. Man grub dazu die Erdschichten auf und legte in größerer Tiefe einen Schneckengang an, auf dem die Mädchen den Abraum in Körben, auf dem Kopf nach oben trugen. Die Frauen arbeiteten billiger als die Männer und konnten auf dem Kopfe mehr tragen, als ein Mann im Handkarren, den er sowieso nur durch einen Hund ziehen ließ, wie Bergmeister Schulze 1828 beschreibt.

Das Recht, Stein zu brechen, war in Niedermendig nach alten Bestimmungen geregelt. Der Grundeigentümer, hier Erbe genannt, stellte das Land zur Verfügung, von dem man annahm, dort abbauwürdiges Material zu finden.

Nach dem Abteufen begann dann die Arbeit der Steinbrecher oder Leyer, wie sie hier nach dem Wort Ley = Fels genannt werden. Zwischen den Erben und den Leyern bestehen seit langen Zeiten Verträge über die Gewinnung der Mühlsteine. Der Leyer ist Halbwinner d. h., daß er am Verkaufsertrag der Mühlsteine zur Hälfte beteiligt war. Dies weist ebenfalls auf die große Bedeutung des Mühlsteingeschäftes hin. Der Erbe hatte aber auch die Abteufungskosten für den Schacht zu bezahlen und mußte einen neuen anlegen, wenn der Leyer dies forderte. Ein

neuer Schacht wurde bei völliger Ausbeute, aber auch bei unbrauchbaren Vorkommen erforderlich.

Weiterhin hatte der Grundherr die Grubenwinde zu errichten und auch für deren Betrieb zu sorgen. Die Grubenwinde war damals eine klobige, aus dicken Eichenstämmen gefertigte Maschine, um deren Spill früher alte Kölner Schiffstau und später Eisenketten gewickelt wurden, damit man die Steine aus der Tiefe holen konnte. Weiterhin stellte der Grundherr dem Leyer das Werkzeug — das Gezähe. Der Leyer erhält außerdem den mit dem Schacht getroffenen Stein und verkauft ihn auf eigene Rechnung.

Die Verbindlichkeiten der Leyer gegenüber dem Erben waren wie folgt geregelt:

Der Leyer mußte das Gezähe (Werkzeug) in Stand halten. Er brach den Stein und transportierte ihn im Schacht unter die Winde. Er behalt den Mühlstein in der Grube.

Die Mühlsteine wurden nach alten Größenmassen, die sich allmählich standardisiert hatten, gefertigt und erhalten ihre Namen nach der Zahl der Zolle ihrer Dicke.

funden. Ein besonderer Vorteil ist, wenn die Poren klein und nicht länglich sind, wodurch der Stein ein feines krauses Ansehen bekommt, im Gebrauch als Mühlstein eine konstante Schärfe behält.

Das grobe Zuhauen der Steine geschieht bei Grubenlicht in der Tiefe. Durch diese Vorfertigung wurden die Zuglasten für die Winde verringert, sowie der Stein vor dem Zerspringen bewahrt, eine Eigenschaft für die man ein schnelles Austrocknen des Steins und die „Wacken“ verantwortlich machte. Diese Wacken sind im Basalt eingelagerte weiße Quarze, die von der Sonne beschienen den Stein zersprengen können.

Die Werkzeuge der Mühlsteinhauer waren schwere Hämmer. Das Hauptinstrument ist der Wetzkopf. Er hat an einem Ende eine kreisrunde Bahn, das andere längere und schwerere Ende läuft in eine 4kantige Spitze aus. Mit der Spitze wurde die Spur oder Schramm in die Mühlsteinlava gehauen. In dieser Rille, die ca. 8—10 cm tief eingebracht wurde, setzten die Steinbrecher Eisenkeile ein, denen Holzplättchen beigelegt wurden, um die Keile zu heften.

Mühlsteinbezeichnung	Durchmesser			Dicke	
	Fuß	Zoll	cm	Zoll	cm
Siebzehner	5	3	150,4	17	57,5—41,8
Sechzehner	4	10	139,9	16	52,3—39,2
Fünfzehner	4	6	129,4	15	52,3—36,7
Vierzehner	4	2	119,0	14	52,3—34,0
Dreizehner	3	10	108,5	13	52,3—31,4
Wölfe	3	6	96,8	10	47,1—28,2
Queren	3	—	90,9	8	31,4—15,7

Die Queren oder Quiren gehen nun nach verschiedenen Nummern abwärts bis zu kleinen Handmühlsteinen von 4 Zoll Stärke und 28 Zoll Durchmesser.

Erreicht nun ein Mühlstein nicht die erforderliche Dicke, was durch den schwierigen Abbau besonders bei den großen Steinen vorkam, so werden die Steine mit geringerem Erlös verhandelt und werden Juffer oder Jungfer genannt.

So heißt z. B. ein Mühlstein von 4 Fuß und 10 Zoll Durchmesser und statt 16 nur 15 Zoll Dicke eine 16er Juffer. Ein noch entscheidender Mangel aber wäre ein gerissener Stein, den man lahm nennt. Ein völlig ganzer und gleichartiger Stein klingt beim Anschlagen und heißt Silberganzen, dem hellen Klang einer Glocke nachempfunden.

Mit der Bahn des Wetzkopfes oder mit einem speziellen Weckhammer, der seinen Namen nach der hier gebräuchlichen Bezeichnung Wecke für das Wort Keil erhalten hat, wurden die Keile nachgetrieben. Nach dem Abspalten des Steins wurde das Achsloch des Mühlsteins und das Zuhauen mit einem Doppelspitzhammer — der Spitz — die Glättung mit einem Doppelschneidenhammer — der Fläch — ausgeführt. Der Zirkel, den man für die Zurichtung der Mühlsteine verwendete, war sehr einfach. Ein Stock wurde gebogen und mit einer Sehne gehalten, geöffnet und verengt, je nach dem Durchmesser des vorliegenden Blocks. Für die Markierung des Kreises war das eine Ende des Bogens aufgespalten und dort ein Stück Kreide — die Schreif — eingeklemmt.



Zeitgenössische Ansicht einer Mühlsteinley in Niedermendig um die Jahrhundertwende. Mit dem von einem Pferd betriebenen Göpelwerk werden die Steine gefördert. In der Nähe des Schachtrings ist eine typische Steinhauerhütte zu sehen

Die fertig zugehauenen Mühlsteine wurden mit der Grubenwinde — dem Göpelwerk — an das Tageslicht gefördert. In Niedermendig war es alter Brauch, vor dem Däuen d. h. dem Drehen des Spills mit den dazu durchgesteckten Holzbalken das Vater unser zu beten, da sich immer wieder schwere Unfälle ereigneten. So steht im Kirchenbuch von Niedermendig zu lesen: „1737 wurde die tugendsame Jungfrau Lucia Röser unglücklicherweise auf dem Steinbruch mit der wind umgangs Baum getroffen und starb.“ Später wurde die gefährliche Arbeit des Däuens von umgehenden Pferden übernommen. Gefährvoll blieb aber die Arbeit der Steinbrecher Untertage. Wenn der Stein unter dem Schacht abgebaut war, so wurde dieser nach den Seiten hin verbreitert, so daß allmählich große Hallen entstanden. Unter dem Schachtring ließ man gewöhnlich 3 starke Säulen stehen, um die Decke zu stützen. Da beim Vortrieb in das anstehende Gestein und bei der Bearbeitung der Mühlsteine große Mengen an Ab-

fällen, den „Schlägen“ anfiel, mußte man die „verörteren“, füllte ausgebeutete Hallen auf und errichtete Mauern und Abgrenzungen, die der zusätzlichen Stützung der Decke dienen. Wurde das Flöz in seiner ganzen Mächtigkeit bis auf den Dielstein ausgebeutet, so erreichte man eine Raumhöhe von ungefähr 13 Meter. Der Dielstein als technisch unbrauchbar, hat nicht mehr die Säulenform des über ihm anstehenden Mühlsteins und war deshalb auch nicht abbaufähig. Früher bezeichneten ihn die Steinbrecher als Adamserde oder Höllengrund und erzählten dem Arzt und Geologen Nose 1787, daß man jemanden, der einmal versucht habe, den Dielstein zu durchbrechen, nicht mehr habe finden können. Später hat man diesen Dielstein für die Anlage von Brunnen jedoch durchbrochen. Eine merkwürdige Geschichte wird davon berichtet:

„In einem Brunnen des von Brewerschen Hofes in Niedermendig ist dieser Dielstein in einer Mächtigkeit von nur 2 Fuß (ungefähr 70 cm) durchbrochen und sodann eine mehr zerklüftete Basaltlava von 10 Fuß Höhe getroffen worden. Als etwas nicht ganz Gleichgültiges ist zu erwähnen, daß man beim Abteufen eben dieses Brunnens, eine Anzahl Frösche in einer Kluft dieses Gesteins getroffen hat. Nachdem die Kluft eröffnet worden war, kamen nach der

Aussage des Bergmanns, die Thiere von selbst heraus, blieben auf dem Rande sitzen und schienen sich an dem Grubenlichte zu erfreuen. Es ist zu bedauern, daß die Thiere nicht weiter beachtet und daß die Sache nicht so gleich untersucht worden ist. Das man die lebendigen Frösche angetroffen, ist ausgemacht und wahr, älter als die Lave können sie nicht seyn, aber weil diese dicht mit Bimssteingruß und Thonlagen überdeckt ist, worin sich bekanntlich keine Klüfte befinden und weil früher dort kein Brunnen, wegen Wasserleerheit des Mühlsteins, abgesunken worden, wodurch die Brut hätte in die Klüfte jenes Gesteins kommen können, so sollte man glauben, daß die Thiere der Gegenwart nicht angehört haben. Weil übrigens die Basaltbildung jünger ist als das Braunkohlengebirge und weil man schon eine lebende Kröte in dem Thone derselben, bei Langenboden (unweit Halle) gefunden hat, die getrocknet bei dem Königlichen Bergamte zu Wettin noch aufbewahrt wird, so steht das Wunder mit den Niedermendiger Fröschen nicht einzeln da und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie von einer Vorwelt herkommen ..."

Daß der Sachverhalt dieser Geschichte keiner wissenschaftlichen Überprüfung standhalten kann, ist selbstverständlich. Eine Deutung dieses Mißverständnisses, vielleicht aber auch einer wissentlichen Fehlinformation des Bergmeisters Schulze durch schalkhafte Leyer, die noch wahrscheinlicher erscheint, bietet vielleicht eine in Niedermendiger Steinbrüchen verwendete Bezeichnung:

Wie schon die erwähnten „Wacken“, die weißen Quarzeinschlüsse im Basaltkristall, liegen einzeln auch andere Mineralien wie Hauyne, Amethyste, Rubine und Glimmer (das sogenannte „Katzengold“) als Einschlüsse vor. Durch Gasansammlungen in der Basaltschmelze, die beim Erkalten nicht aus der Schmelze austreten konnten, bildeten sich auch faustgroße Nester, die beim Brechen der Steine als Hohlräume sichtbar werden. Diese Hohlräume werden auch heute noch von den Steinmetzen „Kruttenlöcher“ d. h. Krötenlöcher genannt. So besteht die große Wahrscheinlichkeit, daß die Steinbrecher dem Bergfachmann Schulze auf seine Fragen die Geschichte in dieser Form erzählt haben, dieser sogar einen wissenschaftlichen Beweis versuchte. Heute werden jene Hohlräume im Basalt nicht mehr für einen „Lebensraum“ von Tieren gehalten, für den Steinmetz aber wird der Werkstein nahezu unbrauchbar, der ein solches Kruttenloch trägt.

Heute sind die unterirdischen Mühlsteinbrüche verlassen. Die aktuellen Steinbrüche sind Tagebaue, in denen die Abbautechnik und der Transport des Gesteins durch moderne Werkzeuge sehr erleichtert worden ist. Die Untertagebaue aber stellen heute ein einmaliges technisches Industriedenkmal dar, von dem ein charakteristischer Bereich, die heutige Industrie nicht behindernd, der Nachwelt erhalten werden muß.

Literatur

- Schulze, Archiv für Bergbau und Hüttenwesen, Herausgeber Dr. CJB Karsten, 17. Band, Berlin 1828
- Nose, Carl Wilhelm, Orographische Briefe über das Siebengebirge und die benachbarten zum Theil vulkanischen Gegenden beyder Ufer des Niederrheins, Frankfurt 1789
- Timoleon Calmenet, Statistische Beschreibung der mineralischen Reichthümer des Departments von Rhein und Mosel, Koblenz 1809
- Collini, Tagebuch einer Reise in den Agat- und Basaltgegenden, Mannheim 1777
- Gmelin, Carl Christian, Mineralogische Betrachtungen in einigen vulkanischen Gegenden am Rhein, Karlsruhe 1787
- Hörter, Michels, Röder, Die Geschichte der Basaltindustrie von Mayen und Niedermendig in: Jahrbuch für Geschichte und Kultur des Mittelrheins und seiner Nachbargebiete, 6/7 Jahrgang 1954/55, Neuwied 1955
- Nöggerath, Die Entstehung und Ausbildung der Erde, Stuttgart 1847
- Dressel, Geognostische-geologische Skizze der Laacher Vulkangegend, Münster 1871



Familienfreizeitplatz Mendig

Anna Kreitz

Im Dezember 1976 beschloß eine Gruppe von Bürgern aus den Straßen Brewerspfad, Ölmühle und Oligsborn eine Grünzone zwischen den beiden Stadtteilen anzulegen. Eine Fläche von 1900 qm, Eigentum der Stadt Mendig, lag jahrelang brach. Am 1. Mai 1979 war es endlich soweit, der Grundstein konnte gelegt werden. In über 6000 ehrenamtlichen Stunden wurde eine mustergültige Naherholungsanlage errichtet. Der Platz gliedert sich in vier Aktiv- und Ruhezonen: 1) Bachbett mit Steinbrücke, 2) Kinderspielplatz, 3) Erwachsenen-Treffpunkt, 4) Ruhezone, mit Brunnenanlage und Sitzgruppen. Eine gemeinsame Aufgabe machte es möglich.

Bürchesbauer Lied

(Melodie: „Am Brunnen vor dem Tore“)

Am Oligsborner Eckchen,
da fließt ein Brunnlein klar.
Ich sehe noch im Geiste,
wie trostlos es früher dort war.
Doch als am Feierabend,
man fing zu schaffen an,
wurd aus dem öden Plätzchen
ein Freizeit-Center dann. (wird wiederholt)

Man hört das Brunnlein rauschen,
bei Tag und bei der Nacht.
Ein Dank den Bürchesbauer,
die alles so schön gemacht.
Wenn jetzt nach Feierabend,
man sitzt bei Wein und Bier,
sagt jeder sich im Stillen,
wie schön ist es doch hier. (wird wiederholt)

Und wenn in spätern Jahren,
man fragt, wer das gemacht,
dann gibt man ihm als Antwort,
die Oligsborner Nachbarschaft.
Und leise rauscht der Kellbach,
dazu sein altes Lied
und weiter immer weiter
er munter von dannen zieht. (wird wiederholt)

Habt Dank Ihr Bürchesbauer,
für diese gute Tat.
Wenn alle so was machten,
wie schön wär unsere Stadt.
Wenn in der großen weiten Welt
man sich so einig wär,
wie hier am Oligsbrunnen,
gäb's keine Kriege mehr. (wird wiederholt)

Die schönste Legende am Mittelrhein

Walter Kalb

Die schönste Legende des ganzen Mayengaus, die schönste vielleicht des ganzen Mittelrheingebietes, schließt sich an die Fraukirch zwischen Niedermendig und Ochtendung an. Heute ist diese Legende mehr unter dem Namen der Genovefa-Legende bekannt; ihrem Wesen nach ist sie jedoch ursprünglich eine Marienlegende: nicht Genovefa soll in ihr gefeiert werden, sondern die Gottesmutter, die sich auch hier als Helferin in größter Not bewährte. Die Heilige der Legende ist nicht die Gräfin aus Brabant, sondern Maria. Aus der Wallfahrt zur Gottesmutter zur Fraukirch ist heute eine Wallfahrt zur Gräfin Genovefa geworden.

Da die Mönche der Abtei Maria Laach im Mittelalter an der Fraukirch den Dienst versahen, ist es nicht verwunderlich, daß Johann von Andernach, Mönch von St. Marien in Trier, der später Mönch in Maria Laach war, nach einer in Trier aufbewahrten Aufzeichnung aus dem Ende des 15. Jahrhunderts diese Legende über die wundervolle Errichtung der Kapelle zu Fraukirch aufschrieb. Er berichtet:

„Auf seinem Schloß Hohensimmer wohnte der Pfalzgraf Siegfried mit seiner Gemahlin Genovefa, einer treuen Verehrerin der Gottesmutter. Ihr zuliebe gab sie allen Überfluß an die Armen. Als der Pfalzgraf zum Kreuzzug gegen die Ungläubigen aufbrach, empfahl er vor seinem Abschied seine Gemahlin dem besonderen Schutz Mariens. Die Aufsicht über die Burg aber und das Land übertrug er dem Ritter Golo. Kaum war der Pfalzgraf zu dem Kreuzzug aufgebrochen, da fing Golo an, der Pfalzgräfin nachzustellen. Da er aber abgewiesen wurde, sandte er die Nachricht zu, der Pfalzgraf sei im Kampf gefallen. In der Verlassenheit und Not über diese Nachricht wandte sich Genovefa in



Fraukirch

ihrem Gebet an die von ihr so tief verehrte Gottesmutter. Die Jungfrau erschien ihr darauf und sagte ihr an, ihr Mann lebe noch.

Wieder kam der Ritter Golo zu Genovefa und hielt um sie an. Doch diese wies ihn wieder ab und erwehrte sich seiner. Da sandte Golo an den Pfalzgrafen die Nachricht, Genovefa habe ihm die eheliche Treue gebrochen. Gleichzeitig ließ er bei dem Pfalzgrafen anfragen, was er mit Genovefa und ihrem neugeborenen Knäblein machen solle. Da stöhnte der Pfalzgraf auf in seiner Klage: ‚Jungfrau Maria, warum hast du zugelassen, daß meine Frau, die ich Dir so sehr anvertraute, in Untreue fiel? Dem Ritter Golo gab er den Auftrag, die Gräfin Genovefa mit ihrem Knäblein in den Wald zu bringen und dort töten zu lassen. Die Diener, welche die Unglückliche mit ihrem Knaben fortbrachten, erbarmten sich jedoch der beiden, nachdem die Gräfin gelobt hatte, nie wieder den Wald zu verlassen, in den man sie mit dem Knaben gebracht hatte. Die so gerettete Genovefa betete in ihrem Leid zur Gottesmutter: ‚Du weißt, daß ich unschuldig bin, erbarme dich meiner und meines Sohnes!‘ Da antwortete eine Stimme: ‚Sei getrost, ich werde Dich nie im Stich lassen!‘ Als bald kam eine Hirschkuh, welche das Kindlein tränkte.

So fährt die Legende fort: Die Pfalzgräfin aber blieb am gleichen Ort sechs Jahre und drei Monate. Sie ernährte sich von Kräutern, welche sie im Wald fand. Nachdem die sechs Jahre und drei Monate vorüber waren, ließ der Pfalzgraf alle Ritter zusammenrufen, um ihnen am Tag der Erscheinung des Herrn ein großes Gastmahl zu geben. Als nun einige von ihnen und wohl der größte Teil am Tag vorher oder um diese Zeit angekommen waren, befahl der Pfalzgraf zu ihrer Erheiterung, daß alle sich beeilen sollten, mit ihm zur Jagd zu gehen. Da die Jäger die Hunde antrieben, erschien plötzlich die Hirschkuh, welche den Knaben ernährte. Die Hunde aber verfolgten sie mit Gebell, die Jäger unter Geschrei. Der Pfalzgraf und die Seinigen folgten so gut sie konnten nach. Der Ritter Golo aber achtete nicht auf das Gebell der Hunde und folgte von ferne. Da die Hirschkuh nicht ausweichen konnte, so lief sie zum Orte, wo sie den Knaben der Gräfin zu nähren pflegte.

Als die Mutter des Knaben sah, daß die Hunde ihr das vom Himmel gesandte Tier rauben wollten, trieb sie diese mit einem Stock, den sie in der Hand hielt, so weit sie konnte, in die Flucht. Unterdessen kam der Pfalzgraf mit den Seinigen herbei und als er dies Wunder sah, sprach er: ‚Jagt die Hunde fort!‘ Der Pfalzgraf ließ sich herab, mit ihr zu sprechen, erkannte sie aber nicht. ‚Bist Du,‘ sprach er, ‚ein Christ?‘ Sie antwortete: ‚Ich bin eine Christin, aller Körperbedeckung, wie Du siehst, entblößt. Ich habe sogar nicht einmal so viel, um meine Scham zu bedecken. Gib mir das Oberkleid, das Dich umgibt, daß ich meine Scham bedecken kann!‘ Er reichte ihr sein Oberkleid, und als sie sich damit bekleidete, sprach der Pfalzgraf: ‚O Weib! Hast Du keine Speise und kein Kleid?‘ Und sie antwortete: ‚Ich habe zwar kein Brot, ernähre mich jedoch von den Kräutern, welche ich in diesem Wald finde. Mein Kleid ist durch die Länge der Zeit ganz zerrissen und aufgerieben!‘ ‚Wie viele Jahre,‘ sagte der Pfalzgraf, ‚sind es, daß Du hierher gekommen bist?‘ Und sie erwiderte: ‚Sechs Jahre und drei Monate!‘ Da sprach der Pfalzgraf zu ihr: ‚Wem gehört dieses Kind?‘ ‚Das ist mein Sohn,‘ sagte sie. Der Pfalzgraf, mit Wohlgefallen beim Anblick des Knaben verweilend, sprach wiederum: ‚Wer ist sein Vater?‘ Sie antwortete: ‚Gott weiß es!‘ Darauf sagte der Pfalzgraf: ‚Wie heißt Du?‘ Sie sprach: ‚Genovefa ist mein Name!‘ Da er den Namen Genovefa hörte, bedachte er sich sogleich, ob es vielleicht seine Gemahlin wäre. Da trat ein ehemaliger Kammerdiener der Pfalzgräfin hervor und sagte: ‚Es scheint mir, daß es unsere längst

verstorbene Herrin ist; denn sie hat eine Narbe im Gesicht!‘ Der Pfalzgraf sagte: ‚Sie hatte auch einen Trauring!‘ Es näherten sich ihr nun zwei Ritter, um dies zu untersuchen, und sie fanden den Trauring.

Sofort umarmte der Pfalzgraf sie mit dem Knaben unter Tränen und sprach zu ihr: ‚Wahrhaftig, du bist meine Gemahlin!‘ Und zu dem Knaben: ‚Und Du bist mein Sohn!‘ Was geschah weiter? Die Pfalzgräfin erzählte nun in Gegenwart aller Anwesenden Wort für Wort, wie man mit ihr verfahren sei. Und als der Pfalzgraf mit allen den Seinigen vor Freude weinte, kam der Ritter Golo. So gleich stürzten alle auf ihn zu, um ihn zu töten.

Darauf wollte der Pfalzgraf seine geliebte Gattin mit sich nehmen. Sie aber wollte nicht und sprach: ‚Die heilige Jungfrau Maria hat mich mit meinem Sohn in dieser Verbannung vor den wilden Tieren geschützt und meinen Knaben von den Tieren ernähren lassen; ich werde daher nicht von hier weggehen, wenn dieser Ort nicht zu ihrer Ehre geweiht und eingesegnet wird!‘ Sogleich schickte der Pfalzgraf die Seinigen zu dem Trierschen Erzbischof Hildulph, damit jener Ort eingeweiht werde.

Und da man dem heiligen Hildulph alles erzählt hatte, freute er sich sehr und kam am Tage der Erscheinung des Herrn und weihte den Ort ein zur Ehre der ungeteilten Dreieinigkeit und der heiligen Jungfrau Maria. Nach der Einweihung des Ortes führte der Pfalzgraf die Pfalzgräfin in sein Haus. Auch veranstaltete der Pfalzgraf ein Gastmahl für alle Anwesenden. Die Pfalzgräfin aber bat ihren Herrn und sprach: ‚O, Herr! Ich bitte Dich, laß an dem geweihten Orte eine Kirche errichten und beschenke sie mit Einkünften!‘ Er versprach es. Die Pfalzgräfin lebte vom Tage ihrer Auffindung, d. i. vom Tage vor der Erscheinung des Herrn an bis zum zweiten April, wo sie starb. Der Pfalzgraf aber errichtete, wie er versprochen, die Kapelle an demselben Orte zu Ehre der heiligen und ungeteilten Dreieinigkeit und der heiligen Jungfrau Maria, und begrub in ihr seine geliebte Gattin Genovefa unter Trauern und Weinen. Der heilige Hildulph weihte die Kapelle ein.“

(Aus: Sauerborn, Geschichte der Pfalzgräfin Genovefa und der Kapelle Frauenkirchen, 1856)

Der Fulbert-Stollen am Laacher See

Hermann Müller

Die Benediktinerabtei Maria Laach ist in ganz Deutschland und darüber hinaus nicht nur wegen ihres berühmten Münsters bekannt, sondern auch wegen ihrer herrlichen Lage an diesem schönen Kratersee. Die Abteikirche mit ihrem herrlichen Kreuzgang vor dem Portal, erbaut von 1093 bis 1230, gilt als eine der schönsten und reifsten romanischen Sakralbauten überhaupt diesseits der Alpen. — Weniger bekannt, fast vergessen dagegen ist der sog. Fulbert-Stollen, der mit seinen fast 900 Metern vom See in Richtung Mendig zwischen 1152 und 1170 gegraben wurde, in historisch-technischer Hinsicht ebenfalls eine große Sehenswürdigkeit.

Ausgangs des neunten Jahrhunderts gehörte die Gegend um den Laacher See den Grafen von Hochstaden, die übrigens mit Hermann III. dem Kölner Bischof von 1089—1099 aus ihrem Hause einen Erzbischof stellten. Eine Gräfin Mathilde von Hochstaden brachte dann die Hälfte des Laacher Sees mit Umland als Mitgift in die Ehe mit dem Pfalzgrafen Heinrich I.. Die Geschichte gab ihm den Beinamen „den Wütenden“, da er ständig mit seinen Nachbarn in Fehde lag und vor allem seine Länder im Siegkreis zu vergrößern suchte. Als er sich aber mit dem Kölner Erzbischof Arno II. von Streußlingen wegen Besitzrechten überwarf und bei anschließenden kriegerischen Händeln anno 1059 eine schwere Niederlage mit dem Verlust von Siegburg hinnehmen mußte, verlagerte er seinen Hauptsitz in den Raum jenseits des Rheines zwischen Vordereifel und Mosel zum Mayengau hin. Sein Nachfolger, Pfalzgraf Heinrich II., nannte sich bereits Herr von Laach (Dominus de Lacu), da er seinen ständigen Wohnsitz auf einer stattlichen Burg, die auf der kleinen Landzunge im See errichtet war, hielt.

Im Gegensatz zu seinem Vorgänger gab sich Heinrich II. fromm und bescheiden und stiftete im Jahre 1093 „zu Ehren der heiligen Gottesge-

bälerin Maria u. des hl. Nikolaus von Mira“ ein Kloster unweit seiner Residenz am westlichen Seeufer. Nachdem der Klosterbetrieb in Arbeit und Gebet anließ, stellte sich bald heraus, daß die geschäftige Hofhaltung des Pfalzgrafen zu sehr das Klosterleben störte. Daraufhin verlegte er die Residenz und überließ See und Umland ganz den Mönchen. Es waren Benediktiner, die unter einem Prior zunächst aus der Abtei St. Maximin in Trier kamen, wie der bekannte Humanist und Prior Johannes Butzbach (gest. 1510) in seiner Chronik berichtet. Der Stiefsohn des Stifters, Pfalzgraf Siegfried, erneuerte um 1112 die Klostergründung und unterstellte nun die Mönchsniederlassung der Abtei Affligem in Flandern, von wo auch der erste Abt Gilbert stammte. Nach Heinrich II. Tod 1095 vernachlässigte sein Nachfolger, Pfalzgraf Siegfried, zunächst den weiteren Ausbau der Klosteranlage. Doch sorgte, wenn auch in weniger reichem Maße, dann eine Gräfin Hedwig von Are von ihrem Witwensitz in Nickenich aus für die Fortsetzung der Bautätigkeit, die später jedoch Pfalzgraf Siegfried stark förderte. So konnte endlich unter Abt Fulbert am 24. August 1156 die Einweihung der herrlichen Basilika durch den Trierer Erzbischof Hillin stattfinden. — Abt Fulbert, der von 1152 bis 1177 sein Amt versah, war bestrebt, dem nun fertigerbauten Kloster auch einen hohen geistigen Ruf zu verschaffen, indem er von seinen Mönchen ständig 15 Leute alte, bedeutende Schriften abschreiben ließ. Unter diesen Klosterschreibern werden Henricus u. Gottfried von Bonn besonders in der Chronik erwähnt, da sie selbst größere Beiträge verfaßten und die noch heute berühmte Klosterbibliothek gründeten. Doch sein Hauptanliegen richtete Abt Fulbert auf die Besserung der wirtschaftlichen Ertragslage des Klosters, da es in dieser damals dichtbewaldeten Gegend an Ackerland fehlte. Er sah eine Möglichkeit, durch Senkung des Seespiegels fruchtbaren Boden zu gewinnen. Dies wollte er durch den Bau eines Abflußkanals am See er-

reichen, denn jener wies keine natürlichen Abflüsse auf, so daß bei Unwetter und Hochwasser jedesmal Uferfluren überschwemmt wurden, die bisher daher nicht landwirtschaftlich genutzt werden konnten.

Das Seeufer lag damals etwa in der Höhe des heutigen „See-Hotels“. Überdies drangen meist bei steigendem Hochwasser die Fluten in die Krypta des Münsters, wenn der Pegel bei 290 Meter über dem Meeresspiegel lag, während die Fundamente der Klosterkirche bei 288 m ü.d.M. angelegt waren. — Es wahr wohl für die Erbauer der Abtei und besonders des Münsters ein schwerer Schock, als nach der Fertigstellung beim ersten Hochwasser die Wellen in die Unterkirche spülten. — Dem wollte Abt Fulbert nun mit einem kühnen Projekt entgegenwirken, indem er einen Abzugskanal vom See in Richtung Mendig plante. Ob aber sein Vorhaben mit solchen Dimensionen durchgeführt werden konnte, blieb mehr als fraglich, wenn man die damaligen technischen Möglichkeiten zur Durchführung einer tiefen und weiten Untertunnelung überprüft. Denn seit dem Abzug der Römer wurden nördlich der Alpen kaum Großprojekte mit solchen Maßen in Angriff genommen. Immerhin mußte hier ein kleiner Berg untertunnelt werden in einer damals für undurchführbar gehaltenen Gesamtlänge von annähernd 900 Metern, da ein offener Kanalbau sich bei den ansteigenden Ufern ringsum nicht realisieren ließ. Ein solcher Abflutunnel nur konnte den Seespiegel konstant niedrig halten, so daß fürderhin Überschwemmungen ausbleiben mußten und auch somit Ackerland bebaut werden konnte, wie bereits dargelegt.

Wo aber konnte Abt Fulbert ähnliche Großbauten zur evtl. Nachahmung finden? Als einziges, herausragendes Bauwerk im Mittelalter war die kilometerweite Anlage des Main-Donau-Kanals Karls des Großen, „Fossa Carolina“ bekannt, die aber schließlich mißlang. Da auch schon ausgangs des achten Jahrhunderts dem Kaiser anno 793 Fachleute und Ingenieure zu diesem Großbau in Deutschland fehlten, ließ er Wasserbauexperten aus Italien kommen, wo die alten Verbindungen technischen Wissens mit dem aus der Antike nicht unterbrochen waren, wie die Wasserleitungsbauten über Viadukte und durch Berge in Italien aus jener Zeit beweisen. — Aber Abt Fulbert fehlten die Mittel, um Fachleute und Techniker aus Italien kommen zu lassen. So vertraute er seinen tüchtigen Handwerkern und Bauleuten, die auch Erfahrungen im bergbaulichen Stollenausbau in der

nahen und weiteren Umgebung sammeln konnten. Denn gerade im Gebiet der Pellenz und weiter zur Hocheifel hin gab es damals genügend, zu großen Teilen erhaltene unterirdische Wasserleitungen noch von den Römern her. Bekannt ist ja eine solche, die in einer Länge von über 50 km bis Köln, der großen ehemaligen Römer-Metropole „Colonia Agrippina“, ging. So gaben im elften und zwölften Jahrhundert diese Anlagen noch ausreichenden Aufschluß über die Verfahrensweisen bei ähnlichen Bauprojekten. Denn die Römer gingen nach altüberliefertem System beim Bau eines längeren und tieferen Tunnels so vor: Man trieb den Stollen nicht wie heute üblich von zwei Seiten aufeinander zu, sondern wandte die sog. „Quantenbauweise“ an, die bereits die alten Griechen kannten. Bei dieser Arbeitsweise wurden, nachdem die Trasse des Stollens über dem zu untertunnelnden Gelände (Hügel, Berg) in gerader Linie abgesteckt worden war, in unterschiedlichen, den geologischen Verhältnissen angepaßten Abständen senkrechte Schächte „abgeteuft“, d. h. nach unten gegraben und zwar möglichst bis auf gleiche Höhe. Diese Schächte waren meist quadratisch mit einer Breite von 1,2 bis 1,5 Metern, so daß zwei Mann gerade noch darin arbeiten konnten. Von den Sohlen der Schächte trieb man dann in beiden entgegengesetzten Richtungen den Stollen, bis man Anschluß an den Nachbarschacht gefunden hatte, von dem ebenfalls in der Grundrichtung vorgetrieben wurde. Auf diese Weise konnten sich Fehlleitungen unter Tage nur auf kurzer Strecke auswirken, die aber dann leichter an den Anschlußstellen ausgeglichen wurden. (Damals waren die technischen Meßgeräte im Vergleich zu heutigen im Bergbau (Laser, elektronische Instrumente) völlig unzureichend, und die präzise Einhaltung der an der Oberfläche abgesteckten Hauptrichtung gelang unter Tage äußerst schwierig).

Nach dem gesamten Durchstich ging man daran, den Stollen zu verbreitern und auch nach oben auszuhöhlen. In gleichem Verfahren legten die Klosterbauleute ihren langen Abzugskanal an, wobei sie schließlich diesen auf eine durchschnittliche Breite von 1,50 Metern und eine Höhe bis zu 3,50 Metern ausbauten. Da hierzu insgesamt 28 Schächte zu Beginn nach unten gegraben werden mußten, waren mindestens anfangs ständig 56 Bauarbeiter eingesetzt. Nachdem dann der Stollen die erforderliche Kapazität in Breite und Höhe zum Abfluß großer Wassermassen erhalten hatte, ging man daran, die direkte wasserführende Leitung auf

der Stollensohle mit dem nötigen Gefälle anzulegen. Hierbei wurden offene Tuffsteintröge und auch Sandsteinplatten verwendet. Insgesamt schätzt man den Aushub beim Fulbert-Stollen auf etwa 5000 Kubikmeter, der wahrscheinlich ostwärts der Anlage, die am Südufer in Richtung Mendig gebaut wurde, abgelagert wurde, der auch in der Deutschen Grundkarte als sog. „Halde“ bezeichnet ist. — Leider gibt es bisher keine Unterlagen aus der Planungs- und Bauzeit des Fulbert-Stollens. Erst ein Bericht des Abtes Theoderich II. (Amtszeit von 1256—1295) gibt Auskunft über anfällige Ausbesserungskosten, als der Stollen Schäden aufwies, „item aquaeductum lacu reparavit“ heißt es hier in einer Kloster-Urkunde, zu deutsch: „so wurde der Wasserstollen des Sees repariert“. Das genaue Baujahr des Fulbert-Stollens ist nicht mehr feststellbar. Vermutlich war es das Jahr 1164, da in den Frühjahrs- und Sommermonaten dieses bestimmten Jahres im Eifelgebiet langanhaltende Trockenperioden herrschten, wie aus anderen Überlieferungen aus dieser Gegend zu entnehmen ist.

So wies in diesen heißen Sommermonaten sicher auch der Laacher See einen extrem niedrigen Wasserstand auf. Und für Fulberts Techniker und Bauleute ergab sich die günstige Zeit zum Tunnelbau, da sie nun Stück für Stück über der so niedrigen Wasserlinie vorwärts kommen konnten. Sicher wurde mit Hochdruck gearbeitet und die lange Strecke von 880 Metern an der Stelle durch die Randberge des Ufers gegraben, wo die Erhebungen die niedrigste Höhe aufwiesen, und zwar an der Bucht der kleinen Landzunge am südlichen Teil des Sees. Der wohl zügig innerhalb eines Jahres durchgeführte Abzugskanal brachte auch tatsächlich den angestrebten Erfolg: Der Laacher See blieb von nun an konstant auf gleicher Höhe, ob Unwetter und Schneeschmelzen noch so starke Wassermassen ihm zubrachten. Die Kapazität des Stollens erwies sich durchaus als ausreichend, um weitere Überflutungen zu verhindern und fruchtbares Acker- und Weideland vor Verwüstung zu schützen. Dieser damals sehr beachtete Fulbert-Stollen diente fast bis Mitte des vergangenen Jahrhunderts dem Klosteranwesen, das 1802 säkularisiert wurde. Die Gebäude wurden danach verpachtet, wobei die Pächter sich nicht sonderlich um den unterirdischen Abzugskanal kümmerten, so daß dieser stellenweise verfiel. Später erwarb dann der Trierer Regierungspräsident Delius das ehemalige Kloster nebst Umland. Er erkannte so-

gleich die Notwendigkeit, den Kanal in Ordnung zu bringen, weil sich wieder verheerende Überschwemmungen einstellten. Da aber der alte Fulbert-Stollen in seiner ganzen Länge viele Einbruchstellen aufwies, verzichtete er auf deren kostspielige Beseitigungen und ließ im Jahre 1844 einen ganz neuen Abzugskanal fünf Meter unter dem alten Stollen anlegen. Das ging damals, auch bei nicht so niedrigem Wasserstand, weil man inzwischen beim Abdichten einer Baustelle im Wasser technisch bedeutend weiter gekommen war als im Mittelalter. Da man eine neue Trassenführung nicht plante, hielt man sich konsequent an die des alten Stollens, in dem man durch Anlagen von Schräggängen nach oben viel Abraummateriale schaffen konnte.

Durch den neuen Stollen wurde der Seespiegel nochmals um 7,22 Meter gesenkt. Sein Wasser (im Winter 100—150 l/sec.) fließt zur Laacher Mühle wie bisher in Richtung Mendig. Der Delius-Stollen tat Jahrzehnte seine Dienste, auch als zu Ostern 1893 die Klosteranlagen von der Benediktiner-Abtei Beuron wieder mit Mönchen besetzt wurden, die bald das gesamte Anwesen zur Blüte brachten. Und auch noch heute erfüllt der Tunnel voll seine Funktion und verhindert Jahr für Jahr Hochwasser und Überflutungen am See. Dagegen sind die Ein- und Ausgangsstrecken des alten Fulbert-Stollens mittlerweile ganz verschüttet, so daß man auf diesem Wege nicht mehr das imposante Bauwerk besichtigen kann. Nur durch die Schrägschächte des Delius-Stollens kann man noch in Trockenzeiten in jenes gelangen. Auch von den alten Senkrechtschächten ist kaum noch wegen der Einsturzgefahr von oben ein Einstieg möglich. Diese sind überdies längst durch schwere Platten verschlossen und mit Gras überwachsen.

Der Fulbert-Stollen ist heute dem weiteren Verfall preisgegeben, wenn nicht Einhalt geboten wird. Die Bedrohung des in seiner Art einmaligen Bodendenkmals zum gänzlichen Verfall war der Anlaß für eine historisch-technische und kulturgeschichtliche Untersuchung dieses unterirdischen Großbauwerkes durch das „Rheinische Amt für Bodendenkmalpflege“ in Zusammenarbeit mit dem „Förderkreis Vermesungstechnisches Museum Dortmund“, deren Aufgabe hauptsächlich darin besteht, den weiteren Verfall zu verhindern. Denn dieses immer noch imposante Bauwerk mittelalterlicher deutscher Ingenieurkunst verdient es, erhalten und weiten Kreisen bekannt zu werden.

Römische Steinindustrie in der Region um Mendig

Hans-Helmut Wegner

Die Steinindustrie bedeutete für die Römer einen wichtigen Wirtschaftszweig am Mittelrhein. Schon aus antiken Schriftquellen ist gerade die Arbeit in den Steinbrüchen als besonders schwer und gefährlich beschrieben worden.

Beobachtungen zur römischen Abbautechnik und Steingewinnung im Mittelrheingebiet und der Pellenz, wie sie überwiegend von Josef Röder festgestellt und aufgezeichnet wurden, lassen eine Vielzahl von Details und Verfahrensweisen sowie Techniken und handwerkliches Können, aber auch die Gefahr und die Schwierigkeiten beim Abbau erkennen. Auch wenn die Ausführung der Bauten, sowohl der militärischen, als auch der zivilen in Stadt und Land in Steinbautechnik eine typische römische zivilisatorische und technische Neuerung für die einheimische Bevölkerung bildete, darf nicht verkannt werden, daß auch noch im 1. Jh. nach Eroberung durch die Römer im Rheinland die bisher übliche Bauweise in Holz und Fachwerktechnik zunächst beibehalten wurde.

Erst nachdem sich die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse am Mittelrhein gefestigt hatten und das Land durch den Ausbau des Limes und dessen starke militärische Bewachung gesichert wurde, konnte auch die Erschließung von Bodenschätzen, insbesondere der Vorkommen von abbaufähigen Natursteinen vorangetrieben werden. Dies war wichtige Grundlage und Voraussetzung für eine intensive Steinindustrie und das ausgeprägte Bauschaffen der Römer, wie es so charakteristisch für die Regionen am Rhein ist. So wurde überwiegend im Verlauf des 2. Jh. eine intensive Ausbautätigkeit mit repräsentativen Steinbauten in den Zivilstädten, ein festungsartiger Steinausbau in den Militärlagern und Kastellen sowie prächtige Villen und landwirtschaftliche Betriebe im offenen Land deutlich erkennbar.

Es muß eine Zeit einer starken Blüte gewesen sein, in der die römische Zivilisation und Lebensart besonders klar zum Ausdruck kam, deren Macht und Ausstrahlungskraft wir in der Vielzahl der Reste der unterschiedlichen römischen Anlagen und Gebäude heute nur noch erahnen können.

Eine wichtige Voraussetzung für die Errichtung derart mächtiger Steinbauten, wie z. B. in Mainz, Trier, Bonn, Köln, Neuss, Xanten bis hinab nach Nijmegen, um nur einige bekannte Römerstädte zu nennen, waren neben den Steinvorkommen natürlich auch die günstigen Verkehrsverbindungen. Bei der Bewältigung schwerer Lasten bildete der Rhein als Wasserstraße eine ganz wichtige Voraussetzung. So ist es nicht verwunderlich, daß die meisten römischen Brüche an Steinvorkommen in unmittelbarer Nähe zu schiffbaren Flüssen zu suchen sind. Dies trifft z. B. für die vielfach verwandten Baumaterialien der Grauwacke zu, deren Herkunft an verschiedenen Steinbrüchen vom Siebengebirge bis in die Gegend von Koblenz und der unteren Mosel zu finden sind. Ähnlich verhält es sich mit den als Bausteinen verwandten Basalten, die hauptsächlich am Unkelstein und in der Gegend zwischen Remagen und Oberwinter sowie auch der Erpeler Lay gebrochen wurden. Hier ist auch der Trachyt des Drachenfels zu nennen. Roter und gelber Sandstein stammt vermutlich aus der Nordeifel, während der weiße Kalkstein aus dem Gebiet der Obermosel zu den jeweiligen Baustellen herantransportiert wurde.

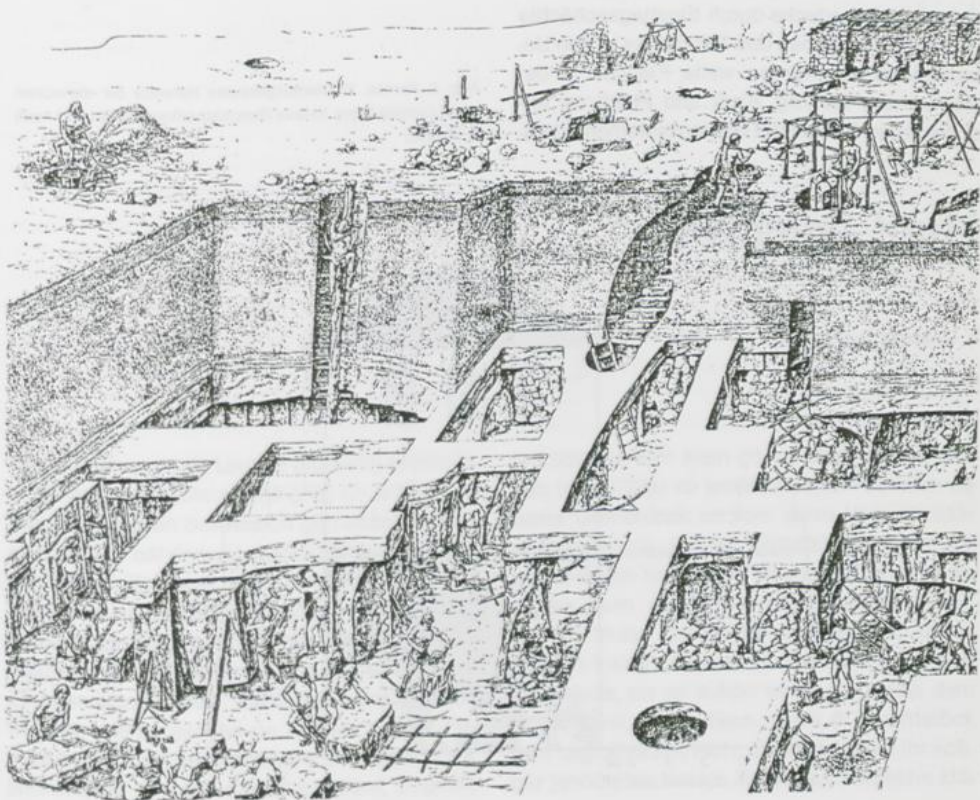
Eines der wesentlichen Baumaterialien der römischen Epoche während der Zeit des 1. bis in das 4. Jh. war jedoch der Tuffstein. Dieses den Römern aus südlichen Regionen bekannte Baumaterial spielte auch im Rheinland die größte Rolle durch alle Epochen der römischen Zeiten hindurch. Es ist überwiegend der Tuff-

stein der Pellenz, jener Landschaft zwischen Mayen und Andernach, insbesondere aus der Region von Mendig, Kruff und Kretz sowie der des Brohltales. Das Material wurde in großen Blöcken abgebaut und diente als Bausteine für Handquader, für Mauerschalen und Gußmauerwerk, jedoch auch für Gebäude, die in großen Quadern errichtet wurden. Das Material war leicht zu bearbeiten, eignete sich aber nicht für eine zusätzliche steinmetzmäßige Oberflächengestaltung. Der weiche Tuffstein wurde meist nur mit dem Beil oder einem ähnlichen Gerät, wie Holz, zurechtgeschlagen. Die Verwendung dieses Materials war sehr vielseitig. Nicht nur zum Bauen wurde es herangezogen, sondern man fertigte aus ihm Säulen, Basen und Kapitelle, aber auch Sarkophage, Altäre und Steinkisten; schließlich jedoch auch Gegenstände des täglichen Gebrauchs, wie Tröge, Becken, Rinnen, Wasserleitungen und vieles andere mehr. Für eine bildhauerische Bearbei-

tung eignete sich das Material wegen seiner basaltischen und schiefrigen Einschlüsse und besonders der zahlreichen weichen bis oft mehligten Bimseinsprengungen nicht. Auch wenn man durch die mäßige Festigkeit des Materials leicht eine glatte Außenfläche herstellen konnte, schützte man das Mauerwerk wegen der starken Angriffe der Verwitterung zusätzlich durch einen festen Außenputz. Dieser wurde in den meisten Fällen entsprechend der ortsüblichen Gepflogenheiten weiß getüncht und gelegentlich farbig gestaltet. Tuffstein war das am meisten verwendete Baumaterial. So wird er nicht nur flußabwärts seines Vorkommens, z. B. am Niederrhein häufig verwandt, sondern auch in den stromauf liegenden römischen Städten. Es ist davon auszugehen, daß die Lastenschiffe in der Felsenengung der Mittelgebirge des Rheinlaufes stromauf getreidelt wurden, wohingegen in den Niederungen vermutlich Segel gesetzt werden konnten.

Die Steinbrüche wurden sowohl im Tagebau als auch unter Tage betrieben. Im Brohital sind bei der modernen Steinausbeute im Laufe des 19. Jh. vielfach die römischen Tuffsteinbrüche angeschnitten worden. Doch hat der moderne Ab-

Abb. 1. Lebensbild eines römischen Tuffsteinbruches aus der Region um Mendig und Kruff, Kr. Mayen-Koblenz (nach J. Röder)

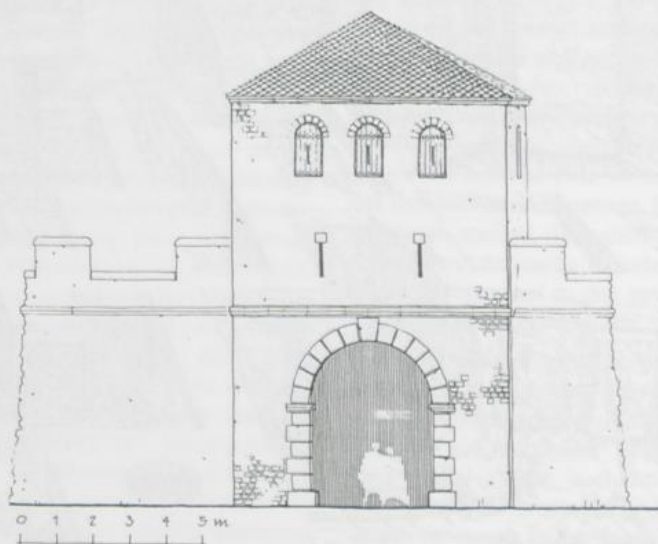


bau die häufig freigelegten archäologischen Befunde wieder zerstört. In der Pellenz zwischen Plaidt und Kruft und insbesondere im Bereich von Mendig können antike Abbauspuren noch wesentlich besser beobachtet werden. So z. B. im Gebiet des Krufter Baches füllt der Tuffstein auf weite Flächen hin die breite Talsohle in vielen Metern Mächtigkeit aus. Doch waren nur die oberen 2,50—3 m zu brauchbaren Steinen verhärtet. Das darunter liegende Material, der sogenannte Tauch, eignete sich nicht für eine sinnvolle Verwendung, erst in größerer Tiefe stehen wieder mächtigere Gesteinsvorkommen an. In der römischen Zeit wurden in der Hauptsache die oberen Tuffsteinvorkommen, die auch später als sogenannter Römertuff bezeichnet wurden, abgebaut. Meist lag der abbauwürdige Tuff unter einer 3—4 m mächtigen Bimsschicht. Nur in den Niederungen und den Fluß- sowie Bachläufen war dieser Bims weggeschwemmt worden. An diesen Stellen wurde der Tuffstein im Tagebau gewonnen. Doch reichten diese Stellen nicht aus bei dem ungeheuren Bedarf an Tuffstein durch die römische Bauindustrie. Die Römer konnten Bims noch nicht sinnvoll in größeren Mengen verwenden, so daß es sich für sie auch nicht lohnte, die mächtige Bimsdecke abzuräumen, um den Tuffstein zu gewinnen. Man durchstieß daher die Bimsdecke durch Einstiegsschächte und ging zum Abbau des Tuffsteines in den Untertagebau. So wurden weite Flächen in der Gegend um Mendig, Kruft und Plaidt an verschiedenen Stellen mit Stollensystemen durch-

zogen, die bis in die neueste Zeit häufig genug für Haus-, Straßen- und sonstige Baumaßnahmen eine Gefahr bildeten. Die moderne Bimsgewinnung hat in weiten Teilen diese Stollensysteme abgezogen, so daß die Firste meist einbrachen und die unterirdischen Abbaugänge verschüttet wurden. Hier sind bereits wichtige Möglichkeiten zur Dokumentation des antiken bergmännisch betriebenen Tuffsteinabbaues verloren gegangen. Dies ist umso bedauerlicher, da sich gezeigt hat, daß nur wenig original erhaltene römische Gruben mit Abbauspuren vorhanden sind; denn die Bevölkerung des Mittelalters hat in vielen Fällen die antiken Steinbrüche wieder in Betrieb genommen und erweitert.

Zur Frage der Abbautechnik der Römer hat ebenfalls Josef Röder eine Vielzahl von Beobachtungen zusammengetragen und aufgezeichnet. In den Untertagebauen hat man meist einen Wandabschnitt nach dem anderen heruntergearbeitet, und dies geschah an verschiedenen Stellen gleichzeitig (Abb. 1). Die Blöcke wurden nach einem vorher festgelegten Schema durch Schrotten mit der Zweispiß auf den einzelnen „Arbeitsköpfen“ freigelegt und dann an der Basis mit eisernen Keilen abgespalten. Oft kann man die gebogenen Schrot-

Abb. 2. Xanten. Wiederaufgebautes Hafentor der römischen Stadt Colonia Ulpia Traiana (Rekonstruktion und Entwurf nach G. Precht)



hiebe an den Wänden der stehenden Tuffbrüche dort noch erkennen, wo sie noch vorhanden sind.

Die Arbeitsmannschaft der in den Steinbrüchen tätigen Bergleute und Steinmetze rekrutierte sich überwiegend aus den jeweiligen Heeresabschnitten der örtlichen römischen Legionen. Darauf weisen einige militärische Weihungen und Weiheinschriften, z. B. auch im Brohltal, hin. Hier wurden sie von Arbeitskommandos der Legionen des niederrheinischen Heeres gestiftet. Ähnliches dürfte für die Steinbrüche von Mendig ebenfalls gelten. Später gingen die Steinindustrie und die Abbaurechte überwiegend in private Hand über. Durch langfristige Lieferverträge war jedoch auch der Bedarf des Militärs sichergestellt.

Weitestgehend übernahm die römische Rheinflotte, die *classis Germanica*, den Transport über weite Strecken auf dem Rhein. So gibt es einen Weihestein aus dem Drachenfelstracht, der z. B. besagt, daß die römische Rheinflotte Gesteinsmaterial für das Forum der *Colonia Ulpia Traiana* (Xanten am Niederrhein) abgeholt

habe. Auch der Wiederaufbau der römischen Stadt in Xanten bezieht noch heute das Baumaterial aus Kruft, wo es aus denselben Vorkommen wie zur Römerzeit gebrochen wird (Abb. 2).

So gibt es eine Vielzahl von Beobachtungen, die auch im Raume Mendig eine nähere Untersuchung des römischen Tuffsteinabbaues lohnend und erforderlich machte.

Literaturhinweise

J. Röder, Die antiken Tuffsteinbrüche der Pellenz. Bonner Jahrb. 157, 1957, 213—273.

ders., Zur Steinbruchgeschichte des Pellenz- und Brohltalstuffs. Bonner Jahrb. 159, 1959, 47—88.

ders., Römische Tuffsteinbrüche der Vordereifel. Die Umschau 60, 1960, 334—336.

ders., Antike Steingewinnung im Kreis Mayen. Der Landkreis Mayen. Heimatschrift zum 150jährigen Bestehen 1966, 45—52.

ders., Der Drachenfels, ein bedeutender römischer Steinbruch. Kölner Römer-Illustrierte 2, 1975, 138—139.

Ons good Stuff

Josef Schäfer †

(Sisus)

Net ömme woren de Leut so gruüartig enjericht bieh heut, met Wohnzeeme gruü on brää, met Teppije, Sofas on Sessele on gottwääs batt net all. Datt wor bäi denne Leutche fröhre Zäit ons good Stuff. Et woret beste Zeme batt die Leut hatte, met su jemötlige Eckelche vüür Kaffiiche ze trinke, on Vezeelche ze hahle. Häi wor Sonndaags alles bäienanne, wenn de Mama ihre Zimmenskoche, ode Quötschekoche vedäält hätt. Et wor suzesoon de Schuus von de Famillich, bo sech jede dahääm on am wohlste jeföhlt hätt. On wemme älter wüürd, begrääft

me ürscht, batt suen goode Stuff äänem met hätt jeewe. Datt en jesonde echte Famillich de beste Grondstock es vom janze Volk. Et säin suzesoon de fäinste Wüürzelche, ohne die kääne Baam lewe kann. Nau looß ons emol en en suen goode ahl Stuff von äänst. En demm huhe schwazze gußäisene Oowe flackert lostig et Feuer. Et reecht ö besje noh Bucheholz, on es schön warm dren. Aus dem Eckschrank, üwwerijens noch ö Prachtstöck vom Urgruüvadde, lacht stolz de Mama ihr koßbar jehöötetes beesje Pozzelaan. Zwösche klä-

äne Figürche läit em Uuba säin Uhr, die noch mem Schlössel ofjezoog wuur. Of der Ko-mood, se hätt fönnef grube Schubbelade, stäh-t onneren Glasglock en Moddegottesfigur. Dofür ömme paar Blömche ausem Jaarde, ode vom Fell. En der Schubbelade wor de Wösch met Aandacht fäin ereen jelääch. Üw-we demm Sofa, met der kromme Bään, schwätzt von de Modde sellewe jehökelt der Spruch: Sich regen bringt Segen. Of em Dösch, et woren Ausziehdösch, ömme vür vill Kene jerechent, stond en schöne Glockelamp vür Petroleum. Ääwe am schönste wore rondöm die Wänn. Do wor Leewe dren, do hannse dech an-geguckt on vezeehit von frühe. Do konnsde däi Jesicht sehn, noch eh dau sellewe of de Welt wors. An de Dür hing et Wähwassekesselche met em Straußje Palm drüwwe. An de Wand, schön enjeraahmt, de Modde ihre Brautkranz, doneewe ihr Huchzäitsbilde. Rondöm de Kom-munionbilde von all Keene, bo se domols öm-

me jenoog von hatte. Jänüwwe ande Wand, em Vadde säine Strauß von de Ziehung, bieh er Soldat es wuure. Säin Reservepäif on Feld-flasch, bo er bäi jedeent hatt, en der domols su bonte Soldatezäit. De Uuba met demm kloore Blek guckt dech von wäit her freundlich an, mem lange Bart on Schnorres. De Uuma mem lange Klääd bis ofde Erd, Puffarme, ö Medall-jong öm, on Uuhrringele. Jo, et woren ömme dräi Generatzione en de Stuff. Die hättse ömme all zusamme jehahle. On wennet äänem mol ebbes schwer wor, dann finge die Wään an zer-eede, on hann deret läichte jemacht. Su wor ons good Stuff von äänst de Familijespeejel von Generatzione, bo se sech all zesamme je-fonne hann. Heut es datt nemieh. Schunn als Keend lääft der ääne höpp, der annere ha, on leewen sech ausenanne. Die moderne Zäit hätt ons goode Stuff vür ömme vedrängt. Schad, se hätt doch jedem ebbes schönes on wertvol-les met enet Leewe jewe.

Eine sympathische Jugendgruppe

Bernhard Busenkell

Die Probe einer Tanzgruppe! Was soll da schon außergewöhnliches geschehen? Da wird wahr-scheinlich getanzt und verschiedene Schritte werden bis zur Perfektion geprobt, viel Schweiß wird sicherlich fließen.

Daß dies nicht uneingeschränkt der Fall sein muß, beweisen die „Andernacher Siebenschlä-fer“. Lautes Gelächter schallt dem Besucher entgegen, denn soeben zeigt der Leiter der Gruppe, wie er sich den neuen Hippie-Tanz vor-stellt. Es ist auch zu komisch anzusehen, wie er Tanzfiguren aus amerikanischen Musicals imitiert und typische Verhaltensweisen der Blu-menkinder nachahmt. Eine Persiflage auf die

Jugendbewegung der sechziger Jahre soll der neue Tanz werden, das hat der Leiter sich vor-gestellt. Einige Mitglieder erinnern sich, daß sie ähnliche Tanzschritte schon einmal in Fil-men gesehen haben. Alle probieren sich nun an den Figuren, Tips werden ausgetauscht: „Das ist gut!“ „Du mußt nur die Arme durch-strecken.“ „Nein, das lassen wir lieber.“ Man sieht, hier wird eine Idee in lockerer, entspann-ter Atmosphäre zu einer Darbietung umgesetzt, ein neuer Tanz entsteht.

Es fällt auf, daß die anwesenden Tänzerinnen und Tänzer einen ziemlichen Altersunterschied aufweisen, zehn Jahre sind es bestimmt, und

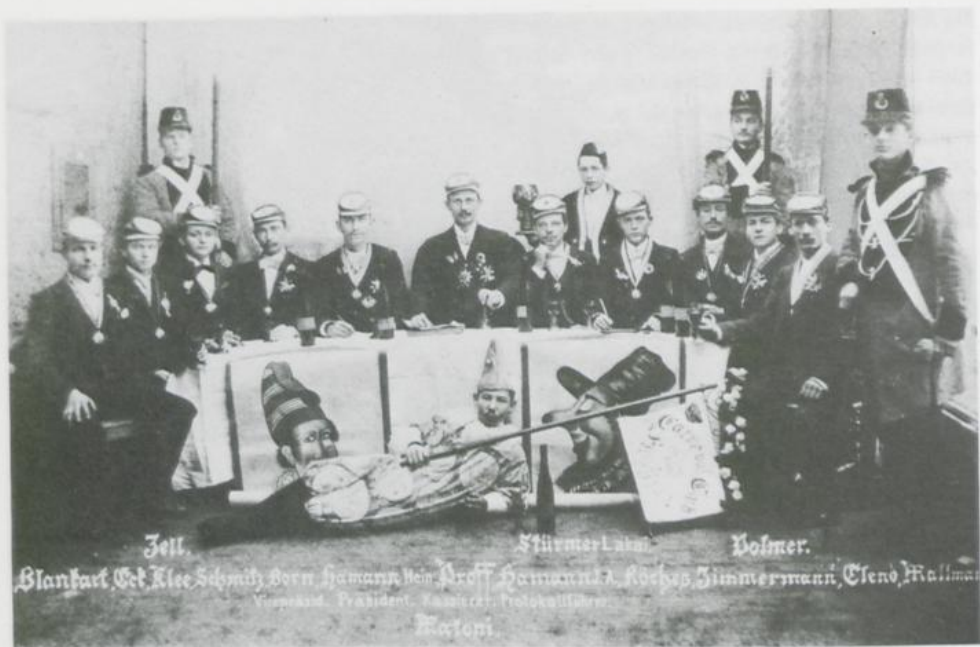


Mit dem Schirmtanz starteten diese Mitglieder der Gruppe bereits bei einem Tanzturnier in Plaidt

dennoch prima miteinander auskommen. Da zeigt der Leiter in einer Pause der dreizehnjährigen Andrea eine Solokombination im Foxtrott, mit der sie ihren Freundinnen bei der nächsten Party imponieren will, Heike erzählt, wie toll ihr neuer Schwarm aussieht und Manfred holt sich Rat, wie er seiner Mutter am Besten die Fünf in Deutsch beibringen könnte. Obwohl die Gruppe mit 20 Mitgliedern ziemlich groß ist, merkt man, daß doch ein guter Kontakt und ein schönes Vertrauensverhältnis untereinander besteht.

Hervorgegangen ist diese Gemeinschaft 1976 aus einer christlichen Jugendgruppe mit dem Ziel, nach Abschluß der Tanzschulkurse die zuvor erlernten Rhythmen weiterzutanzten, selber Tanzprogramme zu erstellen und eigene Ideen umzusetzen. Das Ergebnis war, daß die Gruppe Choreographie, Kostümgestaltung und Maskenbildnerei in die eigenen Hände nahm und in nun schon über 75 Auftritten ihrem Publikum das Resultat präsentierte. Da die Jugendlichen

mit viel Spaß und Engagement bei der Sache sind, proben sie auch fast das ganze Jahr über und treten in der näheren Umgebung sowohl bei Karnevalsveranstaltungen, wie auch bei Festen in Kirchengemeinden oder im Altenheim auf. Höhepunkte in dieser Hinsicht waren Auftritte bei der deutsch-niederländischen Kulturbörse in Kleve, wo die Tänzerinnen und Tänzer den Landkreis Mayen-Koblenz vertreten durften und eine Darbietung als Vorprogramm des Schlagersängers Roland Kaiser. Wenn die Jugendlichen ihr Vorhaben wahr machen können und in Zukunft bei den Rheinland-Meisterschaften und bei Turnieren starten, dann werden sie sicher bald noch bekannter sein und sich über Auftritte in weiterer Umgebung freuen können. Sie sind jedenfalls recht zuversichtlich, daß sie auch in den folgenden Jahren alle Höhen und Tiefen gut überstehen werden, und daß die Tanzgruppe „Andernacher Siebenschläfer“ trotz oder gerade wegen ihrer Selbstständigkeit noch vielen Menschen in unserer Heimat ein paar schöne Erlebnisse vermitteln kann. Diese Jugendgruppe beweist, daß auch junge Menschen Initiativen ergreifen und in eigener Regie zum Nutzen Aller etwas auf die Beine stellen können.



90 Jahre Andernacher Karnevalsgesellschaft Fidelitas 1893 Blaue Funken e.V.

Heiner Lohner

Man schrieb den 1. Januar des Jahres 1893, als nach längeren Vorbereitungen die Mitglieder des Rauchclubs „Fliegentod“ die Andernacher Karnevalsgesellschaft „Fidelitas“ aus der Taufe hoben. Es war eine kleine Gruppe deftiger Handwerksmeister und biederer Bürgersleute der alten Rheinstadt Andernach, die sich in dieser Karnevalsgesellschaft zusammengefunden hatten.

Andernach hatte schon lange seine urwüchsige „Fasnacht“. Bereits im 16. Jahrhundert spricht man im Geschichtsbuch der Stadt von der „Mommery“, was wohl gleichbedeutend ist mit vermummen, (Mummenschanz) und Spielen voll Mummenschanz. Auch in den Jahren

Das offizielle Gründungsfoto vom 1. 1. 1893

um 1850 berichtet der Chronist darüber, daß die „Annenache Fasnacht“ mit viel Humor gefeiert wurde.

Vom Jahre 1880 ab werden die Berichte über die Andernacher Fastnacht häufiger. Nach diesen Berichten beschränkt man sich im allgemeinen auf die seit dem Mittelalter aithergebrachten Gelage (Geloch) der Nachbarschaften, auf das Verkleiden von Kindern, die gruppenweise in den Straßen der Stadt erschienen und auf die Maskenbälle, die von den Gaststät-

teninhabern gehalten wurden. Aber schon die nächsten Jahre lassen erkennen, daß die Bürger der alten RheinStadt mit ihrem ausgeprägten Ordnungssinn, ihrem Fleiß und ihrer Regsamkeit, sich zugleich sehr aufgeschlossen zeigen für Zusammenschlüsse, die dem bunten Treiben der närrischen Tage einen gewissen planmäßigen Ablauf sichern sollen.

Zunächst sind es die kulturellen und gesellschaftlichen Vereinigungen der Stadt, die zu Fastnachtsveranstaltungen aufrufen und diese geordnet durchführen.

Aber dann erscheinen auf der Bildfläche die ersten Karnevals-gesellschaften. Man nennt um 1888 die Gesellschaften: K.-G. „Gedöhns“, K.-G. „Ech blos'n d'rebbes“ und die K.-G. „Mir säin do — ohn hahle Pohl“.

In den nachfolgenden Jahren bis zum ersten Weltkrieg hören wir dann noch Namen wie: K.-G. „Mir säin kloor“, K.-G. „Stadthusaren“, K.-G. „Narrenzunft“, K.-G. „Eintracht“ und K.-G. „Mir manteneren et“. Von all diesen genannten Gesellschaften hat keine den ersten Weltkrieg, der ja auch dem Vereinsleben in der Heimatstadt tiefe Wunden schlug, überstanden.

Allein die im Jahre 1893 gegründete Karnevalsgesellschaft „Fidelitas 1893“ kann auf eine ununterbrochene karnevalistische Tätigkeit zurückblicken. Und auch Funken gab es bereits im Gründungsjahr der Gesellschaft.

Bereits im Rosenmontag des Jahres 1897, so finden wir es im Stadtarchiv durch den Chronisten niedergeschrieben, war die Funkenartillerie mit vier Gruppen und einem Geschütz vertreten.

In den Jahren der Entwicklung war in der Andernacher Fastnacht die Narrenfreiheit sehr stark ausgeprägt, die es den Maskierten gestattete, dem Bürger, dem es nottat oder den man verulken wollte, unverblümt die Wahrheit zu sagen. Und das oft zum Gaudium aller, die in den Andernacher Kneipen und Wirtschaften schon auf diese Dinge warteten. Die „Annener Schnüss“ soll manchenmal übergelaufen sein und sich im Schutz der Narrenfreiheit manchen Spaß mit starkem „Tubak“ erlaubt haben. Aber letzten Endes siegte das goldene Gemüt der Andernacher, das so leicht die Frohlaune des rheinischen Menschenschlages widerspiegelt über den entstandenen Ärger des Verulkten, und alles endete in einem befreienden Lachen.

Es ist erstaunlich, wie schon bald nach der Gründung sich aus den Zusammenkünften her-

aus das typische Bild einer „Sitzung“ entwickelte. Das Präsidium erschien im schwarzen Frack und blau-weißer Stürmermütze mit gold eingewirktem „F“, auch hier die blau-weißen Farben und das „F“ für Funken.

In späteren Jahren trug man vierfarbene Schellenkappen mit Straußenfedern und buntfarbene Umhängemäntel. Mit dem Programm und dem Verlauf der Sitzung hatte man gleich den richtigen und heute noch üblichen Brauch getroffen. Der Einzug des Komitees vollzog sich unter den Klängen des Andernacher Büttenmarsches, dessen Noten und die Melodie heute leider nicht mehr bekannt sind. Es folgte die Begrüßung durch den Präsidenten, Damen-gruß, Protokoll, Vorträge meist lokaler Art, Lieder eigener Liederdichter und vor allem aber die beliebte Mordgeschichte mit der Drehorgel.

Der Protokollarius übte in wohlgeformten Versen Kritik an dem gesamten Komitee.

Der lokalpolitische Vortrag dieser Zeit war das beliebteste Thema der Andernacher Fastnacht. Was hier dem Volke an Spottlust und Ulk über die Geschehnisse in Stadt und Land dargeboten wurde, übertraf vor allem der Deftigkeit wegen bei weitem das, was wir heute an lokalen Vorträgen zu bieten vermögen oder dürfen. Es bleibt als wichtig festzustellen, daß alle, die dabei waren, auf ihre Kosten kamen, oder auf echte „Annener“ gesagt: „Sech kapott jelaucht hann“, womit wohl auch der Hauptzweck erreicht war.

Die Rosenmontagszüge der damaligen Zeit standen den heutigen in ihrer Größe und Originalität um nichts nach. So vermerkten die Andernacher Nachrichten, daß im Jahre 1896, in welchem Herr Robert Schäfer Prinz Karneval war, ein Rosenmontagszug in einer Pracht stattgefunden habe, von dem man feststellen müsse, daß man etwas schöneres bisher in Andernach noch nicht gesehen habe. Die Stadtväter standen schon damals der Andernacher Fastnacht aufgeschlossen gegenüber, denn der Stadtrat bewilligte für den eben erwähnten Rosenmontagszug 150,— Mark, eine für damalige Verhältnisse enorm hohe Summe. Aber auch in den nachfolgenden Jahren fanden oft prachtvolle Züge am Rosenmontag statt. Im Jahre 1912 stellte die „Fidelitas 1893“ im Rosenmontagszug gleich eine ganze Abteilung, die unter dem Motto „Wandern einst und jetzt“ einen Prunkwagen mit Kurfürstenschloß und Schülerherberge, Fußgruppen mit Wandervögeln, Tippelbrüder und die in der damaligen Zeit so gefürchteten „Schandarme“ aufwies.



Die Kanone, das Symbol der Funken, schon im Jahre 1896 mit dabei. Hier ein Bild von 1936

Unvergeßlich auch die Andernacher Fastnacht 1914, für die der Andernacher Liederdichter Josef Schmitz, Mitglied der Fidelitas 1893, den Andernachern das Lied vom „Bockslisa“ schenkte.

Bezeichnend für die Ruhe und Gelassenheit der damaligen Zeit ist die Feststellung, daß es gar nicht von Bedeutung war, wenn einmal ein ganzes Jahr der Betrieb innerhalb der Gesellschaft ruhte oder 3 bis 4 Jahre lang kein Rosenmontagszug stattfand. Die Gesellschaften von damals hatten keinesfalls den heute üblichen Vereinscharakter, sondern waren viel losere Zusammenschlüsse.

In stetem Aufwärtstreben wurden schwere Zeitgeschehnisse überstanden. So auch in der Folgezeit des ersten Weltkrieges, in der zwar das Volk oft den Wunsch nach öffentlicher karnevalistischer Bestätigung laut werden ließ, jedoch andere Faktoren und Rücksichten diese einfach nicht zuließen.

Die Redner und insbesondere die Liederdichter Josef Schmitz, Toni Mertlich, Karl Wemmer und andere waren in dieser Zeit nicht müßig. Als dann die ersten öffentlichen Sitzungen durchgeführt wurden, konnte man sich das Anstürmen kaum erwehren. Der Ansturm zu den Veranstaltungen war so groß, wie man ihn vorher

nie für möglich gehalten hätte. Die Sitzungen fanden zunächst im Gesellenhaus und später im Probsteihof statt. Ihnen ging der Ruf voraus, daß sie auf einem besonders zu schätzenden geistigen Niveau standen, sauber und rein, und nicht durch geschmacklose Witze und Zoten ausgefüllt wurden, ein Grundsatz, dem auch heute noch bei den Funken große Beachtung beigemessen wird. Der lokalpolitische Vortrag hatte immer und zu allen Zeiten den Vorrang. Toni Mertlich als Sitzungspräsident der Gesellschaft war in dieser Zeit der aktivste Verfechter lokaler Vorträge und Lieder. So erlebte man damals den Lokalvortrag „Pfeifers Hochzeit“ in nicht weniger als neun Sitzungen. Aber auch andere Vorträge lokaler Art wie „Huwasse Nut“, „De Krahnberg-Bahn“, „De Rhainhawe“, „De Eselsträiwe an de Krahnburg“, „De Sträit ömm de Gasfabrik“, „De Kurfürstendamm“, waren Lokalschlager ersten Ranges. Liederdichter und Komponisten, von denen wohl ein halbes Dutzend aus den Familien Victor Schmitz, Johann Schmitz und Josef Schmitz stammen, gaben den Sitzungen so recht die Andernacher Würze. Als man am 5. Juli 1927 dem Dachdeckermei-

ster Kirchner in der Wollgasse einen achtpfündigen gebratenen Hahn mit Topf stahl, — Glasermeister Hein soll dabei seine Hand im Spiel gehabt haben — und dieser anschließend im „Roten Ochsen“ unter Teilnahme des Beklauten verzehrt wurde, ließ Toni Mertlich nicht lange mit dem Lokalschlager, „Däh Öhm, däm hann se de Hahn jeklaut“, auf sich warten. Ähnlich war es, als man das Ochsentor in seiner heutigen Form neu aufbaute und die Nachbarschaft den Aufbau als entwicklungsstörend ansah und im Dunkel der Nacht mit Druckwinden versuchte, das Ochsentor umzulegen. Wiederum konnte Toni Mertlich die Andernacher Fastnacht mit dem Lokalschlager „Däut se ömm“ bereichern. Offensichtlich gab es auch damals schon Probleme bei der Altstadtanierung.

Als am Rosenmontag des Jahres 1926 trotz Verbotes der erste Umzug rollte, da war auch die „Fidelitas 1893“ mit einem originellen Wagen dabei.

Wer kennt als Andernacher nicht die kostbare „Nauz“, ein Fastnachtsgebäck, an dem jung und alt sich alljährlich neu erfreuen. Welcher Andernacher und welche Andernacherin denkt nicht gerne an die Jugendzeit im alten Andernach zurück, als ihnen die Nachbarschaft nach Absingen des Liedes:

„Heut es Faasenacht, die Nauze wäre jeback,

eraus domet, eraus domet, mir stoppe se en de Sack“

köstliche Nauzen spendierte.

Als in den 30er Jahren die vielen Andernacher dieser kostbare Bestandteil der Fastnacht bereits zu verflachen drohte, griff die Karnevalsgesellschaft Fidelitas 1893 Blaue Funken unter der Leitung des damaligen Präsidenten Johann Gremer den Gedanken zur Erhaltung auf. Es wurde veranlaßt, daß sich die Frauen der Gesellschaft jährlich in der Fastnachtswoche zu einem „Nauzen-Nummedaach“ treffen. Bei dieser Zusammenkunft wurde ausschließlich Schmalzgebackenes verzehrt.

Was dieses „Kleine Damen-Komitee“ in den Nauze-Nummedaachen im Laufe der Zeit entwickelt hat, ist in Andernach und der nahen und weiteren Umgebung einmalig und liegt weit vor den Gründungsjahren der Möhnengesellschaften — also reinen Frauengesellschaften.

Im Jahre 1934 wurde nun offiziell das Corps der „Blauen Funken“ innerhalb der Fidelitas 1893 gebildet.

Der jeweilige Präsident der „Fidelitas 1893“ wurde gleichzeitig Kommandant der Blauen Funken, eine Regelung, die auch heute noch geübt wird.

Nicht zuletzt gehört auch ein schmuckes Trommler Corps zum eisernen Bestand der Blauen Funken.

So stellt sich das Corps heute dar





Antreten des Corps 1936

Man traf schon Vorbereitungen für eine glanzvolle Feier zum 50jährigen Bestehen, bei der Prinz Hubert I. auf den närrischen Thron der alten Rheinstadt sollte, als die glänzende Entwicklung der „Fidelitas 1893“ und des Funken-corps abermals jäh durch den 2. Weltkrieg unterbrochen wurde. Als man sich dann nach dem furchtbarsten aller bisherigen Kriege im Jahre 1948 erneut zusammenfand, um auf den Trümmern, die der Krieg hinterlassen hatte, aufzubauen, fand sich gleich wieder eine große Anzahl alter Karnevalisten zusammen, um am Neubeginn mitzuwirken.

Es gab einen verheißungsvollen Anfang in einer Neugründungsversammlung im „Bolzen“, bei der Jupp Proff neuer Präsident und Kommandant wurde. Viele der damaligen Männer der ersten Stunde stehen heute noch ihren Mann als Büttendredner oder Helfer vor und hinter den Kulissen.

Erstaunlich schnell waren normale Verhältnisse erreicht. Das uniformierte Corps war stärker als vor dem Kriege, eine Tanzgruppe ist neu entstanden, das Damenkomitee wieder in Tätigkeit, das Trommler-corps kräftig entwickelt und der Mitgliederbestand hat sich mehr als verdoppelt.

Antreten des Corps 1936

1952 wurde Paul Förster Präsident und Kommandant der Gesellschaft und leitete zu dieser Zeit die an Niveau hochstehenden Sitzungen des Corps als Sitzungspräsident. Stets wurden und werden in den Sitzungen besondere Andernacher Originale dargestellt, wie z.B. in den 50er Jahren die „Annenacher Bäckerjungen“ und seit den 60er Jahren die zwei „Rheinkadetten“, die aus dem Programm der Sitzungen nicht wegzudenken waren und sind. Es muß bei dieser Gelegenheit betont werden, daß sich alle Mitglieder von jeher, in teilweisem Gegensatz zu den Karnevalisten anderer Städte, unentgeltlich zur Verfügung stellen. Gerade diese Tatsache mag im besonderem mit dazu beitragen und beigetragen haben, daß die Idee und die Durchführung der Andernacher Fastnacht unverfälscht und wirkungsvoll geblieben ist.

1956 verstarb der allseits beliebte Kommandant und Sitzungspräsident Paul Förster. Im gleichen Jahr wurde Mattes Maus als Präsident und Kommandant gewählt, der zehn Jahre mit



Prinzenwagen 1936

großem Erfolg die Geschicke des Vereins vorzüglich leitete. Der Südwestfunk würdigte in einer Fernsehsendung im 3. Programm das Leben und Wirken dieses Andernacher Bürgers.

Im Jahre 1965 übernahm Franz Kirsch die Leitung der Gesellschaft und wurde neuer Präsident und Kommandant.

Das Jahr 1976 brachte wieder einen Wechsel der Vereinsführung der Gesellschaft. Franz Kirsch hatte nach 10 Jahren, in denen er die Geschicke des Vereins mit großem persönlichen Einsatz hervorragend geleitet hatte, seinen Posten zur Verfügung gestellt.

Heiner Lohner, bekannt als Leiter des Literarischen Ausschusses und Büttendredner, übernahm die Leitung der Gesellschaft und wurde neuer Präsident und Kommandant.

Mit dem „Führungswechsel“ fand auch ein gewisser Generationswechsel im Corps der Blauen Funken statt. Neben den sogenannten alten Hasen und Strategen im Karneval fanden sich

neue karnevalistische Talente zusammen. Auch der lokal- und bundespolitische Vortrag des Protokollarius wird heute wieder in einer Weise vorgetragen, die jeden Vers zu einem Höhepunkt in den Sitzungen der Funken werden läßt.

Besonders freut man sich aber im Lager der Blauen Funken über die Garde- und Schautanzgruppe.

Das gesunde Verhältnis zwischen „alt“ und „jung“ innerhalb der Gesellschaft wurde letztlich auch durch die langersehnte und am 10. 11. 1980 verwirklichte Gründung des Altherren-corps bestätigt. Diese Gruppe der über 60jährigen männlichen Vereinsmitglieder pflegt und fördert den Kontakt dieser Altersgruppe zum Corps.

Alle tragen mit ihrem Einsatz wesentlich zum Gelingen der Veranstaltungen bei. Im letzten Jahr ergab eine Aufstellung, daß alleine zur Gestaltung einer Sitzung weit über 150 Aktive vor und hinter den Kulissen tätig sind. Damit das alles für den Besucher reibungslos vonstatten geht, ist schon eine gewaltige Portion Idealismus und eine fast generalstabsmäßige Organisation notwendig.

Die Burg Wernerseck

Eine kurze Betrachtung über ihre Geschichte von ihren Pachtinhabern und Bewohnern

Hans Hunder

Zwischen den Gemeinden Plaidt und Ochtendung erheben sich die noch imposanten Reste von Wernerseck. Beide Gemeinden teilen sich in den Besitz der Ruine, und hier trennen die Grenzen auch die Verbandsgemeinden Andernach-Land und Maifeld. An drei Seiten von der Nette umflossen, haben wir noch die Reste einer typischen Amtsburg, einen ehemaligen Amtssitz mit militärischem Charakter vor uns. Die Anlage zählt zeitlich zu den jüngsten Befestigungswerken in unserer Gegend, als die Verwaltungen der Ämter bereits von wohllicheren Bauten und aus bequemer zu erreichenden Orten geleitet wurden.

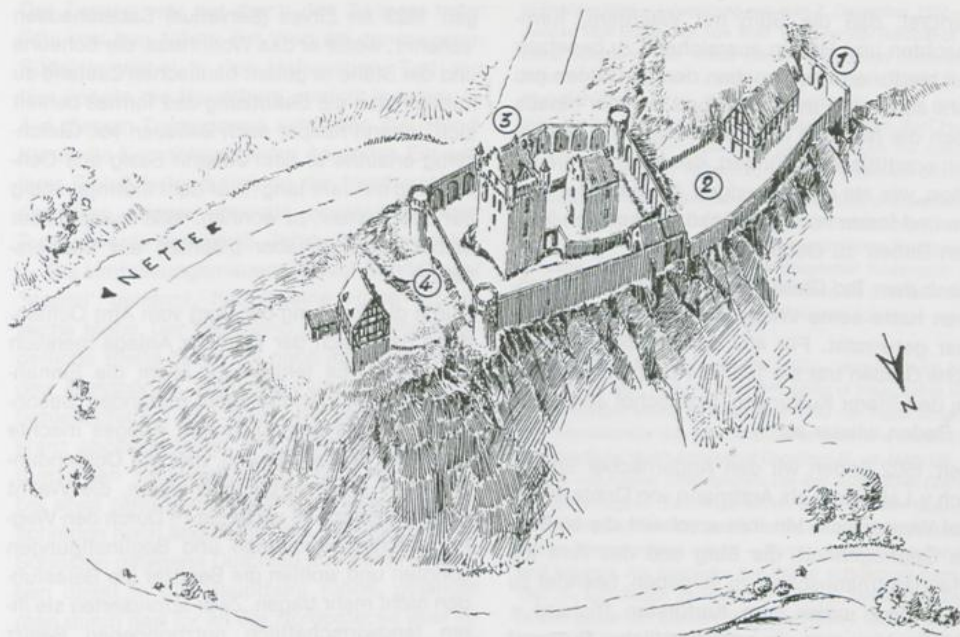
Wenn man von Plaidt über die L 117 nach Ochtendung fährt, hat man schon einige Mühe, das Relikt aus vergangenen Zeiten zwischen den bimsverarbeitenden Betrieben herauszufinden. Etwas gedrückt, eingebunden in die veränderte Landschaft, bietet Wernerseck auch heute noch einen beachtlichen Anblick — und wie die Landschaft selbst imponiert uns ihre Geschichte, ihr Erbauer und ihre Amtsleute.

Am 1. August 1167 verschenkte Kaiser Friedrich I. Barbarossa den Reichshof Andernach an seinen Kanzler Rainald v. Dassel.¹⁾ Mit dieser Vergabe an den Erzbischof von Köln wurde eine politische Veränderung festgeschrieben, die zu einer bedeutenden Ursache im Streben um die Vormachtsstellung zwischen den beiden Erzstiftern Köln und Trier werden sollte. Das Ringen verschärfte sich noch, als es dem tatkräftigen Kurfürsten Balduin von Trier gelang, durch die Erwerbung der Pellenzgerichte und des Maifeldes, die direkte Landverbindung mit den

rechtsrheinischen älteren erzstiftischen Gebietsteilen herzustellen.²⁾ Damit war der Wunsch der Kölner Territorialherren, ihr Erzstift weiter nach Süden auszudehnen, für immer ein Riegel vorgeschoben.³⁾ — Ein politischer Druck wegen dieser räumlichen Vergrößerung des Trierer Kurstaates von Seiten Kölns war damit nicht beseitigt. Schon die nächsten Nachfolger Balduins auf dem Erzstuhl zu Trier mußten aufwendige Vorkehrungen treffen, die Neuerwerbungen zu sichern. Es war besonders der Landesherr Kuno v. Falkenstein, der durch Errichtung von Befestigungswerken für notwendigen Schutz sorgte.⁴⁾ Als jener streitgewaltige Kurfürst 1388 gestorben war, folgte dessen Großneffe Werner, der die Regierung in einem geordneten Erzbistum und gesicherten Kurstaat antreten konnte. Werner v. Falkenstein setzte die unter Balduin begonnene und von seinem Großonkel weitergeführte Politik fort. Zur Stärkung des Ansehens seines Territoriums beteiligte er sich auch an räumlich weitab liegenden Fehden und mischte so in fremde Händel kräftig mit.⁵⁾

Der Trierer Kurfürst begann 1401 mit dem Bau der nach ihm benannten Burg 'Wernerseck'. Das Gelände auf dem Berggrat gehörte den Grafen v. Virneburg, die diesen Bereich erst am 24. Februar 1402 (m.t. = trierischen Zeitrechnung) an den Kurfürsten abtraten. Die errichtete Wehranlage sollte dem besonderen Schutz des kurtrierischen Amtes Ochtendung dienen.

Aus dem Vergleich vom 26. März 1409, zwischen ihm und dem Kurfürsten von Köln Friedrich III. v. Saarwerden in Andernach geschlos-



Burg Wernerseck

- 1 = Haupteingang
- 2 = zwingerartige Vorburg (an der Bergkuppe das große Wirtschaftsgebäude)
- 3 = der Zugang zur Burg war über den Weg an der Südseite längs dem „hohen Schild“
- 4 = der Halsgraben (von hier führten zwei Tore in den Burghof)

sen, geht eindeutig hervor, daß 'Wernerseck' auch der Landwehrstärkung gegen das kurkölnische Amt Andernach dienen sollte.⁶⁾

Zu Lebzeiten ihres Erbauers stand sie unter seinem unmittelbaren Befehl. Als erster Amtmann ist Konrad Kolb v. Boppard bezeugt, der 1412 vom Kurfürsten Werner ernannt wurde und auf der Burg wohnte.⁷⁾ Für seine Dienste bezog er jährlich 100 fl (Gulden), die aus den Engerser Zolleinnahmen genommen wurden. Seit 1421 erscheint Siegfried Walpod v. Bassenheim als Amtmann auf Wernerseck. Auf Zeit seines Lebens mit Amt und Burg bestallt, bezieht er eine Jahresentschädigung von nur 70 Gulden. Diese Zahlungen wurden über das Bopparder Ungeld geleistet.⁸⁾ Im Amtsrevers hatte sich Siegfried Walpod verpflichtet, aus eigenen Mitteln 500 Gulden und falls nötig noch mehr aufzuwenden; diese Gelder sollten die Anlage in einem guten Bauzustand halten und auch einen not-

wendigen Ausbau finanzieren. Die verbauten Beträge sollten vom Kurstaat zurückerstattet werden. 1425 waren die Summen bereits auf insgesamt 1300 Gulden angestiegen. Zur Begleichung dieser Forderungen verwandte man die Einkünfte aus dem Bopparder Ungeld und der dortigen Bede.⁹⁾ In jener Urkunde wird auch von einer 'Hauptsumme' gesprochen, die für die Burg verschrieben und von Siegfried Walpod dem Erzstift vorgeschossen war. — Burg und Amt waren nach kaum einem Vierteljahrhundert ihres Bestehens zu einer 'Pfandamtmannschaft' geworden, über die der Territorialherr alleine nicht mehr verfügen konnte.¹⁰⁾

Aus der Reihe der mit Burg und Amt Wernerseck Verbundenen sollen hier nur die Amtmänner vorgestellt werden, deren Wirken in einem besonderen Maß erwähnenswert erscheint. Auf Siegfried Walpod war 1448 der Ritter Rulman v. Geisbüsch gefolgt. In der Bestallungsurkunde ist aufgeführt, daß 'alle Untertanen, geistlich und weltlich' ihm untergeordnet sind. Ritter Rulman quittierte 1449 den Empfang von 20 Gulden "...in abslag myns amtgelts", das er jährlich vom Landesherrn zu beziehen hatte.¹¹⁾ — In einem besonderen Amtsrevers für Dietrich v. Nürburg genannt v. Lehmen, der 1460 auf Ritter Rulman v. Geisbüsch folgte, sind die Aufgaben eines Amtmannes auf Wernerseck etwas genauer beschrieben. Hierhin verlangt der

Kurfürst, daß die Burg mit Wächtern, Turmknechten und Hütern ausreichend zu besetzen sei; hierfür erhalte er neben den 20 Gulden pro Jahr auch ein Fuder Wein und darüber hinaus noch die Nutzung des bei Wernerseck gelegenen erstiftischen Wingert, des weiteren die Erträge, wie sie die bisherigen Amtsinhaber hatten und ferner noch die Einkünfte aus den 'kleinen Bußen' zu Ochtendung.¹²⁾

Nach dem Tod Dietrichs v. Nürburg gen. v. Lehmen hatte seine Witwe den Dietrich v. Hadamar geheiratet. Für 400 oberländische rheinische Gulden trat sie 1497 die Burg Wernerseck an den Trierer Kurfürsten, Erzbischof Johann II. v. Baden wieder ab.¹³⁾

Seit 1502 finden wir den Andernacher Emmerich v. Lahnstein als Amtmann von Ochtendung auf Wernerseck. Mit ihm erscheint die bisherige Gepflogenheit, die Burg und das Amt als Pfandamtenschaft zu vergeben, beendet zu sein, denn unter dem Kurfürsten Richard v. Greiffenklau sitzt ein erzbischöflicher Burggraf auf der Feste.¹⁴⁾

Aus den noch vorhandenen Unterlagen ist nicht zu ersehen, ob nach den ersten Bautätigkeiten zu Beginn des 15. Jahrhunderts überhaupt noch größere Veränderungen vorgenommen wurden.¹⁵⁾ Das kann damit zusammenhängen, daß Wernerseck schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts seine Bedeutung als Schutzposition in der Pellenz und besonders des Amtes Ochtendung verloren hatte. So darf auch angenommen werden, daß dem Entschluß des Kurfürsten von Trier, Erzbischof Johann IV. Ludwig v. Hagen, die Wehranlage von der Vogtei Ochtendung zu trennen, die gleiche Ursache zugrunde lag. Dieser Landesherr verpfändete des „Erzstifts Behausung Wernerseck“ 1541 an seinen Amtmann zu Pfalzel Georg v. Eltz zu Langenau für 1000 Gulden. Die Übergabe des Pfandes erfolgte im nachfolgenden Jahr, nachdem das Domkapital hierzu die Einwilligung gegeben hatte. Die Herren v. Eltz-Langenau scheinen beabsichtigt zu haben, die aufgelassene Wehranlage zu ihrem ständigen Wohnsitz ein- und herzurichten.¹⁶⁾ Doch schon kurz nach dem Erwerb sahen sich die neuen Besitzer genötigt, das zur Burg gehörende Land wie jedes andere Gut durch Verpachtung zu nutzen. — Mit Johann Henrich starb die Linie der Herren v. Eltz zu Langenau im Mannesstamme aus. Wernerseck kam mit weiterem Besitz an dessen Schwiegersohn.¹⁷⁾

Johann Kaspar v. Eltz-Rübenach hatte die Burg mit zugehörigen Äcker, Wiesen und Weinber-

gen 1623 an Zirves (Servatius) Sabershausen 'verlehnt', wofür er das Wohnhaus, die Scheune und die Ställe in gutem baulichen Zustand zu halten hatte; die Benutzung des Turmes behielt sich Johann Kaspar nach Belieben vor. Gleichzeitig erlaubte er dem Johann Essig aus Ochtendung ein Jahr lang "... uf dem thürmggen obig der alter porten" zu wohnen. 1638 wurde dieser selbst Lehensinhaber (Pächter) auf Wernerseck.¹⁸⁾

Durch die Trennung der Burg vom Amt Ochtendung hatte sich der Wert der Anlage merklich vermindert. Es fehlten vor allem die Einnahmen, die den Pfandinhabern zustanden. Besonders während des 30jährigen Krieges machte sich dies bemerkbar und, daß die Ochtendunger nicht mehr verpflichtet waren, die Wacht auf Wernerseck zu versehen.¹⁹⁾ Durch den Wegfall solcher Einnahmen und Begünstigungen konnten und wollten die Besitzer die Belastungen nicht mehr tragen. Zwar arrondierten sie ihren landwirtschaftlich nutzbringenden Besitz durch Tausch, doch am Erhalt des 'Schlosses' zeigten sie kaum noch Interesse.²⁰⁾

Seit 1690 saß ein Hofmann auf Wernerseck. Wegen des 'Kelterhaus', das in der Plaidter Gemarkung liegt, kam es zwischen ihm und dem Pfarrer in Plaidt zu dauernden Reibereien. Der Grund lag in der Zehntabgabe, da sich der Hofmann der Herren v. Eltz-Rübenach nicht zur Entrichtung der Abgaben an die Kirche verpflichtet fühlte. Als der Hof Kelterhaus und die Burg zu einer Pachteinheit wurden, verschärfte sich der Streit noch mehr. — Das „Freiadliche Gut Wernerseck“, mit Burg, Scheuer, Stallungen und mit dem Hof Kelterhaus, wurde seit 1761 stets an die Familie Hilgert verpachtet. Die letzte Verpachtung, die auf die Dauer von neun Jahren festgesetzt war, wurde noch 1811 vorgenommen.

Emmerich Joseph v. Eltz-Rübenach veräußerte das „Hofgut Wernerseck“ wie allen unrentablen Besitz seiner Familie. Der Steuerempfänger Hugo Burret ersteigerte am 25. Februar 1815 das Anwesen in den Gemarkungen Ochtendung und Plaidt für 3200 Franken (1000 Reichstaler).²¹⁾

Wernerseck ist eine zweiteilige Verteidigungsanlage. Die östliche Hauptburg bildet ein unregelmäßiges Fünfeck; im Westen ist die zwingerartige Vorburg vorgelagert. Die hier liegende Bergkuppe war in die Gesamtanlage mit einbezogen, damit sie nicht als Angriffsbasis gegen die Burg selbst genutzt werden konnte. Neben dieser Erhöhung lag auch der Haupteingang.

Der Zugang war nur durch den Zwinger möglich; von hier führte der Weg an der längeren Südseite vorbei in den Halsgraben. Erst von hier konnte die Hauptburg erreicht werden. — Auf diesem Zugangsweg schützten drei Rundtürme die Kernanlage gegen Angreifer. Ein weiterer Einlaß befand sich an der Nordwestecke der Burg. Dieser ehemals zweigeschossiger Torbau wurde erst im 16. Jahrhundert errichtet. — Die Umfassungsmauern, 'hoher Schild' oder 'Mantel' genannt, hatten eine Höhe bis zu sechs Meter. Der Wehrgang erhielt seine erforderliche Breite durch die nach innen vortretenden Rundbögen. Alle drei Rundtürme hatten Schießscharten und waren mit einem Zinnenkranz abgeschlossen. Die östliche Mauer, die durch den vorgelagerten Halsgraben bedingt bis etwa zehn Meter hoch war, hatte zwei verschieden hoch angelegte Tore. Während der im Südosten gelegene Durchlaß aus dem Halsgraben direkt in die Hauptburg führte, gelangte man durch das Tor an der Nordostecke über eine Brücke zu dem östlich gelegenen Plateau.²²⁾

Als eigentliches Burggebäude gehörte neben dem Wehr-Wohnturm ein weiteres Wohnhaus, das sehr wahrscheinlich vor dem mächtigen Turm errichtet wurde. Der quadratische Grundriß hat eine Seitenlänge von 7,50 Meter. Der Wehr-Wohnturm ist rechteckig und mißt 9 auf 12 Meter; seine Mauerstärke beträgt etwa 3,50 Meter. Über dem verließartigen Untergeschoß waren zwei Wohnetagen angeordnet. Im oberen Stock befand sich auch die kleine Hauskapelle an der Südostecke. Ein spitzer Treppengiebel bekrönte diesen wuchtigen Turm. Vier polygonale Ecktürmchen dienten ebenfalls der Verteidigung. Auf der nördlichen Seite ließ der Dachaufbau Platz zum Austritt (hier war das Dach nach Süden hin verschoben, so daß eine Zinnenbrüstung zwischen den beiden oktogonalen Wehrrkern erforderlich war).

Der vorstehenden Darstellung liegt ein Artikel (Konzept) von Stephan Weidenbach aus dem Jahre 1922 und die Veröffentlichung „Burg und Amt Wernerseck“ von Meinhard Sponheimer in Rheinische Vierteljahrsblätter, 7. Jahrgang, Heft 1, zugrunde.

Anmerkungen:

1) Erzbischof von Köln vom März 1159 (konsekriert am 2. Oktober 1165) — 14. August 1167. Mit Andernach kam auch Eckenhausen an das Erzstift.

2) Balduin Graf v. Luxemburg war vom 7. Dezember 1307—21. Januar 1354 Erzbischof von Trier. 1018 war der Reichshof Koblenz bereits an das Trierer Erzstift gekommen (Schenkung durch Kaiser Heinrich I. 1014—1024 (König seit 1002)). Durch Pfandschaft waren die 'Pellenzgerichte' 1335 an Trier gekommen, die die direkte Verbindung möglich machten. Zum 'Hochgericht auf dem Mendiger Berg' gehörten auch die meisten Orte in der heutigen Verbandsgemeinde Andernach-Land.

3) Durch die Hochstadensche Erbschaft 1246 und Schenkungen der Gräfin Mechthild v. Sayn 1250 hatte das Kölner Territorium im Eifel- und Westerwalddraum beachtlichen Landgewinn gemacht. Über seinen 'südlichen Eckpfeiler' Andernach versuchte das Erzstift seinen Einfluß weiter in die Eifel auszudehnen; so hatte schon 1216 Köln das Kloster Laach 'in seinen Schutz genommen'.

4) Kuno II. v. Falkenstein vom Mai 1362 — resignierte im April 1388, + 21. Mai 1388. — Seit 1346 hatte er neun Jahre lang das Erzbistum Mainz verwaltet, war 1363 von Papst Urban V. zum Administrator des Erzstifts Köln ernannt und wurde 1366 zum Koadjutor durch Erzbischof Engelbert III. v.d. Mark (25. Juni 1364—13. August 1368) berufen. Die ihm vom Kölner Domkapitel angetragene Nachfolge lehnte er ab, da der Papst nur dann seine Zustimmung geben wollte, wenn Kuno auf das Erzbistum Trier verzichten würde. — Kuno v. Falkensteins Fehden sind bekannt. Als Koadjutor des Kölner Erzbischofs hatte er 1367 die aufrührigen Andernacher bekriegt, führte 1371 seine Streiter gegen den Grafen v. Wied und Herrn v. Isenburg. Er befestigte Engers, errichtete im heutigen Weißenthurm die Grenzwarze (Eulenturm) und legte auch die 'Landwehr' an.

5) Vom 3. April 1388—4. Oktober 1418 war Werner v. Falkenstein Erzbischof von Trier. Wie sein Großonkel und Vorgänger hatte er mehrere Fehden zu bestehen. Mit der Stadt Andernach schloß er am 16. März 1396 einen Verbund gegen Jülich und Geldern; seinen Einfluß auf der rechten Rheinseite sicherte er sich am 19. Januar 1398 (m.t.) in einem Lebensrevers mit dem Burggrafen Ludwig v. Hammerstein. Elf Jahre später war er auch am Zustandekommen des 'Hammersteiner Burgfriedens' beteiligt.

6) Friedrich III. v. Saarwerden war nach seiner Bestätigung am 13. November 1370—9. April 1414 Erzbischof von Köln.

7) Neben der Verpflichtung, ständig auf der Burg zu wohnen, hatte er noch einen weiteren Bewaffneten und drei 'reisige' Pferde auf eigene Kosten zu unterhalten. Außer für den Pförtner hatte der Erzbischof für die Turmknechte und Wächter den Lohn und die Verpflegung zu tragen.

8) Als 'Ungeld' wurde die Verbrauchssteuer, die von allen Waren erhoben wurde, genannt. Die Einnahmen gehörten der Stadt.

9) 'Bede' = ursprünglich Bezeichnung für die Leibrente, Leibsteuer, auch Immobiliensteuer, später allgemein für Abgaben überhaupt.

10) Als Sicherheit für die ausgeliehenen Gelder erhielt der Verleiher die in einem besonderen Revers aufgeführten Einnahmen aus dem Amt Ochtendung. Diese Art von Bestellungen ist im ausgehenden Mittelalter häufiger vorgekommen. Eine Entfremdung des Pfandgutes war in jener Zeit damit noch nicht verbunden.

11) Danach war Ritter Rulman gegen 'Gehalt' in Diensten Kurtriers.

12) Als 'kleine Buße' wurden die Straf gelder für Übertretungen bezeichnet, die aufgrund der Urteile durch die 'Hofgerichte' verhängt werden konnten. Solche 'Sühnen' waren in den Dorf- und Hofweistümern verankert und die Beträge genau festgelegt. — Die Einkünfte aus den 'großen Bußen' (für schwerwiegendere Vergehen) behielten sich die Landesherren stets vor.

13) Die Witwe Dietrichs v. Nürburg gen. v. Lehmen und spätere Frau des Dietrich v. Hadamar hieß Merga (Margaretha) v. Klee-

berg. Johann II. Markgraf v. Baden regierte vom 21. Juni 1456—9. Februar 1503.

14) Richard v. Greiffenklaue (Kurfürst von 14. Mai 1511 — als Erzbischof geweiht am 30. Mai 1512 — regierte bis zum 13. März 1531) hatte 1530 mit Peter v. Lahnstein einen Tausch geschlossen, der von dem 'erzbischöflichen Burggrafen auf Wernerseck' Jost und vom Schultheiß und von Schöffen zu Ochtenburg bezeugt war. Zumindest war in jenen Jahren ein besonderer vom Kurfürsten eingesetzter Beamter auf der Burg.

15) Johann Schönhals v. Albrechtersode ist anfangs 1502 noch als Amtmann bezeugt. Seinem Nachfolger Emmerich v. Lahnstein hatte der Landesherr zugesichert, die von Emmerich dem Johann Schönhals erstatteten Gelder zurückzahlen, die dieser für Bauarbeiten auf der Burg ausgegeben hatte. Nach den geringen Beträgen zu urteilen, ist anzunehmen, daß keine größeren Instandsetzungen vorgenommen wurden.

16) Georg v. Eitz-Langenua hatte sich vertraglich verpflichtet, auf eigene Kosten Gewährsleute und die Anlage in gutem baulichen Zustand zu halten. In diesem Schriftstück ist Ochtenburg nicht mehr erwähnt. Zweiundzwanzig Jahre später (kurtrierisches Feuerbuch von 1563) ist das Gericht Ochtenburg zum Amt Münster(maifeld) gehörend aufgeführt.

Johann IV. Ludwig v. Hagen regierte vom 9. August 1540—23. März 1547.

Die v. Eitz-Langenua haben die bewohnbaren Gebäude mit Türen, Fenstern und Kaminnischen 'modernisiert'; auf den Erhalt oder die Verbesserung der Wehranlagen scheinen sie keinen Wert gelegt zu haben.

17) Johann Kaspar v. Eitz hatte auch die Vogtei Rübenach erworben.

18) Die Herren v. Eitz erscheinen im 16. Jahrhundert immer noch nur als 'Pfandbesitzer' in den kurtrierischen Amts- und Feuerbüchern. Eine Änderung trat erst im 30jährigen Krieg ein. 1632 hatte Kurfürst Philipp Christoph v. Soetern (25. September 1623 — 7. Februar 1652) sein Domkapitel um die Zustimmung gebeten, den Rittmeister im Schönburgischen Regiment Kaspar v. Eitz wegen seiner Verdienste 'für die katholische Sache' mit Wernerseck zu belehnen. Das Domkapitel gab erst vier Jahre später hierzu die Einwilligung (der Grund mag in dem damaligen Streit zwischen dem Erzbischof und dem Kapitel zu suchen sein). Die Belehnung als 'Mannlehen' wurde dann tatsächlich 1648 vollzogen. Bis 1743 dauerte es, bis Klarheit über 2000 Taler gefunden wurde, die für dringende Instandsetzungsarbeiten notwendig waren. Da im Lehensbrief für Emmerich Joseph v. Eitz vom 5. Mai 1792 diese Angelegenheit immer noch erwähnt ist, muß angenommen werden, daß in dieser Zeit weder Sicherheitsreparaturen noch größere Um- oder Erweiterungsbauten durchgeführt waren.

19) Eine Aufstellung vom 1. März 1645 enthält die Vergünstigungen für den auf Wernerseck wohnenden Amtmann von Ochtenburg.

20) Das 'Kelterhaus' an der Nette hatten die v. Eitz gegen ihren Hof zu Hirten von den Herren v. Breitbach-Bürresheim eingetauscht.

21) Vor den anrückenden Franzosen war Emmerich Joseph nicht geflohen. Von Rübenach aus verwaltete er sogar als 'Maire' die Bürgermeisterei Bassenheim (blieb in diesem Amt auch noch unter preußischer Verwaltung). So wurde sein Eigentum nicht 'sequestriert' (= beschlagnahmt).

22) Stephan Weidenbach hatte auf diesem Plateau Mauerreste entdeckt, deren Zweckbestimmungen nicht eindeutig geklärt werden konnten. Vermutlich handelt es sich um weitere Wirtschaftsgebäude der späteren Ausbauzeit oder sie dienen dem 'Burggrafen' als Behausung, die unter dem Kurfürsten Richard v. Greiffenklaue als kurtrierische Beamte nachgewiesen sind.

Ein Glockenguß in Plaidt

Hans Morbach

1985 jährt es sich zum 125. Male, daß der Grundstein zum Bau der heutigen Pfarrkirche St. Willibrord gelegt wurde.

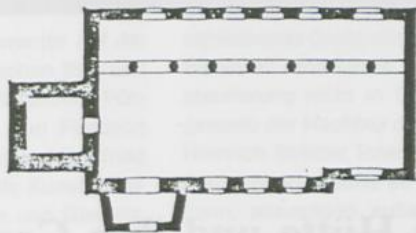
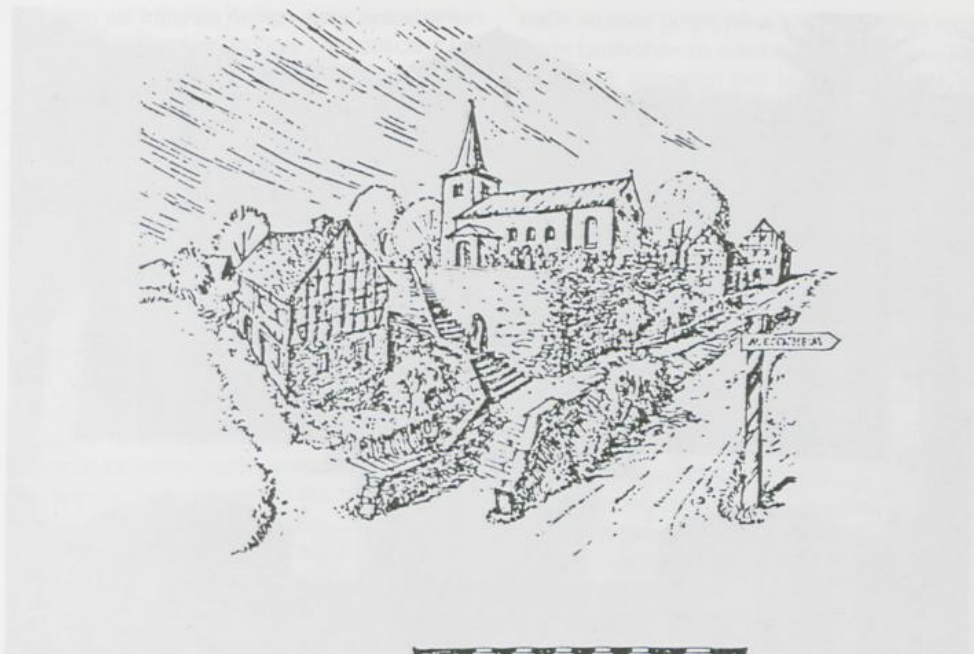
Ein Neubau war notwendig geworden, da das Gemäuer der alten Kirche nach den Ergebnissen damaliger Untersuchungen bereits 900 Jahre alt und das Gebäude, im ganzen gesehen, baufällig geworden war.

Sie war wohl von den Benediktinermönchen der Abtei Echternach, die hier aufgrund von Stiftungen aus den Jahren 895 bzw. 935 ausgedehnte Liegenschaften besaßen, erbaut worden. Sie übten hier das Patronatsrecht aus, indem sie den Ort mit Geistlichen betreuten und für den Unterhalt der Kirche sorgten.

Diese alte Kirche stand auf einem das Dorfbild beherrschenden Tuffhügel (s. beiliegende Skizze), der das gesamte Gelände des heutigen „Alten Kirchplatzes“ bis zur Friedhofstraße einnahm. Da die Kirchengemeinde Geld für den Bau einer neuen Kirche benötigte, kam sie mit dem damaligen Pfarrer Joh. Jos. Retz zu dem Entschluß, den Hügel mit dem darunter befindlichen Tuff abzutragen und zu verkaufen. Die alte Kirche mußte somit diesem Vorhaben geopfert werden.

Die Glocken der alten Kirche, drei an der Zahl, wurden in den Turm der neuen Kirche überführt. Eine trug die Jahreszahl 1457, die beiden anderen die gleiche Zahl 1677.

Die erstgenannte trug die Inschrift: „St. Maria ora pro nobis populo dei, anno domini MCCCCLVII (1457). Fusa fuit MCCCCLVII (1457), refusa anno MDCCXVII (1717)“. Ins Deutsche



Grundriß der alten Pfarrkirche
(Landeshauptarchiv Koblenz)

übertragen, lautet die Inschrift: „Hl. Maria, bitte für uns, das Volk Gottes! **Ich bin gegossen worden 1457 und umgegossen 1717.**“

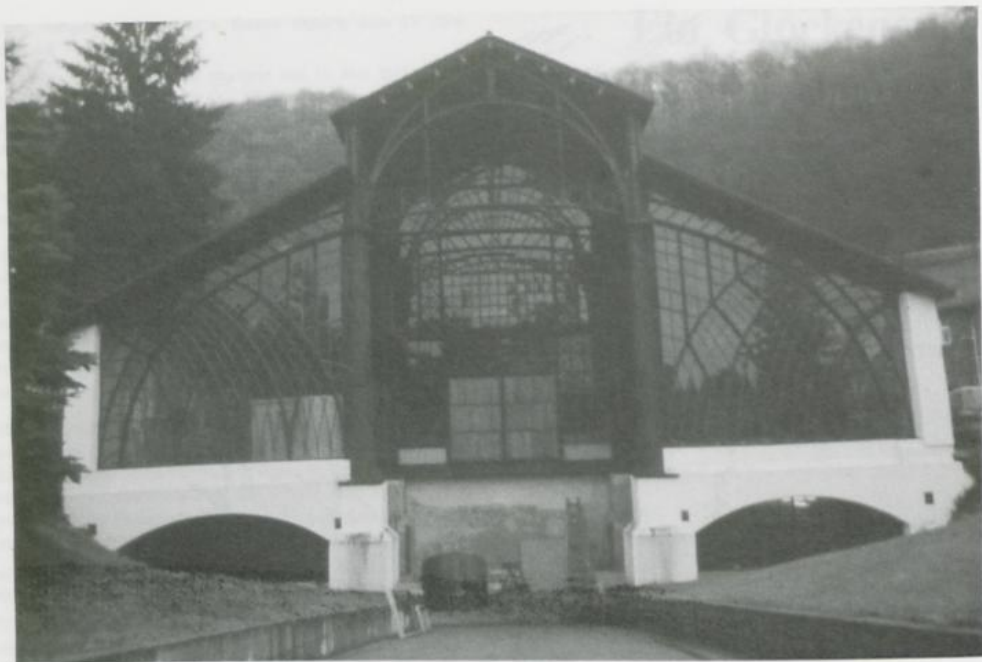
Dieser Umguß bereitete der Dorfbevölkerung ein nicht alltägliches Schauspiel:

An einem Werktag des Jahres 1717 zersprang beim Mittagläuten der Glockenring, so daß die Glocke weiterhin nicht mehr verwendet werden konnte, weil sie keinen vollen Klang mehr gab; sie „schepperte“.

Das erfuhr ein Eisengießer aus Gönnersdorf. Er kam nach Plaiddt und überredete die Gemeindeväter, er wolle ohne jeden weiteren Bruch der beschädigten Glocke von den Restbeständen des alten Ringes einen neuen aufgießen. Obwohl der damalige Pfarrer Marei dagegen

sprach, wurde dieses Experiment doch durchgeführt: Ein Feuer wurde angezündet und das Erz flüssig gemacht. Während nun der Eisengießer das flüssige Erz aufgoß, wurde infolge des allzu sehr verflüssigten Materials die Glocke von Grund auf zerstört, so daß sie ihren Klang vollständig verlor. Die Gemeinde war nunmehr gezwungen, die Glocke von neuem gießen zu lassen. Für den Verlust an Material wurden 300 Pfd hinzugegeben. Den Neuguß übernahm der Glockengießer Pirung aus Ahrweiler, den er auf dem alten Friedhof, der die altehrwürdige Kirche umgab, unter den Augen der Dorfbevölkerung vollzog. Der Guß gelang.

Die drei genannten Glocken hatten ein trauriges Schicksal: Am 20. Juni 1917, morgens gegen 9.00 Uhr, ertönte plötzlich ein feierliches Geläute; es war der Abschiedsgesang der jahrhundertealten Glocken. Am darauffolgenden Tage standen sie bereits am Kirchenportal, fertig zum Abtransport in die Munitionsfabriken des 1. Weltkrieges.



Die Sayner Hütte und ihre Geschichte der letzten 10 Jahre

Paul-Georg Custodis

Die Sayner Hütte

Wer bis zum Jahre 1976 die Sayner Hütte suchte, fand sie unzugänglich, von Grün überwuchert und ihren Innenraum mit Schutt und Eisenteilen übersät. Die einstmals berühmte filigrane Glasfront im Westen war zerstört. An ihre Stelle war eine Abmauerung im Bims getreten. Von der ursprünglichen Anlage war nur noch ein Torso geblieben. Noch wenige Jahre zuvor, genauer gesagt 1958, war der Hochofen um zwei Geschosse reduziert und waren die Flügelbauten bis auf die Westwand niedergelegt worden, aus „Sicherheitsgründen“, wie man ar-

gumentierte. Sogar ein Totalabbruch der Halle und die museale Aufstellung einiger gußeiserner Binder war geplant, worauf die zuständige Baugenehmigungsbehörde im Jahre 1973 die Abbruchgenehmigung erteilt hatte. Während die Hütte inzwischen in Kunstgeschichtslehr-

büchern als früheste Anlage eines industriellen Großbaues gerühmt und ihre neugotischen Details eingehend beschrieben wurden, war davon in Wirklichkeit nur noch ein schwaches Abbild geblieben. Wenige Bauwerke spiegelten so sehr die wechselvolle Wertung der Baukunst des 19. Jahrhunderts im jeweiligen Zeitgeschmack. Davon, daß die Sayner Hütte einmal neben den Hütten von Berlin und Gleiwitz in Schlesien zu den drei berühmtesten in Preußen gehört hatte, war nicht mehr viel zu spüren.

Während des ganzen 19. Jahrhunderts waren hier vornehmlich technische Gußwaren, wie Rohre und Geschütze, vor allem im Zusammenhang mit dem Ausbau der Befestigung von Koblenz und Ehrenbreitstein entstanden. Auch die Säulen der Gießhalle selbst stammten aus der eigenen Werkproduktion. Doch bald nach der Übernahme der Hütte durch den Staat Preußen im Jahr 1815 waren erste Kunstgußzeugnisse entstanden. Damit hatte man eine kurtrierische Tradition fortgesetzt.

Die gußeisernen Greifen am Löwentor auf der Koblenzer Karthause waren zwischen 1815 und 1822 auf der Sayner Hütte entstanden. Führende preußische Künstler wie Karl Friedrich Schinkel, Christian Daniel Rauch und Gottfried Schadow hatten Entwürfe für die Kunstgußzeugnisse der Hütten von Berlin und Gleiwitz, aber auch für die von Sayn geliefert. Zahlreiche dieser Erzeugnisse sind noch heute im Bendorfer Ortsmuseum zu bewundern. Mit Neujahrsplaketten wies die Sayner Hütte ab 1820 auf den hohen Stand ihrer künstlerischen Erzeugnisse hin. Mit reichbebilderten Katalogen wurden Blumenschalen, Gartenzäune, Balkenteile und Treppenstufen einem breiten Käuferpublikum angeboten. Die Erzeugnisse aus der Sayner Hütte zogen in die großen Bauten des Rheintales ein: Der Preußische König Friedrich Wilhelm VI ließ ab 1825 Schloß Stolzenfels romantisch ausbauen. Eine feingliedrige gußeiserne Wendeltreppe bildete den Zugang zur Kapelle. Schloß Arenfels oberhalb von Bad Hönningen, dessen neugotischer Umbau durch den Kölner Dombaumeister Ernst Ludwig Zwirner geleitet wurde, erhielt ein filigranes Treppenhaus aus Gußeisen. Die Verbindung zu Sayn ist hier zwar nicht belegt aber denkbar und naheliegend.

1865 war die Sayner Hütte in das Eigentum der Firma Krupp übergegangen. Sie ließ um 1874 von der Gießhalle einen neuen Querbau errichten. Die verglaste Westwand der Halle wurde hierbei abgetragen. Die alten Kranbahnen der

Halle wurden durch neue an den Säulen montierte Laufschielen ersetzt. Den Hochofen ließ man 1878 ausheben und beschränkte sich im Sayntal ausschließlich auf den Gießereibetrieb, nachdem im benachbarten Mühlhofen eine größere Hütte errichtet worden war. Im Jahre 1926 zog sich die Firma Krupp vollständig aus Bendorf zurück und übereignete den Hüttenbereich der Stadt. Während die Barockgebäude als Wohnungen genutzt wurden, steuerte nun die Gießhalle einem allmählichen aber stetigen Verfall zu. Noch kurz vor der Stilllegung hat die Firma Krupp die neue Querhalle wieder abbrechen und die Westfront zumauern lassen.

So stand die Hütte jahrzehntelang, bis das Land Rheinland-Pfalz gemeinsam mit dem Bundesinnenministerium, unterstützt durch einen Förderverein und Industrieverbände, energische Schritte zur Rettung der Halle unternahm. Beihilfen in beachtlicher Höhe standen bereit. Auf Vorschlag des Landesamtes für Denkmalpflege wurde die Hütte und die anschließende Gießhalle als „National wertvolles Bauwerk“ anerkannt. Trotzdem kam eine Restaurierung nicht in Gang. Mehr durch Zufall gewann der Nachbar des Komplexes, die Firma Heinrich Strüder, Interesse an dem berühmten Bauwerk und kaufte es im Jahre 1976. Nun begann, sozusagen außerhalb der Expertengespräche, eine erste vorsichtige, dann aber immer energischere Rettung der Hütte. Im engen Kontakt mit dem Landesamt für Denkmalpflege sowie durch den beauftragten Architekten Wolf Zierold wurde eine umfangreiche Sicherung der gesamten Halle durchgeführt. Dabei zeigte sich die ganze Eisenkonstruktion der Halle keineswegs so stark angerostet und verrottet, wie zunächst immer behauptet worden war. Alle Gußteile waren in gutem Zustand, da die oberflächliche Rostschicht sie vor weiterer Korrosion geschützt hatte. Auch die Laterne in Höhe der Gichtbühne brauchte nicht abgenommen zu werden, da die filigranen Fischbauträger sich noch als stabil herausstellten. Vor allem waren die hohen Säulen absolut stand sicher und konnten das verzweigte Bindersystem des Daches tragen. Nur die massiven Seitenwände waren durch aufsteigende Feuchtigkeit so brüchig geworden, daß sie durch Kopien in modernem Mauerwerk ersetzt werden mußten.

Ihre Fenster wurden nach der Originalform mit neuem Rahmen versehen und wiederum mit Glas geschlossen. Der Boden der Halle, im Ursprungszustand ohne exaktes Niveau durch den darauf verstreuten Formsand, erhielt einen



Innenansicht der Sayner Hütte

durchgehenden Belag aus Verbundsteinen. Umfangreiche Maßnahmen erforderte dagegen die Sicherung der östlichen Abschlußwand der Halle. Da der Hochofen mit seinen Neubauten bis auf das Niveau der ehemaligen Kranbahn niedergelegt worden war, mußte auf dieser Ebene eine neue, stabilisierende Betondecke eingezogen werden. Sie ließ das Ofenloch frei, um eine spätere Aufstockung des Hochofens in der alten Form nicht zu behindern.

1978 konnte, durch weitere Beihilfen des Landes Rheinland-Pfalz und des Bundesinnenministeriums veranlaßt, die Rekonstruktion der größeren Westfront begonnen werden. Es war der glückliche Umstand hinzugekommen, daß

im Werksarchiv der Firma Krupp von den ursprünglichen Zeichnungen der Hütte aus der Hand des Architekten Karl Ludwig Althans zwei Blätter aufgespürt werden konnten, auf denen die Westfront und der Schnitt der Halle dargestellt waren. Die Profilstärke der Rahmenkonstruktion und der Sprossen sowie ihre Kreuzform konnten aus den Fenstern der Obergaden und des Kellers ergänzt werden. Aus Kostengründen mußte das Haupttragegerüst aus Stahlprofilen erstellt werden. Hierin konnten die Fenster aus Gußeisen eingesetzt werden, nachdem auf dem Reißboden der gesamte Aufriß der Westfront exakt im Maßstab 1 : 1 aufgetragen worden war. Im laufenden Jahr wird die Rekonstruktion der beiden Flügelbauten neben dem Hochofen folgen. Hier sollen Büro und Ausstellungsräume für die Firma Strüder untergebracht werden. Ein besonderer Markstein in der Geschichte der Restaurierung der letzten Jahre wird sich noch im laufenden Jahr dadurch ergeben, daß in der Hütte wieder nach den alten Vorlagen Gießarbeiten ausgeführt werden sollen. Damit können Nachgüsse der feingliedrigen Kunstgußwaren, die bisher in Lizenz vertrieben wurden, nunmehr aus eigener Produktion einem breiten Publikum erschlossen werden. Auch die Rekonstruktion der beiden segmentförmigen, großen Fenster im unteren Bereich der Flügelbauten ist vorgesehen. Fernziel bleibt die Wiedereinrichtung des oberen Abschlusses des Hochofens und das Aufsetzen der anschließenden Haube.

Damit wäre rein äußerlich das Bild der Hütte wieder hergestellt. Es bleibt zu hoffen, daß in Zukunft in der Sayner Hütte eine größere Sammlung des Sayner Kunstgusses ausgestellt wird. Damit würden äußere Form und Inhalt der Hütte wieder übereinstimmen. Dankbar muß in diesem Zusammenhang vermerkt werden, daß trotz der hohen Zuschüsse von Bund und Land die Restaurierung der Hütte sicherlich nicht möglich gewesen wäre, wenn der sehr engagierte Eigentümer sich diese Arbeiten nicht zu seinem Anliegen gemacht hätte. Dem Ort und der ganzen großräumigen Rheinregion wurde damit ein bedeutendes Kunstwerk wiedergegeben.

Bendorf und seine Höfe

Hans Scharfenstein

Fest mit der Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte unserer Heimatstadt Bendorf und seines wirtschaftlichen Aufblühens waren zu allen Zeiten Höfe und Güter mit ihren bedeutenden Anteilen von Reichtum, Arbeitsamkeit und anderem in nicht geringem Maße beteiligt gewesen. Gleichzeitig geben sie uns damit Kunde von der Fruchtbarkeit unserer Heimatde und dem Fleiß unserer Vorfahren, welche diese Scholle jahrein und jahraus für sich und andere bebauten.

Die ersten urkundlich erwähnten Höfe in Bendorf sind die uns noch heute im Sprachgebrauch geläufigen drei fränkischen Königshöfe, die zur Zeit der Merowinger und Karolinger zwischen dem 6. und 10. Jahrhundert entstanden sind, nämlich der Ober-, Mittel-, und Niederhof. Die Geschichte dieser drei Höfe und ihrer späteren Besitzer war zudem zu allen Zeiten auf das engste mit der Geschichte Bendorfs verbunden und hat dessen Schicksal über Jahrhunderte maßgebend mitbestimmt.

Sehr wahrscheinlich ist es aber, daß schon zu noch früheren Zeiten hier bei uns Höfe bewirtschaftet worden sind. Leider gibt es darüber nichts Konkretes zu berichten, sondern wir können nur Vermutungen anstellen. Wie bekannt, hat unser Bendorf schon zu römischer Zeit eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. In den dreihundert Jahren ihrer Herrschaft hier bei uns, hatten die Römer, wie überall in ihrem damaligen Weltreich, die Nutzung der eroberten Gebiete auf das vorteilhafteste verstanden. So ist es bewiesen, daß sie auch die Gebiete hinter dem „Limes“, der bekannten römischen Grenz- und Verteidigungslinie, als sogenanntes „Decumatenland“ (Zehntland) mit Gütern und

Höfen belegten. Es gibt Anzeichen dafür, daß auch in Bendorf solche Güter bestanden haben und mit außerdem damals schon unternommenen Erzbergbau, Töpfereien, Weinbau sowie Handel und Gewerbe, ein regsames Leben bei uns herrschte.

In der anschließenden Frankenzeit folgte auf die Sitte der Hauswirtschaft des Einzelnen recht bald die Hofwirtschaft der Privilegierten und so entstanden damals auch unsere drei Königshöfe, deren Verwalter Pfalz- oder Grafen waren. Ihren Standort hatten dieselben alle in Nähe des Bächleins, das aus unserem Walde kommend, noch bis 1927 durch die nach ihm benannte Bachstraße lief, bis es dann kanalisiert wurde. So befand sich der „Oberhof“ etwa dort, wo heute die Gaststätte Oberhof an der Mühlenstraße noch an ihn erinnert. Vom Textilhaus Prüm an der Hauptstraße bis zur Althoff'schen Apotheke etwa, lag der „Mittelhof“, und an die Lage des „Niederhofs“ erinnert wieder das bekannte Restaurant gleichen Namens an der Unteren Vallendarer Straße.

Schon um das Jahr 800 hat Kaiser Karl der Große den Oberhof der Abtei St. Alban in Mainz geschenkt und seitdem nannte man ihn über Jahrhunderte hinweg „Curia St. Alban“ (St. Albanshof). Derselbe ging später in festen Besitz der Grafen von Sayn über, die wahrscheinlich schon von jeher als Vögte auf ihm fungierten. Aus dem Jahre 948 stammt die älteste hier bekannte Urkunde, welche den Mittelhof betrifft und von der sich ein Abdruck in unserem Museum befindet. Mittlerweile war zwischen den Höfen ein Ort entstanden, dessen Bewohner hauptsächlich aus Lehns- und Zinsleuten bestanden und deren überwiesener Besitz mit der



Das ehemalige „Freiadelige Haus und Hof“ um 1937 am Bendorfer alten Marktplatz

Zeit erbeigen wurde. In einer Urkunde vom Jahre 1064, in der Bischof Anno von Köln der Abtei Siegburg Güter in Bedindorp übereignet, hören wir zum erstenmal den Namen unseres Heimatortes, der sich allerdings vom Deutsch damaliger Zeit durch Sprachverfeinerungen über die Namen Bettendorf, Bedendorf bis aufs heutige Bendorf umformulierte. Die Abtei Laach wurde 1093 durch eine Schenkung des Pfalzgrafen Heinrich Besitzer des Niederhofes und sollte fortan, als „Laacher Hof“ genannt, eine bedeutende und mitbestimmende Rolle im Leben Bendorfs spielen. Kaiser Heinrich IV. wiederum schenkte 1105, in seiner Eigenschaft als Rechtsnachfolger der fränkischen Könige, den Mittelhof der Abtei Siegburg. Mit vielen Ländereien, Wäldern, Wiesen und Weinbergen, enthielt diese hochherzige Schenkung außerdem Hofstätten mit Hörigen, Jagden, Wasserläufen, Fischereien sowie Mühlen, Weiden und Wegen und ging als „Siegburger Hof“ ebenfalls in die Bendorfer Geschichte ein.

Nach etwa tausendjährigem Bestehen desselben und nachdem noch durch seine altersgrauen hohen Mauern der große Brand von 1743 mit zum Stillstand und Erliegen gekommen war und Bendorf dadurch vor der totalen Vernichtung bewahrt blieb, wurde er 1790 von dem Bendorfer Schöffen Thielemann durch Kauf erworben. Auf von den Katholiken Bendorfs ebenfalls erworbenen Gelände des Mittelhofes

wollten sich diese im 18. Jahrhundert in der Nähe der heutigen Poststraße eine neue Kirche bauen, deren Errichtung aber nicht zur Ausführung kam, da man sich mittlerweile für einen Erweiterungsbau am Reichardsmünster entschlossen hatte.

Diese Schenkungen der beiden Höfe in Bendorf an die Abteien erregte natürlich in der damaligen Zeit des Raubrittertums und des Faustrechts die größte Besitzgier derselben. So wundert es nicht, daß der Laacher, wie auch der Siegburger Hof, mehrfach widerrechtlich durch gewaltsamen Raub den Besitzer wechselten, bis sich die Zeiten konsolidiert hatten und durch kaiserliche und päpstliche Bestätigungen Mitte des 12. Jahrhunderts die Abteien endgültig in deren Besitz blieben. Als Vögte waren Isenburger und Grenzauer Grafen in der Folge tätig. Die hohe Zeit des Mittelalters mit ihrem Reichtum und Fortschritt auf allen Gebieten, brachte besonders dem Laacher Hof und seinem Besitzer einen solchen Wohlstand und Machtfülle, daß sie das Geschick Bendorfs damals bestimmten und durch ihren Schultheis und sieben Schöffen das hohe Gericht bildeten, in deren Namen Recht über Le-

ben und Tod gesprochen wurde. Auf einem, dem Laacher Hof gehörigen Berg, oberhalb des Gierstalls, befand sich die Richtstätte, uns heute bekannt als der „Galgenberg“. Mittlerweile hatten aber auch die Sayner Grafen, die um 1290 den Oberhof erworben hatten, die Wohlhabenheit unseres Fleckens erkannt und trachteten ihrerseits mit aller Macht nach dem Besitz desselben. Nach Vogteirechten über alle drei Höfe errangen sie die Herrschaft über unseren Ort und sprachen schon 1367 von ihrem „Dorffe Bedendorff“ und sind schon 1401 als Herren des ganzen Gerichts bezeugt.

Diese damaligen Geschehnisse machen es uns deutlich, welch ein begehrenswerter Besitz Bendorf war. Neben einem blühenden Ackerbau sowie Vieh- und Obstzucht, war zudem ein ausgedehnter Weinbau von größter wirtschaftlicher Bedeutung, auf dem der Wohlstand basierte. Als daher 1636 mit dem fast siebenjährigen Grafen Ludwig von Sayn-Wittgenstein der letzte von ihnen verstorben war, nahm die Abtei Laach mit Hilfe Kurköllnischer Truppen ihrerseits wieder Besitz von Bendorf, mit dem Hinweis und der Begründung auf altverbriefte Rechte. In den folgenden zwölf Jahren sollte Bendorf nicht weniger als fünfmal den Besitzer wechseln, bis es durch den „Westfälischen Frieden“ endgültig 1651 wieder in den Besitz der Gräfin Luise Juliana von Sayn-Wittgenstein überging. Was unsere Vorfahren damals machten, können wir uns nur schwer vorstellen, denn es war die Zeit des „Dreißigjährigen Krieges“, und jeder holte aus Bendorf, was nur rauszuholen war. Die Abtei Laach, nun wieder nur noch Besitzer des altangestammten Niederhofs, strengte einen Prozeß an, der sich weit über hundert Jahre hinzog, aber unentschieden blieb. Mit dem allmählichen Verkauf des umfangreichen Besitzes an private Interessenten endet mit Beginn der Neuzeit, um die Wende des 18. ins 19. Jahrhundert, auch die Geschichte des Nieder- und Oberhofes. Neben diesen drei bedeutenden Grundhöfen hatte sich im Laufe der Zeit auch mancher Adelige aus der Umgebung ebenfalls Höfe bei uns errichtet und erworben und damit zur städtischen Entwicklung unseres Heimatortes beigetragen. Erwähnt seien der Isenburg'sche- und von Reiffenberg'sche, der von Muhl'sche- und von Eltz'sche-Hof. Über das Schicksal dieser Höfe ist uns noch manches überliefert. So war Graf Gerlach von Isenburg 1291 Besitzer des Isenburg'schen Hofes, der um 1373 von dem Koblenzer Stadtschultheis Buschmann erworben wurde. 1660 ging der Hof an einen Freiherr von

Landenberg und von diesem wieder an die Frau General von Botzheim, die lange in Bendorf wohnte. Nach dem großen Brand von 1743 fiel ein großer Teil desselben in das neu errichtete Straßennetz, und den Rest erwarb 1781 der damalige Amtsverwalter Arnold Ebard.

In der Ecke zwischen Haupt- und Steinstraße lag der von Reiffenberg'sche Hof, der früher den Rittern von Staffel gehörte, und sich seit 1762 im Besitz des Freiherrn von Boos aus Sayn befand. Der Eltz'sche Hof brannte ebenfalls 1743 ab. Er befand sich damals im Besitz der Koblenzer Jesuiten, und das Grundstück mit den Bauresten erwarb der Landesherr Markgraf von Brandenburg-Onolzbach. Der von Muhl'sche Hof, einer der bedeutendsten in Bendorf, befand sich 1577 im Besitz der Erben eines Freiherrn von Hess und wurde 1743 vom Hoffaktor Wilhelm Remy erworben. Der Entenhof in der Entengasse, vielen von uns noch bekannt, war ebenfalls ein früherer adeliger Besitz und wechselte öfter seinen Besitzer. Nach dem Tode ihres Mannes, des Commerzienrats Wilhelm Remy im Jahre 1761, wohnte im Hofhaus desselben lange Zeit dessen Witwe. Seit dem Jahre 1891 im Besitz des Bendorfer St. Josef Krankenhauses, wurde er in den fünfziger Jahren wegen Erweiterungsbauten am Krankenhaus abgerissen. — Der um 1750 erbaute „Zehnthof“, heute noch existent und als Wohnhaus in Mehren's Hof in der Bergstraße stehend, erinnert daran, daß zu damaliger Zeit unsere Vorfahren ihrem Landesherrn den „Zehnten“ vom Ertrag ihrer Güter, ob Getreide, Früchte, Wein, Vieh und anderes, als Steuern zahlen mußten, das in demselben abgeliefert und gelagert wurde. — Eine bemerkenswerte Einrichtung von besonderer Bedeutung zur mittelalterlichen Zeit befand sich auch mit dem „Freiadeligen Haus und Hof“ auf Bendorfer Boden. Diese Gebäude ist vielen von uns noch bekannt, nämlich als die alte evangelische Schule mit der hohen Freitreppe, ehemals zwischen Marktplatz und Gemeindegarten gelegen. Ursprünglich von den Sayner Grafen als „Freistatt“ für verarmte Adelige erbaut, zeugt er damit schon auf eine soziale Einrichtung in alter Zeit in Bendorf hin.

Im Jahre 1598 gab Graf Heinrich IV. von Sayn sein freiadeliges Haus, das neben dem alten Rathaus stand, dem Amtmann Wilhelm Sayn. Von dessen Nichte erwarb es Heinrich von Metternich, der damals sieben Jahre über Bendorf herrschte. Nach Weiterveräußerung an den Koblenzer Ratsherren von Brühl gelangte dassel-



be durch Erbschaft über die Familie von Umb-scheiden schließlich an die Familie von Cohausen. Als die Katholiken sich 1790—92 ihre Kirche ans Reichardsmünster anbauten, fand in diesem Haus während der über zweijährigen Bauzeit regelmäßig der Gottesdienst statt. 1812 wiederum starb daselbst eine Nichte Kaiser Napoleons I. Es würde zu weit führen, über diese Begebenheit im Rahmen dieser Abhandlung zu berichten. Aber durch die in den zwanziger Jahren von der deutschen Botschaft in Paris vorgenommenen und von unserer Stadtverwaltung diesbezüglich erbetenen Nachforschungen, führten zu dieser für unsere Heimatstadt so interessanten Feststellung. Danach starb im Freiadeligen Haus am 12. April 1812, im Alter von zweieinhalb Jahren, die Comtesse Eugenie Napoleon de Beauharnais, deren Mutter eine geborene Cohausen war und im elterlichen Hause wohnte. Ihr Vater war der französische Diplomat Marquis Francois de Beauharnais, der bei Napoleon in Ungnade gefallen war. Das Grab und die Grabplatte befinden sich in der katholischen Kirche, am Eingang zum westlichen Seitenschiff, links neben dem Weihwasserbecken und enthält folgende Worte in französischer Sprache: Ici repose Eugenie Napoleon Comtesse de Beauharnais, mort le 12. Avril 1812.

Als im Spätherbst 1813, während des Befreiungskrieges, die Russen bei uns Quartier bezo-

Der „Albrechtshof“ in Bendorf um 1890. In der Kutsche sitzend mit weißer Mütze der ökonomische Leiter der Anstalts-Kolonie Max Erlenmeyer

gen, da errichteten sie sich im Freiadeligen Haus ihr Lazarett. Ab 1818 etwa befand sich wiederum, bis etwa 1880, das königliche Justiz- und Schöffenamts, dessen Tätigkeit sich neben der Behandlung bürgerlicher Formalitäten, Rechtsstreitigkeiten auch auf Strafsachen erstreckte, in seinen Räumen. Danach fand es über ein halbes Jahrhundert für Schulzwecke Verwendung, bis es 1954 abgerissen wurde und damit seine so wechselvolle Geschichte endete. Heute befindet sich auf seinem alten Standort ein Teil vom neuen katholischen Pfarrhaus am Kirchplatz.

Beschließen wir den Bericht mit der Schilderung des wohl bedeutendsten Hofes in Bendorf, der aus der Neuzeit stammt, aber bereits auch schon über hundert Jahre alt ist, nämlich dem Albrechtshof. Im Jahre 1868 von Sanitätsrat Dr. Adolf Albrecht Erlenmeyer gegründet, befindet sich derselbe ein gutes Stück außerhalb der Stadt und zwar im Distrikt „Eichhell“, hoch oben am Ende des Wenigerbachtals. Als „Kolonie Albrechtshof“ war er ein Teil der Erlenmeyer'schen Nervenheilanstalten in Bendorf, und es fanden vorwiegend Kranke aus der Grafschaft Waldeck auf ihm ihr Asyl. Zur Thera-

pie dieser Nervenkranken gehörte auch die Betätigung körperlicher Arbeiten in frischer Luft, nach Lust und Laune.

So schreibt ein Chronist, etwa 25 Jahre später, daß dort oben, unter Leitung seines Sohnes Max Erlenmeyer, ein gewaltiges Stück reger Kulturarbeit geleistet worden ist. Hoch- und Niederwaldungen wurden ausgerodet, Mulden und Vertiefungen planiert, schlechte Ländereien melioriert sowie Wege verbessert und neu gemacht. In seinen luftigen Stallungen wurden Prachtexemplare von Höhen- und Niederungsvieh aller Rassen gezüchtet und manche Medaille und Ehrendiplome, welche sie mit ihren Erzeugnissen und Züchtungen auf landwirtschaftlichen Ausstellungen errangen, waren der beste Beweis und damit zugleich der gerechte Lohn und Dank der vielen Mühe. Mit der Aufgabe der Erlenmeyer'schen Anstalten nach dem 1. Weltkrieg ging der Albrechtshof, den man oft auch „Eichellshof“ nennt, in den Be-

sitz des Kölner Brauereibesitzers Paul Winter über und von diesem erwarb ihn der „Rheinisch-Bergische Schulfonds“ in Düsseldorf, der heute noch Besitzer desselben ist und von Pächtern bewirtschaftet wird. Am 21. September 1944, gegen Ende des zweiten Weltkrieges, griff das Schicksal mit harter Hand nach ihm, als alliierte Bomber, in der Meinung, das deutsche Oberkommando der Westfront befände sich in demselben, einen schweren Angriff auf ihn flogen. Tote, Verwundete und starke Schäden künden seitdem auch von schlimmen Stunden in seiner Geschichte.

Führt uns heute mal öfters ein Spaziergang durch unsere so herrliche Gemarkung, und freuen wir uns dabei über die wohlbestellten Felder, so wollen wir denen dankbar sein, die auch jetzt noch diese weit über tausendjährige Tradition der Hof- und Feldwirtschaft ausüben und fortsetzen, nämlich unseren letzten Landwirten von Bendorf.

Der Kreuzgang zu Sayn

v. Hubert Kraft Graf von Strachwitz, „Heimatkundliches Archiv“, Franz Josef Nieth

Tiefverborgen in dem Tale weitentrückter Einsamkeit
ruht des Klosters längst verblichene mönchisch edle Herrlichkeit.
Steht auch noch die Kirche Gottes hochgegiebelt langgestreckt
ist doch niemand, der das Wesen frommer Mönche auferweckt.
Dicht daneben im Quadrate lag dereinst des Kreuzes Gang,
eingebettet in des Berges grünemflochten Waldeshang.
Heute steht nur eine Seite an des Klosters Wand gebaut.
Stille herrscht hier traumverloren, nirgends der geringste Laut.
Hohe Bogen farbenprächtig, wölben sich zum klaren Bund,



Abteikirche Sayn, vor dem Bahnbau 1875

schlanke Säulen streben zierlich, sind auch manche siech und wund.
Leise gleiten meine Schritte über Marmorplatten hin,
es verirrt sich meine Seele, es verwirrt sich mir der Sinn.
Mönche seh' ich über Stufen strömen in den Gang hinein.
Leuchtend weiß sind ihre Kutten, glänzen auch im Sonnenschein,
wenden sich zur Kirchenpforte vorwärts schreitend stets zu zweit,
leise betend ihre Psalme, rüsten sich zur Ewigkeit.
In dem tiefsten Hintergrunde öffnet sich noch eine Tür,
und es schreitet voller Würde dieses Klosters Abt herfür,
Gülden an der schweren Kette glänzt das Kreuz auf seiner Brust,
blickt mit Ernst auf seine Söhne, seiner Macht und Pflicht bewußt.
Und ich knie mich zu Boden, segnend hebt sich seine Hand,
Sieh' — er lächelt weltenweise, fast, als hätt' er mich erkannt.
In der Kirche schreitet langsam voller Andacht der Konvent,
nähert sich dem Chorgestühle, beugt sich vor dem Sakrament.
Immer steh ich noch im Gange, blick ich sehnlichst ihnen nach,
und ich frage mich verwundert: bin ich schlafend, bin ich wach?
Seh' zuletzt den Abt des Klosters, wie sich seine Hand noch hebt,
Und ich fühl' die alte Sehnsucht, die mein Herz so tief durchbebt.
Könnt ich doch mit ihnen schreiten, brüderlich in Gott vereint,
seinen Gnaden hingegen, Freund des Guten, Bösem Feind.
Plötzlich ist mein Traum zerrissen, fort ist alle Seligkeit.
Trauer zieht durch mein Gemüte: Alles ist Vergänglichkeit.
Langsam schied ich von der Stätte, wo der Klostergeist geweht,
höre nur noch seine Stimme: Alter Freund, es ist zu spät.



Burg Sayn 1984 nach der Restaurierung, Federzeichnung von A. Necker

Of der Borsch

Fritz Pohlmann

Ich sen letzt mol of der Borsch gewese
un hann do en Weil gesesse,
et dauert net lang, do schlieff ich en
un hann su die Zeit vergesse.

Ich stellt mir em Traum ganz einfach vier
ich wär su en Rittersmann,
statt Krache un Schlips un suem Gedän
hat ich jetzt en Rüstung an.

Ich wor mein Klamotte am sauwer mache,
mein Schwert wor schroh verkomme
Abt Dagobert, von Rommerschdorf,
dä wollt uns besoeche komme.

Vom Torm, de Ausguck, dä rief mir wat zo
doch konnt ich en net verstiehn,
von Sän komen grad e paar Leibeigene rof
die sollten hei Bruchstän driehn.

Gefangene dräjen schon Daachelang
quitschend de Schwengel vom Bronne,
die missen dat mache, ihr Lewe lang
die sen dodrann fest gebonne.

Sechs annere leien noch tef em Verließ
die hammer mol ärjends gefange,
et worener mieh, paar hammer vier Spass
am Donnerschdaach ofgehange!

En Reiter meld mir, e Scheff es om Rhein!
dat kimmt mir gerad e su reecht,
et werd och langsam die hiechste Zeit
denn die Verpflegung es schlecht.

Ich losse mein Manne zesamme blose
von Wehrgäng, von Zinne un Laube
un gewen Befehl, „do kimmt jetzt e Scheff,
dat giehn mir e besje beraube!”

Mein Weib winkt mir noch vom Söller zo
mir reite met Schwert un met Booche,
et hät doch wärklich su kenne sein,
oder mänt ihr, dat wär all gelooche?

Fritz Pohlmann

Die Moddersproch!

Hein Volk

Tempo su häst heut die Zeit
Wo bleibt die Gemütlichkeit?
Su gar die Moddersproch spürt datt,
fast käner schwätzt mie richtig platt.
Obwohl Professore diskutiere,
die alte Sproch soll mer net verliere.
Drum hiert jetzt zo und gebt got acht,
ich han do ebbes ausgedacht.
Alt Bendorfer Ausdreck mit Humor
zesamme gereimt stell ich nun vor.



En decke Kopp nennt man Rummeledotz,
 manch Mädche es en kläne Krotz.
 Baljatsche es en ganz gruß Geschrei,
 Hinkel (es Henne) lächt kän Bäreei.
 Dat Olbismännche es klän — sich net scheniert,
 Schnädaradäng es en Schniss — die got geschmiert.
 Klappt alles, dann es et Maulchesmoß,
 remgedrächt jedoch en vieses Ohs.
 Esseblech ist gleich Henkeldebeche.
 Ging met zur Arbeit, on drenn manch Sepche.
 Harie-Bärkraut-Dommeldich,
 es Rübenkraut als Brotaufstrich.
 En Limmesje jetzt jeder wäß
 dat es en Kend von äner Gäß.
 Onner der Nas beschmiert, es net galant,
 dat Kend wärd dann Schnuddelbäbes genannt.
 Knutsch on Kwetschkommod es ein Instrument,
 dat selbe man och Schifferklavier nennt.
 Wer Gurke säht mer och Kommere,
 brauch sich och net zu wonnere,
 beim Wichtigun et gleich dann häst,
 mach doch net su en Käsegefräs.
 Hät en Jung sich arg beschmiert,
 wert ä zum Wuzebubes tetuliert.
 Ze hälfe wäs sich en Lausertche,
 drem brauche och net ent Eckelche.

Kabänes wor freher en schwere Mann,
doch heut en Schnaps wärt su genannt.
Zom Dilldopspille gehiert en Schmeck,
en Gaball (bunter Ball) ist fein, ganz rond on deck.
En Stußkar hät mer vor sich hergeschowe,
en Stußvuel (Drachen) am Säl kimmt durch de Luft gefloche.
Em Stiffche wohnt dä Bozemann,
en Krentkopp es käne Solbermann.
Ganz grüße Schoh sinn Pädchestreter,
on Pannekoche kennt och jeder.
En Spitzfennije nennt ma Korindekaker,
en Dreidroht ist bestimmt net wacker.
Ennet Bollesje dut mer die enloche,
die irgend ebbes hann verboche.
En Kirscht'sche vom fresche Brot schmäckt got
en Fliehbommert es en ahle Hot.
Gew acht, do kimmt en schroe Kier (Kurve),
net dat ihr mänt et wär en Tier?
En unübersehbare Kurv es dat,
jetzt net üwerholle, sonst's ganz schlemm kracht.
Trinschele dat senn Stachelbeere,
Morbelle sohn mir für Blaubeere.
Gieht änem net got, es mer belämmert,
emmer noch besser als wie behämmert.
En Sog oder Kreisel nennt man Trelles,
dat Schlaberlätz'che es für de Selles.
Wer Strieh em kopp hät on red vill kappes,
den nennt man ganz einfach du Heydappes.
Nau kläner Grobsack iss dejn Urz,
dann blejvste och kän Knotevurz.
Ahle Ausdreck hann ich noch mol ausgegrawe,
em Archiv kennt man se dann jo owbewahre.
Drom loßt de Moddersproch bestiehn,
denn sie darf niemols onnergiehn.

N.S.

Nun suchet nicht Ihr Neunmalklugen,
Ihr findet sie in keinem Duden.
Denn diese Wörter in der Runde,
sind auch ein Stückchen Heimatkunde.

Bemerkungen zur Geschichte und Baugeschichte von Burg Sayn

Udo Liessem

Bei der sehr großen Breite des Themas kann dieses nur schwerpunktartig behandelt werden, so daß Akzente zu setzen sind. Glanzzeit von Burg Sayn war das hohe Mittelalter, besonders das 13. Jahrhundert; diese Zeit ist deshalb in den Mittelpunkt der vorliegenden, kurzen Betrachtung zu stellen.

Vor fast genau 350 Jahren, im Jahre 1633, ist Burg Sayn von den Schweden zerstört worden. Die Zerstörung muß so nachhaltig gewesen sein, daß die Franzosen es nicht nötig hatten, während ihrer Kriege nochmals mit Gewalt gegen die Reste der mittelalterlichen Feste vorzugehen. Burg Sayn, an deren Kernburg nach 1633 keine ernstzunehmenden Sicherungsmaßnahmen durchgeführt worden sind, noch weniger bestandserhaltende Arbeiten, mußte, sollte ihr rapid zunehmender Verfall nicht zu einem weitgehenden Totalverlust führen, unter Einsatz hoher Kosten von Grund auf restauriert und instandgesetzt werden. — Um einen unabdingbaren, erneuten Niedergang abzuwehren, eine Ruine als ein offenes, wenn auch restauriertes Bauwerk sich selbst zu überlassen, bedeutet die Abgängigkeit, mußte notwendigerweise ein Revitalisierungsprogramm durchgeführt werden, das drei Hauptfordernissen Rechnung zu tragen hatte: Erstens ist eine ständige Präsenz von Personen auf dem Burgareal zu garantieren. Zweitens: Die Burg muß sich in Zukunft als ein wirtschaftliches Unternehmen selbst tragen oder doch zumindest tragfähig erhalten, denn die riesigen Anlagen sind nahezu eine ständige Arbeitsstelle. Zeitbedingter Verfall und wirksame Gegenmaßnahme müssen in ein abgewogenes Verhältnis gebracht werden. Drittens soll aus einer moralischen Verpflichtung heraus das Erbe der Vergangenheit den Heutigen und den Kommen-

den zugänglich gemacht und erhalten werden, was wiederum nur durch Erledigung der ersten beiden Punkte erreicht werden kann.

Bei Burg Sayn wurde, um diesen Anforderungen gerecht zu werden, ein gastronomischer Betrieb geschickt in den zwingenartigen Freiraum zwischen die erste, die romanische und die zweite, die gotische Schildmauer eingefügt. Daß hierdurch die historische Topographie in diesem Bereich weitgehend zerstört worden ist, mußte hingenommen werden; doch wird dieser Nachteil durch die oben genannten Vorteile überspielt. Die bis jetzt durchgeführten Arbeiten haben neben den geplanten Maßnahmen wissenschaftliche Erkenntnisse gebracht, die, wenn auch die Auswertung noch nicht beendet ist, weit über den rheinischen Raum hinausweisen.

Die Sayner Grafen werden mit dem Brüderpaar Heinrich I. und Eberhard I. im Jahre 1139 urkundlich faßbar. Schon bei dieser ersten Nennung führten sie den Grafentitel, den sie als Untergrafen der Pfalzgrafen im Auelgau mitgebracht hatten. Ihre Vorfahren müssen wohl im Auelgau zu suchen sein, wobei es zur Zeit noch nicht möglich ist, neuerliche Versuche in dieser Richtung sind abzulehnen, die Vorgeschichte der Sayner Grafen durch präzise Angaben oder gar Namensnennungen zu verdeutlichen.

Die Saynische Stammburg, sieht man von unbekanntem Vorläufern im Auelgau ab, wurde 1152 als „castrum saynense“ erstmals erwähnt. Es ist eine ungewöhnlich ausgedehnte Anlage im Brexbachtal, einem Nebenbach des Saynbaches: Eine auf einem Sporn gelegene, durch mehrere Gräben gesicherte Abschnittsburg, die sich über 220 Meter Länge ausdehnt! Im

Kernbereich standen drei feste, turmartige Bauten. Der größte, ein Donjon, erhob sich unmittelbar hinter dem Halsgraben, verteidigte diesen und schützte die dahinterliegende Burg. Der Turm ist eingemottet. In halber Höhe des angeschütteten Hügels ist eine Terrasse als erste Verteidigungsebene angelegt worden. Im Grundriß nähert sich der Turm dem Quadrat und ist in Längsrichtung zweigeteilt: Ein direkter Bezug zum westlichen Burgenbau ist deutlich faßbar.

Diese Burg ist im Brexbachtal aus verkehrs- und militärstrategischen Erwägungen heraus um 1100 erbaut worden und, das ist besonders zu betonen, um den nahegelegenen Bergwerks- und Verhüttungsbetrieben den notwendigen Schutz zu garantieren. 1152 wurde diese Burg vom Kölner Erzbischof Theoderich von Wied belagert, eingenommen und zerstört. Diese Zerstörung kann nach Ausweis des archäologischen Materials und des Baubefundes nur eine partielle, wahrscheinlich sogar nur eine symbolische gewesen sein.

Kurz vor 1200 haben die Sayner Grafen ihre Stammburg im Brexbachtal aufgegeben und den günstiger gelegenen Kehrberg am Zusammenfluß von Sayn- und Brexbach mit einer neuen Burg bebaut, die ins letzte Viertel des 12. Jahrhunderts zu datieren sein dürfte. Wie die jetzt durchgeführten Ausgrabungen im Westbereich der Burg gezeigt haben, war der Kehrberg wenigstens seit dem frühen 12. Jahrhundert, und vorher schon einmal im 9. Jahrhundert, besiedelt gewesen. Ob hier eine Befestigung, etwa in Holz-Erdetechnik gestanden hat, kann nicht entschieden werden. Jedenfalls ist die festgestellte Siedlungsphase älter als die noch stehende Burg. — Vorgeschichtliche Scherben, die in sekundärer Lagerung gefunden worden sind, haben keinen siedlungsgeschichtlichen Aussagewert.

Als Bauherrn von Burg Sayn dürften Graf Heinrich II. (1172—1205) und ausbauend sein Nachfolger, Graf Heinrich III. (1202—1246) zu nennen sein.

Heinrich III. trägt den Beinamen „der Große“ mit Recht. Er verkörpert die bedeutendste Gestalt, die das Haus Sayn im Laufe seiner langen Geschichte hervorgebracht hat. Heinrich heiratete, vielleicht schon 1209, spätestens 1215, Mechthild (+1291) aus dem Hause der Landgrafen Meißen-Landsberg. Während der Herrschaft dieser beiden bedeutenden Persönlichkeiten war die Saynische Hofhaltung eine der bemerkenswertesten der kulturell so rei-

chen Rheinlande. Nicht umsonst hat Reinmar von Zweter einen Spruch auf Heinrich (III.) gemacht. Vielleicht gehörte Heinrich von Otterdingen, man kennt ihn als Sänger vom Sängerstreit auf der Wartburg, zum Gefolge Mechthilds. Und möglicherweise besuchte Landgräfin Elisabeth von Thüringen, die heilige Elisabeth, ihre Tante, die Sayner Gräfin Mechthild.

Heinrich und Mechthild waren beide sehr baufreudig. Ihre Spur kennzeichnet wunderbare, spätstaufige Architektur. Nur die Klöster Marienstadt bei Hachenburg im Westerwald und Sion in Köln oder das Prämonstratenserklöster Sayn in Blickverbindung zur Burg, als Hauskloster bereits von Heinrich II. gestiftet, sollen genannt werden. — Auf Burg Blankenberg an der Sieg, eine Saynische Gründung um 1180, ließ das Grafenpaar eine aufwendige polygonale Doppelkapelle gegen die dortige Ringmauer bauen, und das kleine Reichardsmünster im nahen Bendorf, auch das eine Doppelkapelle, dürfte wohl von ihnen errichtet worden sein. Heinrich III. war häufig in der Reichspolitik zu finden: Zunächst schloß er sich dem Welfen Otto IV. an, ab 1214 stand er dann auf Seiten der Staufer Konrad IV. und Friedrich II. Sein mannhaftes Vorgehen gegen Konrad von Marburg ist hinlänglich bekannt. 1215 hatte Heinrich das Kreuz genommen, 1219 lag er vor Damiette.

Aufschlußreich ist ein Blick auf das Siegel Heinrichs, ein packendes Reitersiegel mit der Umschrift: HEINRIC[US] COM[ES] DE SEINE ADVOCAT[US] MAIORIS ECCL[ESI]E COL[ONIENSIS]. — Die Grabfigur Heinrich III., eine köstliche spätstaufige Arbeit, deckte die Tumba und stand inmitten der von seinem Vater gestifteten und von ihm geförderten Abtei Sayn. „Völlig singulär sind die auffallenden Realismen, die dem Stück besonderen Reiz und Würze verleihen“ (Sauerländer). Neben dem Gebauten und der Förderung der Dichtkunst, geben auch Reitersiegel und Grabfigur Zeugnis von der Höhe der Kultur in der Hofhaltung der Sayner Grafen und deren Umfeld.

Ein Blick auf die Burganlage zur Zeit Heinrich II. und Heinrich III. ergibt folgendes Bild: Die spätromanische, besser hochstaufige Burg Sayn hat eine ungefähre Längenausdehnung von 110 Metern und eine größte Breite von etwa 40 Metern. Unmittelbar an die Plateaukante, die Fläche ist erst durch Abarbeitungen geschaffen worden, wurde die Ringmauer gerückt, die durch die Baumaßnahmen der Jahre 1983/84 in ihrer Gesamtheit nunmehr faßbar ist. Sie war

weiß geputzt; Reste des Originalputzes sind erhalten. Der ursprüngliche Eingang wird auf der Südwestseite gelegen haben. Im späteren Kapellenbau scheinen Teile der linken Torwange verbaut worden zu sein. Der Weg in die Burg führte an ihrer Nordflanke vorbei, durch den Halsgraben, der der Anlage östlich vorgelegt ist, entlang der Südflanke, um endlich in die Kernburg zu münden. Ein eventueller Angreifer hätte stets seine ungedeckte Schwerhand dem Verteidiger zuwenden müssen. Das Burgareal fällt nach drei Seiten ab, sehr steil nach Süden und Westen, weniger Streit nach Norden. Deshalb war dort, nahe der Ringmauer, der machtvolle, nahezu 30 Meter hohe Bergfried plaziert, jedoch frei im Burghof stehend, und zwar in einer aggressiven Überreckstellung, die höchsten Schutz garantierte, gleichzeitig aber auch einem Modegeschmack huldigte. Zur östlich liegenden Schildmauer ist der Turmschaft spitz ausgezogen und nach innen massiv abgemauert, so daß eine Mauerstärke von etwa 4,50 m erreicht wurde. Der Bergfried ist somit auf eine Belagerung mit schwerem Antwerk eingerichtet gewesen. Selbst massiver Blideneinsatz würde ihm erst nach langer Zeit ernstlich zugesetzt haben. Der Turm hatte keine Zinnen, sondern je Seite drei stichbogige Schießbluken. Diese sind bei der Restaurierung wieder rekonstruiert worden. Überhaupt ist das romanische Erscheinungsbild des Turmes annähernd zurückgewonnen worden. Das zählt zu den außerordentlich positiven Ergebnissen der gesamten Arbeit; in Rheinland-Pfalz war man in den letzten Jahrzehnten leider nicht immer so verfahren!

Schon angesprochen wurde die Schildmauer. Sie liegt im Osten und ist einmal stumpf gebrochen. Die Mauer ist auf ihrer Krone begehbar und verfügt über Brüstungen nach beiden Seiten. Irgendwann im späten Mittelalter wurde sie durch einen enormen Riß gespalten, dessen Ursache vielleicht ein Erdbeben gewesen sein könnte. Der Riß, notdürftig durch einen Strebepfeiler gesichert, ist erst jetzt statisch in Ordnung gebracht worden.

Im Winkel zwischen Schildmauer und südöstlichem Ringmauerzug erhob sich in der Südostecke der ca. 30 Meter lange Palas, dessen Sockelgeschoß, halbeingetieft, zunächst balkengedeckt gewesen ist und das wesentlich später erst mit einer Längstonne gewölbt wurde. Der bescheidene Rest einer Fensteranlage, Biforie, vielleicht Triforie unter überfangenem Rundbogen, ist alles, was von der reichen,

nach Süden ins Brexbachtal gerichteten Durchfensterung übriggeblieben ist. Eine Kaminanlage an der östlichen Stirnseite läßt an eine innere Einteilung des Palas' denken. Ausmaße und Gestaltung erinnern an den der thüringisch-landgräflichen Wartburg.

Verschiedene Basen, Gesimsteile und der Rest einer zerborstenen, zierlichen Säule (Schiefer) deuten auf eine reiche Bauplastik hin, die im Wesentlichen aus Trachyt gearbeitet worden ist. Die genannten Stücke können nur dem Palas oder der Burgkapelle zugeordnet werden. Ein weiterer Fund scheint für den Palas einen Kassettenfries (Tuff) wahrscheinlich zu machen. Das wäre ein außergewöhnlich seltener Schmuck, der im Grunde aus dem Sakralbau kommt. Als Parallele kann lediglich auf Burg Altwied, Stadt Neuwied, hingewiesen werden.

Der Standpunkt der zugehörigen Burgkapelle ist unbekannt; wahrscheinlich lag sie nahe dem Wohnbereich. Die jetzt wiedergefundene Kapelle war nicht die ursprüngliche.

Die noch laufenden Ausgrabungen haben erkennen lassen, daß der westliche Bereich der Burg restlos bebaut gewesen war. Auch den heutigen großen, lichten Hof muß man sich durch randliche Bebauung eingeengt vorstellen. Zwei Quermauern, die bei Anlage eines Kabelgrabens gefunden, jedoch bedauerlicherweise nicht eingemessen worden sind, lassen immerhin soviel erkennen, daß die unbebaute Freifläche sehr klein gewesen sein muß. Gleichzeitig wurde eine Längsmauer angeschnitten, die zu einem älteren Ringmauerzug gehört haben könnte. Nahe dem Eingang liegt der runde, gemauerte Brunnen, der bis 23 m Tiefe freigelegt werden konnte; er gehört in die erste Bauphase der Burg.

Unmittelbar neben dem Zugang in die Kernburg befand sich eine große, die zweite Burgkapelle, von deren Existenz, geschweige denn von ihrem Grundriß bis Ende 1983 nichts bekannt gewesen ist. Nach der Zerstörung von 1633 verfiel die Burg ständig, nur Teile der Ringmauer, der Bergfried und die Kapelle, sie stand 1666 noch aufrecht, hatten Bestand. Die Reste der Kapelle dürften nach 1826, etwa um 1830, eingerissen und verfüllt worden sein, als Clemens Wenzeslaus Graf Boos-Waldeck das Burrgelände in einen englischen Landschaftspark verwandeln und im Westen unter Einbeziehung der Kapellenreste eine Aussichtsplattform anschütten ließ.

Burg Sayn in spätmittelalterlicher Zeit zu rekon-

struieren, gelingt wesentlich unvollkommener als in staufischer Epoche. — In hochgotischer Zeit wurde das Burgareal durch eine Quermauer, die vom Bergfried im Norden bis zur gegenüberliegenden Ringmauer im Süden verlief, geteilt, wobei der kleinere östliche Bereich der gräflichen Familie vorbehalten blieb. Ein gesteigertes Sicherheitsbedürfnis, aber auch ein intimeres Wohnempfinden werden so faßbar. Von dieser gotischen Ausbauphase zeugen neben jener durch einen Wehrgang nach beiden Seiten abgesicherten Quermauer mit polygonalem Wehrkerker am Süden nur noch die zweite, gotische Schildmauer, die gut erhaltene südliche Zwingeranlage und das komplizierte Torsystem, das in einer großen Barbakane gipfelt. Der Bergfried, auch der nördliche Ringmauerzug wurde geändert und an den Turm herangeführt, war jetzt zweifach in das Mauersystem der verkleinerten Kernburg einbezogen, deckte diese und garantierte durch seine Stellung — mit drei seiner vier Seiten stand er außerhalb des Berings — vorzüglichen Flankenschutz.

Die großzügigen romanischen Fenster wurden bis auf kleine Schlitzfenster zugesetzt. Zur Sicherung des riesigen Burgbereiches, Feuerwaffen waren nunmehr kampfscheidende Mittel geworden, wurde der Burgberg nach Westen durch das Vorlagern von Burghäusern — Vorwerken — gesichert. Im Ganzen waren es drei: Das unterste hat sich nach mehreren Metamorphosen zu dem jetzigen Schloß Sayn gewandelt. Mit dem mittleren Burghaus war die Familie vom Stein belehnt gewesen. Erst Karl Friedrich Reichsfreiherr vom und zum Stein (1757—1831) verkaufte den Besitz.

Frühneuzeitlich dürfte das achteckige Treppentürmchen, das im Burghof steht, anzusetzen sein, Teil eines fast völlig abgegangenen Wohnbaues. In dieselbe Zeit, vielleicht etwas älter, ist der turmartige Bau in der Nordwestecke zu datieren. Ornamentierte Tonfliesen (spätgotischer Vierpaß im Kreis), Reste eines weißen Innenputzes, sowie Rautenverglasung lassen auf hohen Wohnkomfort schließen. — Auch der an der nördlichen Ringmauer freigelegte Hofbelag, eine Rollierung, ausgerichtet auf einen Abfluß für Oberflächenwasser, das außerhalb der Burg geleitet wurde, dürfte in diese Epoche zu setzen sein.

Burg Sayn hat bisher in der kunsthistorischen Literatur und auch im fachspezifischen Burgenstufentum keine große Rolle gespielt: Zu groß waren die Verluste seit 1633. Durch die

Entdeckung der Burgkapelle (1983) wird das anders werden.

Die einschiffige Kirche verfügt über nur wenig vorfluchtendes Querhaus mit je einer Apsidiale in den beiden Flügeln. Von bezwingender Großartigkeit ist der Hauptchor, eine Dreikonchenanlage, bei der die mittlere, die Ostkonche, die Breite des Hauptschiffes hat. Im Hauptchor befinden sich noch große Teile des Altares, der die seltene Form des Kastenaltars aufweist. Die Choranlage ist nicht nur durch die besondere Form des Trikonchos, sondern auch durch ihre Ausstattung hervorgehoben: Hier liegt ein Schmuckfußboden, aus Tonplatten mit verschiedenen Grauwerten hergestellt, eine Köstlichkeit von packender Schönheit. Der Boden stellt mit seinen geometrischen Ausführungen, Hauptmuster ist eine große Rosette, die Verbindung her zwischen einer Gruppe verwandter Böden am Niederrhein mit dem Schwerpunkt Köln, gesondert ist auf Oberpleis hinzuweisen, und solchen in den südlichen Rheinlanden, wie Sponheim, Pfaffenschwabenheim; an die nahen Klöster Rommersdorf und Arnstein ist zu erinnern. Ein weiterer vergleichbarer Boden der näheren Umgebung ist im Frühjahr 1984 in einer bis dahin unbekanntem Burganlage bei Stromberg entdeckt worden. Wahrscheinlich handelt es sich um eine Gründung der Pfalzgrafen, 1156 erstmals erwähnt, deren Namen jedoch nicht überliefert ist. Dieser ältere Boden ist in seiner Ornamentik nicht ganz so reich wie der Sayner; er besteht nicht aus Ton-, sondern aus verschiedenfarbigen Steinplatten.

Der Grundriß der Dreikonchenanlage weist zum Niederrhein, hier besonders nach Köln, wo ein Schwerpunkt saynischer Tätigkeit lag. Im Burgenbau ist der Kapellengrundriß bisher ohne direkte Parallelen, sieht man von der großartigen Doppelkapelle in Schwarz-Rheindorf, Stadt Bonn ab. Lediglich die kleine, in der ungeheuren Mauerstärke des Bergfriedes von Burg Rieneck nahe dem Main liegende Kapelle bietet Verwandtes. Die Marburger Schloßkapelle, eine Doppelkapelle ohne Blickverbindung, auch sie mit drei Konchen und Schmuckfußboden, liegt später, ist erst 1288 geweiht worden. Zudem ist sie mit ihrem ganzen Formenschatz westlich orientiert.

Die Sayner Kapelle — und das steigert ihre Bedeutung — ist eine Doppelkapelle mit zentralem Raumschacht und dadurch mit Blickverbindung zwischen den beiden Ebenen. Eine Wendeltreppe in der Nordwestecke vermittelte zwischen den beiden Geschossen. Das untere

Geschoß war durch einen schräg durch die Mauer geführten Zugang zu erreichen.

Die Kapelle ist mit ihrer südlichen Flanke an die Ringmauer gelehnt. Im Winkel zwischen Chor und Mauer liegt ein zum Trapez verzogener, rechteckiger Raum, der nur durch die südliche Konche zu betreten war; man sollte ihn als Sakristei ansprechen. Es könnte sein, daß sich darüber ein Turm erhoben hat. Man betrat die Kapelle zu ebener Erde durch einen Eingang in der Nordseite. Der Priester konnte mittels einer Tür in der Nordkonche direkt in den Chorbezirk gelangen. Dies Portal war einmal abgetrept und hatte eine eingestellte Säule. Der Kapellensockel war außen durch ein umlaufendes Gesims, bestehend aus Platte und Schräge, abgesetzt, das farblich eine tiefes Rot zeigte, das vortrefflich von der weiß geputzten Fläche des aufgehenden Mauerwerks abstach.

Vergegenwärtigt man sich die Kapelle in ihrer Gesamtheit, so erkennt man einen kubischen Baublock, dem östlich eine Dreikonchenanlage vorgelegt worden ist. Die Angaben lassen einen Longitudinalbau mit Zentralbautendenzen deutlich werden. Die Grundrißidee hat ihre Parallelen in der Ulrichskapelle der Goslarer Pfalz und in der Doppelkirche von Schwarz-Rheindorf. Die Beziehungen reichen sogar bis Ungarn (Vertesszentrereszt). — In diesem Zusammenhang ist zu bemerken, daß Gräfin Mechthild aus dem Hause Meißen-Landsberg stammte. Und gerade in Landsberg steht eine Doppelkapelle, eine der schönsten staufischen Burgkapellen schlechthin: Die Innenmaße von Landsberg betragen 11,0 x 9,00 m, die von Sayn 10,60 x 9,60 m.

Die Sayner Burgkapelle muß, faßt man alle Merkmale zusammen, unter dem Grafenpaar Heinrich III. und Mechthild erbaut worden sein. Sie wird um 1220/30 zu datieren sein; sie ist zweiphasig.

Dieses Kleinod staufischer Baukunst und staufischen Geistes zu erhalten, muß eine Selbstverständlichkeit sein. Die beste Lösung wäre, die Kapelle wieder unter Dach zu bringen, sie in ihrer Grobform, in ihrer Baumasse wiedererstehen zu lassen, jedoch keinesfalls als kleinliche, peinliche Pseudorekonstruktion. Mit der in dieser Weise zurückgewonnenen ottonisch-salischen Kaiserpfalz in Paderborn durch Prof. Gottfried Böhm, bei aller Unterschiedlichkeit darf dieses Unternehmen als Parallele herangezogen werden, ist ein vorzügliches, auch in Sayn nachzuahmendes Vorbild entstanden.

Auf Burg Sayn werden mit der großartigen Doppelkapelle Bezüge aufgedeckt, die große Teile Deutschlands umfassen und die vom Mittelrhein bis in die heutigen Niederlande reichen, in den Harz und nach Bayern ebenso wie nach Sachsen-Anhalt. Ein Stück glanzvollen Mittelalters ist wieder erlebbar. Und in dem Erbauerpaar Heinrich der Große und Mechthild manifestieren sich die glanzvolle Idealität staufischen Rittertums und der hohe Sinn einer hohen Frau.

Anmerkung:

Der Aufsatz ist die nur wenig überarbeitete Fassung des Vortrages, den der Verfasser anlässlich der Eröffnung der revitalisierten Burg Sayn am 3. Juni 1984 vor geschlossener Gesellschaft gehalten hat. Verfasser ist Herr Dr. Hans-Helmut Wegner, Koblenz, und dem Ausgräber, Herrn cand. phil. Axel von Berg für klärende Gespräche zu Dank verpflichtet.

Für die Kenntnis der Anlage bei Stromberg muß der Verfasser Herrn cand. phil. Stephan Köhl herzlich danken.

Eine ausführliche Publikation der Sayner Burgkapelle und des archäologischen Befundes durch Wegner, von Berg, Liessem ist in Vorbereitung.

Ein unbekannter Typ von Bodenfliesen aus Schloß Sayn

Zur Wiederaufnahme von staufischem Formengut in der Mitte des 19. Jahrhunderts

Udo Liessem

Das Schloß in Sayn, am Fuße des dortigen Burgberges gelegen (Bendorf, Ortsteil Sayn), ist 1848—1851 durch den Franzosen Alphonse François Joseph Girard (1806—1872), der in Paris Chefarchitekt am Louvre von 1855 bis 1870 gewesen ist, für Ludwig Adolph Friedrich Fürst zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg umgebaut worden, nachdem der Fürst am 20. Juli 1848 von Graf Boos von Waldeck dessen Herrenhaus gekauft hatte.¹⁾ Die Familie Boos war erst 1753 in den Besitz des Anwesens durch Heirat gekommen und hatte es bis spätestens 1757 zu einem spätbarocken Herrenhaus umgestalten lassen. Den Kern dieses Barockbaues bildete ein Burghaus, das der Familie Reiffenberg gehört hatte und das nicht exakt zeitlich einzuordnen ist, jedoch als (spät)mittelalterlich angesehen werden muß. Auch Girard ließ bei seinen Umbauten diesen Kernbau weitgehend unangetastet, so daß er bis heute erhalten blieb.

Nahezu unverändert konnten zwei Kellerräume überdauern, die südlich vor den Felsen des Burgberges gesetzt wurden.²⁾ Die Räume liegen ebenerdig und sind zum Teil aus dem Felsen herausgeschrotet worden. Der östliche der beiden zeigt zwei Bauphasen, wovon der südliche Abschnitt der jüngere ist. Beide Teile tragen noch ihre ursprüngliche Tonnenwölbung, jedoch liegt der Scheitelpunkt im jüngeren Kellerteil um etwa 90 cm höher.³⁾ Eine unbedingt zu fordernde Trennwand zwischen den beiden Kompartimenten ist heute nicht mehr vorhanden.

Als das barocke Herrenhaus 1848—51 zum neogotischen Schloß umgebaut wurde, sind auch die genannten Keller, sie stellen die ältesten Teile des Schlosses dar, in die Umgestaltungsmaßnahmen miteinbezogen worden. Die

se Arbeiten erfolgten in der Absicht, ein Refugium für die heißen Sommertage zu schaffen, stehen also in der Tradition einer barocken sala terrena. Von dem zweiphasigen Keller wurde der nördliche Raumteil (6,65 x 4,58 m) mit schlichten und relativ kleinen, hexagonalen, roten Sandsteinplatten⁴⁾ ausgelegt, wurde aber ansonsten, sieht man ab vom Einbau einer Steintreppe, zum darüberliegenden ersten Wohngeschoß des Schlosses und dem Durchbruch der Wand zum westlichen Nebenkeller, in seinem mittelalterlichen Erscheinungsbild belassen. — Als besondere Attraktion wird in der Nordwand, die aus anstehenden Felsen besteht, der hier mündende, zweimal abgewinkelte, enge Fluchtgang zu werten gewesen sein, der nach circa drei Metern verstrützt ist.

Der südliche Kellerabschnitt ist weit stärker verändert worden. Zunächst mußte der ursprüngliche Zugang, der in der Südwestecke das Gewölbe durchbrach, zugemauert werden. Sodann wurde unter das mittelalterliche Tonnengewölbe, das bekanntlicherweise höher lag als das im anschließenden Kellerteil, ein dünnes Bimsgewölbe eingezogen. Das neue Tonnengewölbe war jedoch nicht 'mittelalterlich' genug, sondern mußte mit sich kreuzenden, profilierten Stuckrippen belegt werden, so daß ein Pseudorippengewölbe entstand, ein einmaliger Vorgang im rheinischen Schloßbau der Romantik!

Der Boden des südlichen Abschnittes ist mit köstlichen, ebenfalls hexagonalen, oxidierend (rot) gebrannten Tonfliesen ausgestattet worden, die weiß und dunkelgrau inkrustiert sind.⁵⁾ Ihr Dekor ist bemerkenswert und bis jetzt einmalig: Ein zentrales, großes gleichseitiges Dreieck wird durch die sich im Mittelpunkt treffen-

den Winkelhalbierenden in drei stumpfwinklig-gleichschenklige Dreiecke aufgeteilt. Nach außen sind dem Zentraldreieck wiederum stumpfwinklig-gleichschenklige Dreiecke an den Seiten vorgelegt. Den einzelnen Teildreiecken wurden Fünfpässe einbeschrieben, die je zweimal vorkommen, und zwar in den Farben rot-weiß, dunkelgrau-rot, weiß-dunkelgrau. — Ein ungemein reizvolles, lebendiges Bild ist durch diesen Fliesenboden entstanden. Es ist denkbar, daß der hintere Kellerraum dazu genutzt wurde, um hier Weinfässer aufzustellen und daß dort gezapft und im vorderen Bereich gezecht wurde; ein auch heute noch reizvoller Gedanke!

Ähnliche Fliesen, bei denen ein neostaufisches Rankenmuster (rote Ranken in weißem Untergrund und umgekehrt: weiße Ranken in rot) vorkommt, ihr ursprünglicher Verlegungsort im Schloßbereich ist nicht bekannt, konnte vom Verfasser eindeutig dem Koblenzer Architekten, Denkmalpfleger und Bauhistoriker Johann Claudius von Lassaulx (Koblenz 1781—1848) nachgewiesen werden.⁶⁾ Lassaulx sollte, so wollte es der Fürst, zu Beginn des Jahres 1848, mit Girard zusammenarbeiten. Da der Koblenzer Architekt jedoch am 14. Oktober desselben Jahres verstarb, kam es nicht zu der gewünschten Zusammenarbeit. Lediglich die Arbeiten in den mittelalterlichen Kellern dürfen Lassaulx zuzuschreiben sein, und zwar in

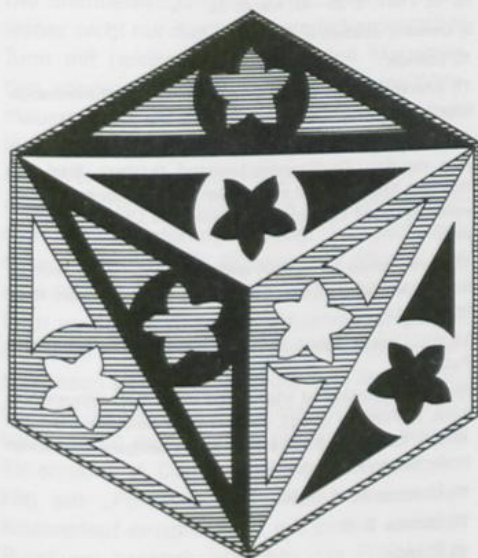
der Planung, nicht in der Ausführung. Neben den bemerkenswerten Fliesen spricht auch das Bimsgewölbe für ihn. Bims als Baumaterial ist zwar angeblich erst um 1845 von Ferdinand Jacob Nebel erfunden worden, dessen Sohn Hermann die Kapelle des Sayner Schlosses erbaute (1860/62), jener hat jedoch den Kalkbimsstein nur einmal für die Gewölbe der katholischen Pfarrkirche in Westum (1851) verwandt (Sinzig-Westum, Krs. Ahrweiler.⁷⁾ Lassaulx dagegen hatte bereits die Gewölbe seiner Kirche in Treis, Planung 1823, Ausführung 1824—31 (Treis-Karden, Krs. Cochem-Zell) und das Gewölbe im Turm des Mendessohn'schen Parkes (um 1830) zu Koblenz-Horchheim in diesem Material ausführen lassen.⁸⁾

Fliesen mit einem Rankenmuster, das dem Sayn'schen sehr verwandt ist, hat Lassaulx für Burg Rheinstein entworfen (zwischen 1823 und 1827)⁹⁾ und nochmals für den gerade genannten Mendelssohn'schen Turm in Horchheim.¹⁰⁾ Die Fliesen von Rheinstein und Horchheim sind einfarbig weiß-grau, sind also nicht durch die Technik, sondern durch den Dekor mit den Saynern verwandt, was auch schon A. Erlenmeyer bemerkt hatte: „(Die Fliesen) rührten von dem Bauinspektor von Lassaulx in Coblenz her, der diese Steine beim Aufbau der Burg Rheinstein verwandt hat.“¹¹⁾ Das dreimal zur Anwendung gekommene Rankenmotiv hatte Lassaulx mittelalterlichen Fliesen nachempfunden. Die Sayner zweifarbigen, inkrustierten Fliesen erinnern an französische, besonders aber an englische Fliesen vom Typ der 'printed tiles', die extrem seltenen Beispiele von deutschen Fundorten, die im Gegensatz zu den französischen und englischen Stücken, erst in den letzten Jahrzehnten veröffentlicht worden sind, kann Lassaulx nicht gekannt haben.¹²⁾ Dagegen sehr wohl die ausländischen Fliesen, da er diverse Auslandsreisen gemacht hatte und ungemein belesen in der bau- und kunsthistorischen Fachliteratur gewesen war!

Die nunmehr entdeckten dreifarbigigen Sayner Bodenfliesen sind mit den schon länger bekannten zweifarbigigen durch die Technik¹³⁾ verwandt und sind wie diese vom Motiv her ebenfalls als (neo)staufisch einzustufen. Sie haben jedoch keine direkten mittelalterlichen Vorbilder.

Die Sechseckfliesen, Kantenlänge 90 mm, in der Diagonalen 175 mm, sind circa 27 mm stark. Sie bestehen aus einem dickeren etwa 20 mm messenden Unterteil und dem circa 7 mm starken oberen Teil, der das ausgestochene

Fliese aus Schloß Sayn 1848/51



ne Dekor trägt. Die aus der roten Tonmasse ausgestochenen kleinen, inneren spährischen Dreiecke und die Fünfpässe wurden in die großen dunkelgrauen Dreiecke eingelegt, wiederum wurden die hier frei werdenden dunkelgrauen Teile in die weißen Dreiecke eingefügt und endlich die weißen in die roten; ein ungemein komplizierter, viele Handgriffe erfordernder Arbeitsvorgang, der die Fliesen sehr verteuert und ihre Erschwinglichkeit für die Allgemeinheit unmöglich gemacht hat. Die Verschiedenfarbigkeit des Tones ist nicht auf unterschiedliche Tonarten zurückzuführen, sondern auf ein Einfärben der Tonmasse. Die Fliesen sind in einem Vorgang gebrannt worden.

Die starke Farbigkeit des Fliesenbodens hat eine Parallele, wenn auch aus anderen Wurzeln gespeist, in dem maurischen Zimmer des Schlosses.¹⁴⁾ Beide waren kleine, intime Räume (Keller, südlicher Abschnitt: 6,35 x 5,20 m; maurisches Zimmer: ca. 5 x 5 m) und beide dienten der Erholung und der Entspannung. Hinter beiden stand der Wunsch, sich in eine andere, untergegangene, als romantisch verstandene Welt zurückziehen zu können. Im Grunde war ja der ganze Schloßbau mit seinen neogotischen Formen, seinem Ahnenkult und den Zitaten aus der Wehrbaukunst, völlig rückwärts gewandt, wozu das seiner Zeit ungemein berühmte Bild der Fürstin Leonilla, von Horace Vernet 1837 gemalt,¹⁵⁾ das sie im Mittelpunkt, mit einem Jagdfalken auf der Hand, umgeben von ihrem Gemahl, dessen beiden Kindern aus erster Ehe und ihrem gemeinsamen Sohn mit Bonne zeigt. Die fürstliche Familie trägt eine Kleidung, die der spanisch-niederländischen Gewandung des 17. Jahrhunderts angeglichen ist. Die gesamte Ausstattung des Schlosses weist stark retardierende Züge auf. Dieses Rückwärtsgewandtheit wird auch nicht durch ein hochmodernes Gewächshaus bzw. einen Wintergarten, auch diese Bauten dienen nur einer Illusion, und nicht durch eine höchst aktuelle Dampfmaschine aufgehoben.¹⁶⁾

Die herrlichen Fliesen bilden nur ein Detail, wenn ein auch sehr qualitätsvolles, der übrigen Schloßausstattung. Und es verwundert nicht, daß sich Prinz Wilhelm von Preußen, der nachmalige Kaiser Wilhelm I., zu dem Ausruf: „Wirklich, es ist ein rechtes Märchenschloß!“¹⁷⁾ hinreißen ließ. Dasselbe Entrücktsein in eine andere, unwirkliche Sphäre hat auch der preußische König Friedrich Wilhelm IV. verspürt (1851), den die „feeries de Sayn“¹⁸⁾ die Verzäuberungen von Schloß Sayn völlig erstaunt, ge-

blendet und in Entzücken versetzt hatten. Dazu mag auch der geflieste Kellerraum beigetragen haben.

Anmerkungen:

- 1) Das Schloß zu Sayn ist in den letzten Jahren mehrfach durch den Verfasser behandelt worden. Zuletzt erschien: Liessem, U., Zur Bau-, Kunst- u. Geistesgeschichte von Schloß Sayn. In: Dokumente zur Geschichte. Sayn. Ein Schloß der Romantik am Mittelrhein (1848—1851) Bau u. Einrichtung (Katalog zur Ausstellung im Landeshauptarchiv Koblenz), Koblenz 1983, S. 1—44.
- 2) Die Entschuttung der Schloßruine 1982 machte erst den Zugang zu den beiden Kellerräumen möglich und zu den bis dahin unbekanntem Fliesen.
- 3) Alle Maßangaben nach dem Plan von Dipl.-Ing. H. G. Urban, Koblenz, der freundlicherweise seinen Plan dem Verfasser zur Verfügung gestellt hat. Die Aufmaße stammen aus 1983.
- 4) Vergl. Kier, H., Der mittelalterliche Schmuckfußboden unter besonderer Berücksichtigung des Rheinlandes (Die Kunstdenkmäler des Rheinlandes, Beiheft 14), Düsseldorf 1970.
- 5) Die Fliesen sind erstmals bei Liessem, op. cit. S. 28—30, kurz vorgestellt worden; gleichzeitig wurden sie ausgestellt, Katalog Nr. 112.
- 6) Liessem, U., Bodenfliesen aus Schloß Sayn. Rezeption spätaufstauischen Formengutes im 19. Jh. Ein Beitrag zum Werk von J. C. v. Lassaulx (1781—1848). In: Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte, Bd. 7, 1981, S. 303—310.
- 7) Dauber, R., Ferdinand Jakob Nebel (1782—1860) Kgl. Preussischer Landbauinspektor in Koblenz. Aachener Dissertation 1975, S. 12/13.
- 8) Liessem, U., Zeichen u. Zeugnis. Zur Person u. zum Werk von Johann Claudius von Lassaulx (1781—1848), Koblenz 1982, S. 31. — Auch der Eckturm am mittleren Burghaus auf dem Burgberg zeigt ein Bimsgewölbe. Der Turm ist im Zusammenhang mit der Umgestaltung des Burgberges zu einem englischen Landschaftspark romantisierend restauriert worden. In seiner Technik erinnert das Gewölbe sehr an das im Turm von Burg Rheineck, das Lassaulx 1832 eingezogen hatte; vielleicht ist auch das im kleinen Sayner Eckturm von ihm. Vgl.: Liessem, U., Baugeschichtliche Beobachtungen an einigen stauferzeitlichen Burgen in der Region Koblenz. In: Burgen u. Schlösser, Jg. 18, I/1977, S. 29—47, hier S. 32.
- 9) Liessem, Zeichen u. Zeugnis, S. 31.
- 10) Ebenda.
- 11) Erlenmeyer, A., Karl Ludwig Althans, Maschinenmanuskript o.J.; im Archiv der Stadt Bendorf, hier S. 5.
- 12) Es gibt in Deutschland nur fünf Fundstellen; frdl. Mitteilung von Frau Dr. Eleonore Landgraf, Duisburg, Brief vom 19.8.1980, Frau Landgraf machte den Verfasser dankenswerterweise auch auf diesbezügliche entlegene Literatur aufmerksam.
- 13) Die Angaben zur Technik verdankt der Verfasser Herrn Albert Necker, Bendorf, der auch die Zeichnung der Fliese angefertigt hat.
- 14) Vgl.: Liessem, Abriß, S. 25/26 u. Katalogteil Nr. 113 (farbige Putzreste).
- 15) Das Ölgemälde ist wiedergegeben in: Sayn-Wittgenstein-Sayn, A. Fürst zu (Hrsg.), Sayn. Ort u. Fürstenhaus, Bendorf 1979, S. 159. — Das Bild hängt heute als Leihgabe des Fürsten in der Neuen Pinakothek zu München.
- 16) Liessem, Abriß, S. 24
- 17) Ebenda, S. 16
- 18) Ebenda.

Sicherung und Rekonstruktion des „Pulverturmes“ in Münstermaifeld

Wolf Manfred Müller

Seit Mitte 1982 hat die Stadtgestalt von Münstermaifeld eine wesentliche Veränderung erfahren.

Die Stadtkrone Münstermaifelds — die ehemalige Stiftskirche S. S. Severus und Martin —, nach wie vor eindeutig dominierend, hat ein Pendant in Gestalt des wiederhergestellten „Pulverturmes“ bekommen. Dieser Turm hat als einziger der mittelalterlichen Stadtbefestigung in stattlicher Höhe von ca. 19 m den Widrigkeiten der Zeit getrotzt. Mit der Rekonstruktion des oberen Turmabschlusses, der Wiederherstellung des Putzes und seiner farbigen Fassung, hat er seine ursprüngliche Signalwirkung zurückerhalten.

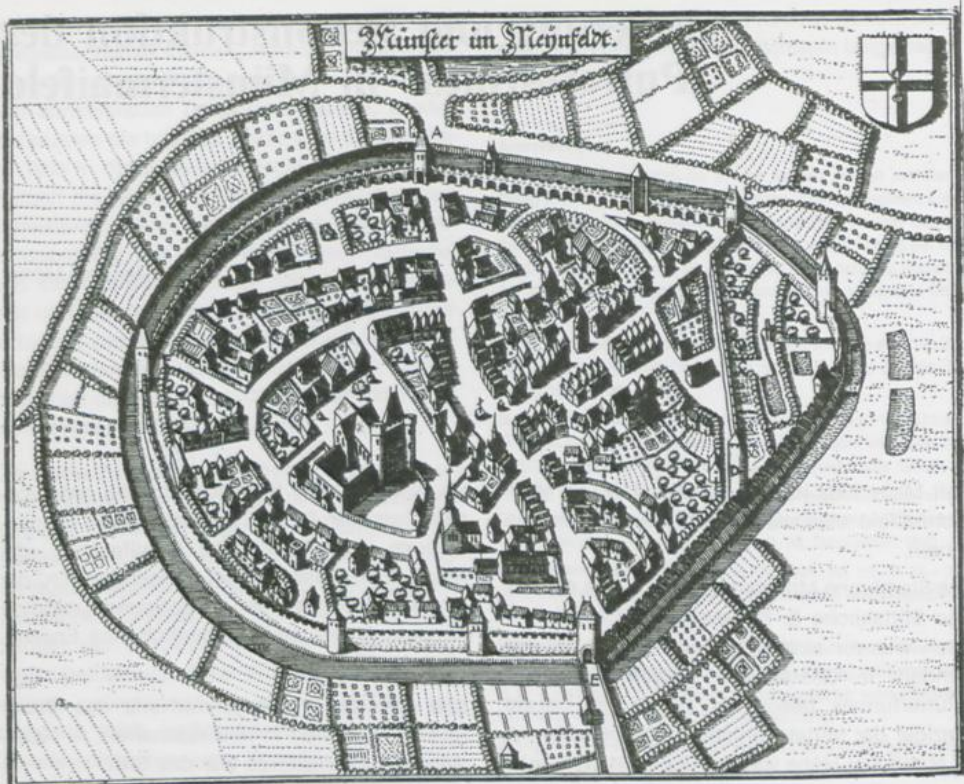
Er vermittelt nun wieder anschaulich ein Stück mittelalterlicher Stadtbefestigungsarchitektur als Kennzeichen und Symbol eines bedeutenden Siedlungsortes.

Die Stadtbefestigung ist auch heute noch ablesbar, nicht nur durch den wiederhergestellten Turm mit beidseitig angrenzenden Mauerpartien, sondern auch durch die Reste eines Wehrturmes an der Obertorstraße und eines längeren Stückes der Mauer mit den Tragbögen des Wehrganges am Pilliger Weg. Sie umschloß ursprünglich die Stadt vollständig, in einem fast kreisförmigen Ring. Lediglich zwischen dem Obertor (Girsener Pforts) und dem Pilligertor (Pulicher Pforts) wird die Kreisform verlassen, d. h. der Mauerverlauf gerade bis zum „Pulverturm“ geführt. An diesen schlossen sich stumpfwinklig zwei Mauern an, die eine gerade bis zur heutigen Borngasse verlaufend und dann dieser folgend, das Pilliger Tor erreichend. Die zweite Mauer, die spitzwinklig am „Pulverturm“ ansetzte, wieder den Kreisverlauf entsprechend mit einem weiteren Rundturm besetzte, erreichte das Pilliger Tor,

wo beide Mauern fast rechtwinklig angeschlossen. Zwischen beiden Mauern lag die Brunnenanlage, der „Buur“, eine Quelfassung, die heute noch Wasser liefert. Dieser Bereich, der innerhalb der gesamten Befestigung zusätzlich abgetrennt war, stellt vermutlich eine Erweiterung dar.

Seit dem 10./11. Jahrhundert war das Trierer Erzstift Grundherr in Münstermaifeld — Keimzelle Münstermaifelds war das Stift.

Seit dem 14. Jahrhundert war Münstermaifeld neben Mayen ein bedeutendes kurtrierisches Oberamt. Als der zentrale Ort auf dem Maifeld, in dem sich zahlreiche Straßen kreuzten, stellte Münstermaifeld für die Trierer Kurfürsten eine wichtige Bastion gegen Kurköln dar. Dieser Umstand führte dazu, daß vermutlich bereits in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts unter Erzbischof Bruno von Bretten und Lauffen (1102—1142) mit Teilen der Stadtbefestigung begonnen wurde. Dies könnte auch die ursprüngliche Bezeichnung des Turmes erklären: „Lauffenburg“. Der Name dieses Erzbischofes war bis ins hohe Mittelalter in der Bezeichnung des nun wiederhergestellten Turmes lebendig geblieben. Im Kupferstich von Braun-Hogenberg ist dieser Turm so bezeichnet. Die heutige Bezeichnung lautet „Pulver-“ oder „Eulenturm“. Denkbar wäre aber auch, daß der Turm Bestandteil einer Burg war. Hierauf verweist das Kunstdenkmalinventar. Aus einer Urkunde von 1277, ausgestellt von Erzbischof Heinrich II. von Finstingen, 1275—1277, in der Münstermaifeld die Gerichtsbarkeit verliehen wurde, ist die Rede von einem „Schloß“. Bei diesem „Schloß“ könnte es sich aber auch um die „Alte Burg“, „Palasthof“ oder „Schönäckerburg“ handeln. Diese wird von Heimatforschern als Münstermaifelder Sitz der Trierer



A: OBER PFORTS B: PULICHER PFORTS C: BRUNNEN PFORTS STADTANSICHT VON M. MERIAN 1646
 D: LAUFFENBORCH (PULVERTURM) E: GIRSENACHER PFORTS F: LEMER THURN. A-F: TORE U.
 TÜRME ENTSPRECHENDEN BEZEICHNUNGEN DER ANSICHT VON BRAUN-HOGENBERG ETWA 1576

Erzbischöfe bezeichnet. Auffällig erscheint, daß nur dieser eine Turm nach einem Erzbischof benannt sein soll, die anderen Türme jedoch Orts- oder Straßenbezeichnungen führten.

Als gesichert gilt, daß Erzbischof Arnold von Isenburg (1242—1249) die Stadtbefestigung mit zwei Toren versah, seine Nachfolger die Stadtbefestigung verstärkten und ausbauten. Unter Erzbischof Balduin von Luxemburg (1307—1355) wurde diese fertiggestellt, in der aus den Kupferstichen von Braun-Hogenberg und Merian überlieferten Form. Hierauf bezieht sich eine Urkunde von 1355. Damals soll sie sieben Türme, vier Tore, Wall- und Wassergraben aufgewiesen haben. Urkundlich erwähnt sind das Obertor (Girsbacher Pforte 1323 und 1343) und das Lehmer Tor (1414 und 1589).

Braun-Hogenbergs und Merians Ansichten von etwa 1576 und 1646 zeigen drei rechteckige Tortürme und einen internen Mauerdurchlaß zur umgrenzten Brunnenanlage, ferner drei Rundtürme und vermutlich drei Halbrundschaletür-

me (zwei mit Sicherheit; ob der Lehmer Turm einer war, ist die Frage) und einen Rechteck-turm.

Von den Türmen sind nur der im Norden gelegene „Lehmer Turm“ und der „Pulverturm“, hier als „Lauffenburg“, und die Tortürme in der Legende des Braun-Hogenberg-Stiches ausdrücklich aufgeführt. Alle weiteren Türme sind nicht benannt.

Zur Stadtbefestigung gibt Bürgermeister Büchel wichtige Daten, die auf heute nicht mehr erhaltenem Dokumentarmaterial fußen: Diese war auf Bögen und Pfeilern errichtet (siehe Pilliger Torweg und Rekonstruktion an der Lauffenburg), ursprünglich etwa sechs Meter hoch. Seit dem 16. Jahrhundert immer mehr vernachlässigt, begann man ab 1787 Teile der Mauer niederzulegen. Das Pilliger Tor, 1794 eingestürzt, wurde anschließend abgebrochen. 1820 wurde die Mauer auf Abbruch verkauft, das Obertor 1828 abgerissen, das Untertor nach 1822 versteigert und niedergelegt.



„Pulverturm“ vor der Renovierung

Eulenturm, Plattform über dem oberen Kuppelgewölbe



Somit blieb von der einst geschlossenen Stadtbefestigung als bedeutendster Teil nur der „Pulverturm“ übrig, ca. 19 Meter hoch aufragend. Der Durchmesser beträgt 8 Meter, die Wandstärke 1,60 m. Im Erdgeschoß befindet sich ein gewölbtes Verlies, darüber drei weitere Geschosse mit Kamin, Abort und Pechnase im obersten Geschöß. Der Eingang von schweren Basalthausteinen gerahmt, liegt drei Meter über dem Erdboden. Die dort nach oben führende Treppe ist im zweischaligen Mauerwerk ausgespart. Den oberen Abschluß bildet ein weiteres Gewölbe, äußerlich der vorgekragte Rundbogenfries aus Tuffsteinen über Basalkonsolen. An der Stadtseite waren noch die starken, dreiteiligen Basalkonsolen, die den Wehgang der Stadtbefestigung herumführten, vorhanden. Die Feldseite zum verwilderten Stadtgarten ist abgebösch.

Anlaß für die Sicherung und Wiederherstellung des Stadtbefestigungsturmes war der bedrohliche Zustand im Jahre 1977. Hierauf machte die Verbandsgemeinde Maifeld, Bürgermeister Baulig, in einem Schreiben an das Landesamt für Denkmalpflege aufmerksam. Ob nur eine Sicherung oder gleichzeitig eine Rekonstruktion erwogen werden sollte, war die Frage, vor die wir gestellt wurden.

Der sich seiner Geschichte bewußte Eigentümer — die Erhaltung des Turmes wurde nicht in Frage gestellt — hatte damit rechtzeitig auf die Gefahr eines Totalverlustes hingewiesen. Vorgeschlagen war, die Sicherung vorzunehmen. Ferner wurde die rekonstruierende Wiederherstellung des Turmes angeregt. Aber wie sollte der verlorengegangene obere Abschluß aussehen? Der Turm selbst war bis zum untergegangenen Turmgeschoß vorhanden, der Rundbogenfries als unterer Abschluß dieses Geschosses erhalten.

Uns stellte sich die Frage, wie die Rekonstruktion aussehen sollte. Insofern ging es auch um den Grundsatz, ob man eine Rekonstruktion wagen durfte.

Hierüber kann man zurecht streiten. Als gesichert kann gelten, daß ein Turmaufsatz ursprünglich vorhanden war. Hierzu standen als Quellen historische Ansichten aus dem 16. und 17. Jahrhundert zur Verfügung. Am bekanntesten sind die Ansichten von Braun-Hogenberg und Merian, sowie Meißner. Daneben soll noch ein Stich von Sebastian Münster, 1540, existieren.



Eulenturm, Treppenabgang

Braun-Hogenberg und Merian sind fast identisch, Merian fußt eindeutig auf Braun-Hogenberg. Er hat wie man sich heute salopp ausdrückt, „abgekupfert“.

Erstaunlich ist, daß in beiden Abbildungen der so markante und auffällige Rundbogenfries fehlt. Das Turmgeschoß endet in einem Kegeldach, einer gebräuchlichen Dachform eines zylindrischen Baukörpers.

Da den Kupferstichen die historisch vorhandene Ausbildung nicht mit Sicherheit entnommen werden konnte, blieb nur die örtliche Überprüfung in Form einer Freilegung des Turmgeschoßansatzes, um Aufschluß hierüber zu erhalten. Der obere Abschluß über dem Bogenfries war über dem Gewölbe im Laufe der Jahrhunderte durch Flugsand, Geröll, Schutt zugedeckt. Grabungen, Suchschnitte wurden auf unser Betreiben durchgeführt. Das Landesamt für Denkmalpflege, (LfD) Architekt Helmut Herzhauser, und der Berichterstatter, der zuständige Gebietsreferent, überprüften vor Ort die angetroffenen Befunde.

Diese ergaben, daß das Turmgeschoß außen hochgeführt war. Der Ansatz eines zurückge-

setzten Daches war nicht vorhanden und Hinweise auf einen integrierten Wehrgang waren ebenfalls nicht gegeben.

Im Stich von Braun-Hogenberg wird nur der südlichste Turm der Befestigung mit einem Dach, das hinter einem Wehrgang aufragt, dargestellt. Der dritte kleine Rundturm, nördlich des Untertores gelegen, zeigt ebenfalls in beiden Stichen ein direkt aufgesetztes Kegeldach ohne vorgelegten Wehrgang.

Eine weitere Quelle, die Bleistiftzeichnung des Architekten G. A. Fischer vom 9. 8. 1897, im Besitz der Familie Krechel, abgebildet im Münstermaifelder Heimatbuch von 1960, zeigt die vermutlich korrekte Rekonstruktion des Pulverturmes — zylindrisches Turmgeschoß über Rundbogenfries mit Kegeldach —.

In Anlehnung an die Quellen Braun-Hogenberg, Merian und G. A. Fischer sowie örtlicher Überprüfung wurde beschlossen, das Turmgeschoß, wie bei der Fischer-Rekonstruktion — hier zu gedungen wirkend (evtl. perspektivisch verzeichnet?) —, proportionsmäßig — höher als bei Fischer — bündig mit der Vorderkante des Konsolfrieses und mit einem Kegeldach (zweifellos gesichert) als Abschluß, auszuführen.

Nach Ausarbeitung entsprechender Rekonstruktionspläne durch das LfD, Architekt H. Herzhauser, 1980, wurden im August 1981 von der Bauabteilung der Verbandsgemeindeverwaltung (VGV) Maifeld, Diplom-Ingenieur (FH) R. Heinz, die Kosten für die Sicherungs- und Wiederaufbauarbeiten überschlägig ermittelt. Nachdem die VGV den vom LfD vorgeschlagenen Architekten A. Dötsch, Kobern-Gondorf, mit der Bauleitung beauftragt hatte, wurden diese Arbeiten im August 1981 öffentlich ausgeschrieben.

Die Arbeiten wurden im September 1981 mit dem Aufmauern des Turmgeschosses und dem Aufschlagen des Turmhelmes auf dem Zimmerplatz begonnen. Infolge des langen Winters 1981/82 verzögerte sich die Fertigstellung aller Arbeiten bis Ende Dezember 1982. Zusätzlich wurde der Wehrgang nach Befund auf ca. 15 Meter beidseitig im oberen Bereich ergänzt.

Von den Gesamtkosten entfielen anteilmäßig 40 % auf die Maurerarbeiten, 15 % auf die Gerüstkosten (lange Standzeit aufgrund der ungünstigen Witterungsverhältnisse), 12 % auf die Dachdeckerarbeiten, 10 % auf die Zimmerarbeiten, 7,5 % auf Putz, 5 % auf Anstricharbeiten und 5 % auf die statische Sicherung.

Zur Wahrung der denkmalwerten Substanz wurde vorbildlich mit den richtigen Materialien ergänzt, bzw. gesichert.

Das Turmgeschoß und der Wehgang wurden im Bruchsteinmauerwerk ergänzt, ein Kalkputz — der vorhandene Lehmsandputz mußte abgenommen werden — aufgebracht. Der Anstrich erfolgte nach Befund — gebrochenes Weiß entsprechend einer Kalkbrühe und Sandsteinrot für die Architekturteile in Silikatfarbe. Diese Farbtöne wurden von mir in ca. 10 Meter Höhe auf der Stadtseite im Bereich einer Basaltsteinfensterrahmung gefunden. Der Helm erhielt Naturschiefer, altdeutscher Deckung, scharfer Hieb, 1/32—1/64 Schuppengröße. Zwei vertikale, in gesamter Höhe durchlaufende Risse, die das Mauerwerk durchzogen, wurden nach heutigem Erkenntnisstand vernadelt und verpreßt, ein Verfahren, das regelmäßig bei derartigen Schäden besonders im Denkmalpflegebereich angewendet wird.

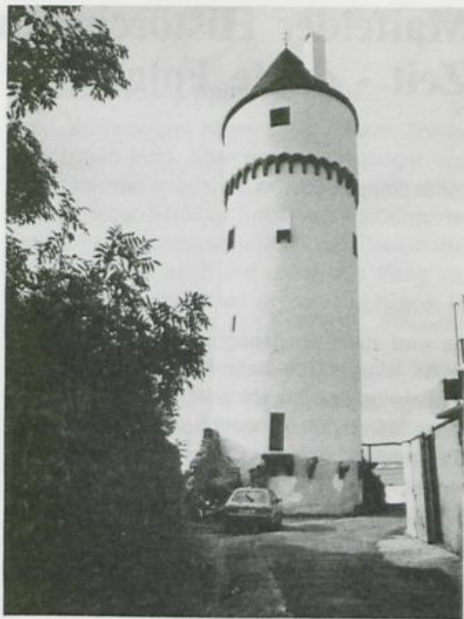
Ich meine, daß die gewählte Lösung — Rekonstruktion — durchaus akzeptiert werden kann, da ein Maximum der Originalsubstanz noch vorhanden war und der Aufsatz nicht nur aus optischen Gründen, sondern auch speziell zur Sicherung des Turmes erfolgte.

Auch frühere Jahrhunderte haben Rekonstruktionen durchgeführt, nicht nur das 19. und 20. Jahrhundert. In diesem Zusammenhang ist der Nordwestturm des Wormser Domes zu nennen, der beim Wiederaufbau 1480 bewußt den romanischen Proportionen und Gliederungen des Nachbarturnes nachempfunden wurde, ein ungewöhnliches Beispiel für die damalige Zeit.

Ziel war die Sicherung und die Erhaltung der vorhandenen Bausubstanz, die bei der Wiederherstellung ja nicht zerstört oder beeinträchtigt, sondern für die kommenden Generationen dauerhaft geschützt werden sollte.

Damit auch für nachfolgende Generationen die Maßnahmen — Sicherung und Rekonstruktion — nachprüfbar bleiben, wurden und werden alle an Kulturdenkmälern durchgeführten Arbeiten regelmäßig in den von uns herausgegebenen Publikationen „Denkmalpflege in Rheinland-Pfalz, Jahresberichte“, dokumentiert. Im vorliegenden Fall ist dies in den Jahresberichten 1979 bis 1981 geschehen, der Abschluß der Arbeiten wird in den Jahresberichten 1982/83 festgehalten.

Abschließend kann gesagt werden, daß die Maßnahmen insgesamt nach unserer Auffas-



„Pulverturm“ nach der Renovierung

sung als gelungene Sicherung und Wiederherstellung zu bezeichnen sind.

Somit konnte der bedeutendste Teil der noch vorhandenen Stadtbefestigung von Münstermaifeld für die Zukunft dauerhaft gesichert und historische Bausubstanz ohne Substanzverluste erhalten werden.

Literatur:

Paul Clemen, (Hrsg.), Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, 17. Band, 2. Abteilung, die Kunstdenkmäler des Kreises Mayen, 2. Halbband, bearbeitet von H. Adenauer, J. Busley und H. Neu, Düsseldorf 1944, Korrekturfahnen. (Dieser Band wird demnächst im Buchhandel erscheinen auf der Basis der überarbeiteten Unterlagen von 1944). Die Druckstöcke und Klischees verbrannten infolge Kriegseinwirkung im Verlag Schwann, Düsseldorf.

H. Gappenach (Hrsg.), Münstermaifelder Heimatjahrbuch, Münstermaifeld 1960.

Georg Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Rheinland-Pfalz und Saarland, bearbeitet von H. Caspary, W. Götz und E. Klinge, München/Berlin 1972.

Landesamt für Denkmalpflege, Topographische Akte, Schriftverkehr 1977—1983.

Landesamt für Denkmalpflege, Rekonstruktionspläne von Architekt H. Herzhauser, 1978—1980.

Landesamt für Denkmalpflege (Hrsg.), Denkmalpflege in Rheinland-Pfalz, Jahrbuch 1979—1981, Seite 246.

Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz, (Hrsg.), Rheinische Kunststätten, Heft 244, Münstermaifeld, von H. Gappenach, 1. Auflage Köln 1980.

Maifelder Histörchen aus alter und neuerer Zeit - dritte Folge

Hans Gappenach

Es wird zuweilen gesagt, Anekdoten erzählen heiße, sich mit fremden Federn schmücken. Daran mag etwas wahr sein, wenn man bedeutende Meister dieser epischen Kleinform — ein Beispiel für viele: Wilhelm Schäfer — ausnimmt.

In der Tat sind die volklufigen „Steckelcher“ oft so gelungen, so witzig und so vollkommen, daß sie keiner stilistischen Ausschmückung mehr bedürfen; auch die Pointe sitzt so treffend, wie sie sich kein Schriftsteller besser ausdenken könnte.

Aber darum geht es heute bei der Volkserzhlung nicht. Hier ist der Blick zuvor auf anderes zu richten. Die Quellen sind nicht etwa bloß verschüttet, sondern größtenteils bereits versiegt. Wo sollte Platz sein für Besinnliches in

einer von Streß und Hetze geprägten Zeit! Der Traditionsstrom ist abgerissen. Es gilt heute, mhsam zu sammeln. Das war vor 30 Jahren, da der Schreiber damit für die Kulturlandschaft des Maifeldes, seiner Menschen und Originale begann, noch anders. Damals lebten die Erzähler aus der „Vor-Fernsehzeit“ noch.

Aus dem reichen Fundus bisher unveröffentlichter Geschichten hier wieder einige Beispiele, beginnend in alter Zeit und endend in unseren Tagen:

„Erbsonntag“

Von sonderbaren Sitten und Gewohnheiten lesen wir da in einer alten Maifelder Chronik: Die Erbse war früher das wichtigste Volksnah-





rungsmittel. Am Morgen trank man (statt Kaffee) eine Tasse Erbsensuppe zum Brot. Der Küchencettel wußte die Erbse auf die vielfältigste Art zuzubereiten.

Vielleicht rührt daher der Spitzname „Maifelder Erbsenpanz“, mit dem man in früheren Jahrhunderten die Bewohner dieser Gegend titulierte.

Auch später noch, als — 1731 wird genannt für den ersten Anbau — die „Grundbirne“ längst zum Siegeszug angesetzt hatte, blieb der Erbsensuppe im Stadzeremoniell von Münstermaifeld eine wichtige Ehre vorbehalten:

Am „Sonntag Invocabit“, der deshalb „Erbsensonntag“ hieß, wurde noch weit bis ins 18. Jahrhundert vom Stadtrat dem neuernannten Nachtwächter ein Teller Erbsensuppe spendiert, den dieser öffentlich auszulöffeln hatte.

In einem Falle, so ist in der Chronik festgehalten, endete das tödlich und betraf den Perückenmacher Heinrich Dederle, dem dieses Amt zugefallen war. Er starb am Erbsensonntag des Jahres 1779 an der „Roten Ruhr“, kurz

nachdem er mit seiner „Amtshandlung“ geendigt hatte.

„Ist das der Leib, Herr Jesu Christ...“

Groß, schlank und hager blieb Johann Zenner sein Leben lang, aber erbärmlich mager und blaß dazu sah er aus, als er 1883 aus dem Münstermaifelder Seminar („ein halb verhungertes Junglehrer“) entlassen worden war. Diesen Eindruck müssen auch die Leute aus Einig von ihm gehabt haben, wo er dann übrigens lebenslang wirkte:

Bei seinem ersten Auftritt als Organist in der Einiger Kapelle hatte er als erstes Lied „Ist das der Leib, Herr Jesu Christ, der tot im Grab gelegen ist“ zu spielen. Nur zaghaft konnte sich die Gemeinde zum Mitsingen entschließen, da sich die Blicke aller — sehr zu seiner Beschämung — zum Orgelspieltisch hin gerichtet hatten, und zwar in eindeutiger Art und ganz anders, als man gemeinhin einen „Neuen“ im Ort taxierte. Zenner, der das Anekdotchen vor vielen Jahren in weinfroher Runde selber zum besten gab, schloß mit dem Satz: „Meine Einiger Kostfamilie sorgte denn dafür, daß ich nach einigen Wochen ein menschenwürdiges Aussehen erhielt.“

Die Ratten

Bei Metzgermeister Joseph Marx waren immer fünf Seminaristen in Logis, die — nach der Fama: im besten Kosthaus der Stadt — so gut versorgt wurden, daß einmal einer wegen zu starken Fleischgenusses an Eiweißvergiftung erkrankte. Es war der kürzlich im hohen Alter von 84 Jahren verstorbene Lehrer Jakob Kesselheim, der diese Geschichte seinem späteren Kollegen Hubert Wagner, Stadtschulrat in Köln, erzählte:

Kurzum, der Betrieb jenes Handwerksmeisters litt um die Jahrhundertwende so sehr unter einer Rattenplage, daß Meister Marx seinen Studenten anbot: „Für jede tote Ratte — eine Flasche Bier!“ Daraufhin brachten die genannten fünf binnen kurzem 70 Ratten zur Strecke, und den erhaltenen Gegenwert an Bier verstaute sie hinter den Büchern auf ihrem großen Regal, um damit peu à peu den laufenden Durst zu löschen.

Die Studierzimmer wurden jedoch stichprobenartig in unregelmäßigen Abständen von der Lehrerschaft revidiert, und prompt erschien auch bald eines Nachmittags Seminarlehrer Wagner. Er fand alle bei strengstem Silentium eifrig studierend vor. Aber — die Ruhmestat



der Kammerjäger muß laut geworden sein — er stellte sich prüfend vor das Bücherbord, betrachtete eingehend die Werke und sagte: „Hier wird wohl Direktor Dietrich bald eine gründliche Revision vornehmen müssen!“ Sprach's und verschwand. Den Wink mit dem Zaunpfahl hatten sie verstanden. Wohl oder übel veranstalteten die fünf daraufhin ein kleines Besäufnis.

Dem Seminarlehrer Wagner hing seitdem der Ruf eines besonders verständnisvollen und gnädigen Lehrers an, der er als Vater mehrerer eigener Söhne aber eigentlich immer schon war.

Der Glyzinientopf

Porte Lieschen — die Mutter des für die Gegend jahrzehntelang bedeutenden Restaurators und künstlerischen Leiters einer Werkstatt für Altarbau — hatte mit der Moselbahn im April 1895 eine Einkaufsfahrt in die Stadt Koblenz unternommen. Nach Erledigung der Geschäfte blieb noch reichlich Aufenthalt bis zur Zugabfahrt nach Münstermaifeld. Und da auch noch einige Moneta piccola übrig waren, wollte sie die Zeit bei einer guten Tasse Kaffee — ihrem Lieblingsgetränk — im Wartesaal verbringen. Auf dem Weg dorthin mußte sie am Blumenstand vorbei, der überquoll von schönsten Blüten, Stauden und Gewächsen.

Nun entspann sich in ihrem Innern ein Kampf, indem ihre zweite Leidenschaft — der immer-

während blühende Schmuck am alten Stiftsherrenhaus — sich regte, aber auch bald ob siegte, so daß sie einen Blumenstock dem Kaffeegenuß vorzog. Darauf erstand sie eine Glyzynie.

Eben jene, die die Jahrzehnte überdauert hat, nun zu einem mächtigen Strauch geworden ist, der heute noch im schönen Innenhof am Heilig-Geist-Hospital mit seiner überschwenglichen Blütenpracht alljährlich das Auge des Betrachters wohlgefällig auf sich zieht.

Tränen

Als Nikolaus Dietrich, der Bruder des oftgenannten Seminardirektors, 1897 nach Münstermaifeld gekommen war, hatte er für die Kinder bei der Fronleichnamsprozession das Enblemtreten eingeführt. Das Repertoire — von Jahr zu Jahr vergrößert — reichte von alttestamentarischen Marterwerkzeugen über Fahnen und Wimpel bis zu Wachsschäfchen.

Letztere waren besonders unbeliebt. Denn im engen Stationenweg, wo sich die heiße Sommerluft staute, schmolzen die an sich lieb anzuschauenden „Lämmesjen“ regelmäßig.

Das brachte Schelte und Tränen. Denn Frau Dietrich, der diese Prozessionsnummer zur Beaufsichtigung oblag, prüfte am Wasserturm das Überleben der frommen Gottestiere und hielt den Kindern dann vor, sie hätten diese nicht frühzeitig genug, wie es ihre Pflicht gewesen wäre, mit dem Taschentüchlein abgedeckt.

Der „alte Bott“

Er hieß mit Namen Jakob Kieselbach und war ein eigenartiges Original. In seinen jungen Jahren hatte er lange in den Urwäldern Amerikas als Holzfäller gearbeitet. Mit einem ansehnlichen Vermögen kam er in seine Heimatstadt zurück und kaufte sich hier nach der Verheiratung ein kleines Haus, das „Storchenhäuschen“, wie es im Volksmund heißt und heute noch zu besichtigen ist. Er wurde hochalt; 1945 noch hat er sich als über Achtzigjähriger um seine Vaterstadt verdient gemacht, indem er als Parlamentär und Dolmetscher mit dem Union Jack den amerikanischen Panzern entgegen ging, um Münstermaifeld kampflos zu übergeben.

Aus den Jahren um 1910 ist ein Streich überliefert, den sich seine beiden Schulkameraden, der Kunstschlossermeister Johann Maur und der Stadtmusikant Hännies Wilbert, ausgeheckt hatten:

Ihm machten sie weis, der HwH. Seminardirektor Kreuz habe sie nach jemandem gefragt, der den Schulpark roden könne; dazu bedürfe es freilich eines außerordentlichen Fachmannes; die alten Bäume, die umgelegt werden müßten, seien riesig, gefährlich auch alles wegen der Nähe der Gebäude! Er wäre wohl für eine solche Arbeit der richtige, und man habe ihn drum empfohlen.

Am anderen Tag stand der alte Bott mit seiner schweren Axt vor dem Seminardirektor, um ihm seine Erfahrung aus dem amerikanischen Urwald anzubieten. Jener hörte ihn ruhig, aber zugleich sehr erstaunt an und sagte schließlich: „Herr Kieselbach, Ihre Erfahrung und Hilfsbereitschaft in Ehren, aber der schöne alte Park

bleibt zur Zierde der Stadt und des Seminars stehen; Sie sind, wie mir scheint, das Opfer eines Ulkes geworden.“

Das leuchtete denn auch Jakob Kieselbach bald ein, der sich verdrossen auf den Heimweg machte.

„Reichlich, reichlich...“

Der Kegelclub „Gemütlichkeit“ hat (um 1965) nach einer Rheinfahrt in Oberwesel mit einem opulenten Mahl seinen Jahresausflug beendet. In einem Hotel wurden die Essen a la carte bestellt. So hatte Leo Müller Schweineschnitzel gewählt, die er auch bald bekam, und schon beim Anblick der großen Portion entfuhr ihm ein „Donnerwetter, reichlich, reichlich!“

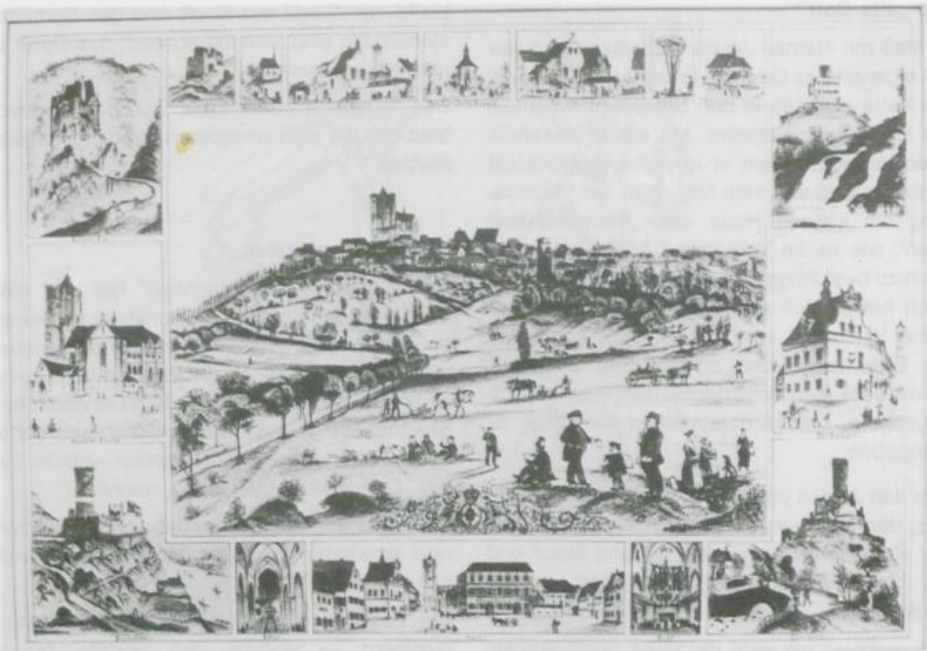
„Na, Leo, schmeckt's?“ wurde er gefragt, worauf er wieder nur antworten konnte: „Reichlich, reichlich!“

Ein Esser — es war der Sparkassendirektor Gehlberg — wartete und wartete, bis er schließlich die Kellnerin fragte, ob er vergessen worden sei, er hoffe immer noch auf sein Schnitzel, worauf diese entgegnete, sie habe vorhin eine Doppelportion gebracht; die Schnitzel seien schon da.

Die Kellnerin irrte. Diese waren nicht mehr da. Sie waren in diesem Augenblick zur Gänze gegessen, wobei Leo Müller, der am anderen Tischende saß, immer noch staunend vor sich hinstarrte: „Reichlich, reichlich!“

„Reichlich, reichlich“ wurde seit dieser Zeit in Münstermaifeld zu einem geflügelten Wort, vielfältig anwendbar, immer dann, wenn die Göttin Fortuna ihr Glückshorn in Überfülle auf einen ergießt.





Münstermaifeld vor 125 Jahren

Lithographischer Bilderbogen von Ernst von Bresler

Hans Bossier

Historische Ansichten haben etwas Faszinierendes. Der Vergleich des heutigen Erscheinungsbildes einer Ortschaft mit überkommenen Bildern aus früheren Jahrhunderten ist ein ästhetisches Vergnügen, das auf dem Wiederentdecken des Vertrauten im Kontext anderer historischer Gegebenheiten beruht.

Die Zeitgenossen des Künstlers fanden ihre Verhältnisse gespiegelt. Sie standen ihnen, romantisch-anekdotisch hergerichtet, daheim in Beschaulichkeit zur Verfügung. Besonders Schönes oder Bemerkenswertes war herausgestellt, und so haben sie sich zum Kauf des Bildes anregen lassen. Es hing dann über Generationen in den Wohn- oder Wirtsstuben, verlockte immer wieder zu schmunzelnder Betrachtung und gab Anlaß zum Austausch von Anekdoten und phantastischen Erzählungen.

Münstermaifeld um 1860

Münstermaifeld war wegen der landschaftlich exponierten Lage, seiner Historizität und seines volkstümlichen Menschenschlags mehrmals Gegenstand von künstlerischen Abbildungen im Vorfeld der Photographie. Die ältesten stammen noch aus dem 16. Jahrhundert. Es sind Dokumente, und als solche haben sie natürlich auch einen konkret-wissenschaftlichen Rang. So zeigen sie z. B. städtebauliche Strukturen und Einzelgebäude, die längst untergegangen sind oder eine Gestalt zeigen, die aus den Bedürfnissen einer ganz anderen Zeit entstanden waren.

Das 19. Jahrhundert ist nun zudem die Blütezeit der künstlerischen Landschaftsgraphik. Die Wiederentdeckung der Natur und der romantische Historizismus hatten zu einer wahren Bilderflut geführt. Mit den damaligen Vervielfältigungstechniken (Lithographie, Stahlstich) wurden nicht nur die gebildeten Schichten erreicht; die abgezogenen Einzelblätter waren auch für den kleinen Mann erschwinglich.

Einer der Lithographen, die von Ort zu Ort reisten, um schöne Objekte zu zeichnen, war Ernst Adam Johann von Bresler (1820—1867). Er stammte aus Sorau und starb in Wetzlar. Aus den Jahren 1861—1864 sind von ihm Architekturzeichnungen zu Aachener Kirchen überliefert (Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, Mitteilungen des Rhein. Vereins für Denkmalpflege). Zuvor hatte sich der Künstler wohl im Gefolge der vielen Landschaftsentdecker mit der Herstellung wohlfeiler Panorama-Zeichnungen befaßt, für deren Druck er bei Henry Cohen in Bonn einen Verleger fand.

Für die Bewohner von Münstermaifeld hat von Bresler einen sogenannten „Bilderbogen“ geschaffen und damit eine alte Manier aufgegriffen. Auf den Jahrmärkten früherer Jahrhunderte dienten solche Bilderbogen dazu, vorgetragene Geschichten zu illustrieren, die der Akteur, mit dem Zeigestock von Bild zu Bild vorrückend, vortrug. Ein Rest dieser Art Volksbelustigung ist auch in unserem Bilderbogen noch untergebracht.

Die Lithographie ist in den Jahren 1859—1863 entstanden, was sich auf Grund der aufgeführten Personen und architektonischer Indizien nachweisen läßt. Hierzu weiter unten mehr. Damit ist eine Zeit angesprochen, in der die Photographie sich gerade anschickte, mit dem Negativ-Positiv-Verfahren allgemeine Bedeutung zu erlangen.

Beim lithographischen Verfahren wird die Zeichnung mit Fett-Tusche auf eine feinporöse Kalksteinplatte aufgetragen. Nach dem Präparieren des von der Zeichnung nicht berührten Teils der Kalkfläche kann der ausgesparte Teil eingefärbt und das Bild auf angepreßte Papierbogen abgedruckt werden. Der bei unserem Bilderbogen hergestellte Abdruck ist im Format von etwa 58 x 47 cm ausgelegt.

Die Lithographie zeigt in ihrem großen Mittelbild das Panorama von Münstermaifeld. Es wird von 16 Kleinbildern zu Einzelobjekten aus dem Stadtbild oder aus der Umgegend ringsum eingerahmt. „Menster off d'Hied“ ist vom

Nauheimer Weg als gegliederte Silhouette dargestellt, also aus westlicher Richtung. In der Höhenlinie überragt die alte Stiftskirche mit dem gewaltigen Westwerk. Zweithöchstes Gebäude ist der Marstall, ein riesiges Lagerhaus für die eingesammelten und abgelieferten Feldfrüchte. Er ist am 1. Februar 1914 abgebrannt. Der Feuerschein dieses Brandes war so groß, daß er in Koblenz noch zu sehen war, wo Münstermaifelder Söhne als Rekruten auf der Karthause Wache hielten. Zwischen dem Marstall und der Kirche erscheint das Dach des alten Rathauses mit dem Dachreiter, dessen Glocke früher den Gerichtstag einläutete. Der schöne Renaissance-Bau (begonnen 1575) ist in einem der Kleinbilder am Rand in voller Größe abgebildet. Weiter rechts auf der Höhenlinie erkennt man das 1833 fertiggestellte neue Hospitalsgebäude mit dem Kapellentürmchen.

Am Hang sind noch die Reste der ehemaligen Stadtmauer dargestellt, in deren Mitte der einzige Turm, der die Jahrhunderte überdauert hat. Der „Laufenburg“ oder volkstümlich „Eulenturm“ genannte Zeuge aus dem Mittelalter ist 1982 renoviert und statisch gesichert worden, wobei er allerdings seine liebgewordene Ruinenromantik eingebüßt hat.

Die Felder und Wiesen des Mittelgrundes entsprechen dem Gelände zwischen den einerseits von Naunheim, andererseits von Pillig kommenden Wegen, deren Verlauf sich seitdem nicht wesentlich geändert hat. Am Hang, der damals spärlich mit Bäumen und Hecken bewachsen war, liegt heute das Schul- und Neubauviertel. Im Talgrund, im „Pesch“, weiden unterhalb eines Wäldchens Kühe und Pferde.

Weiter vorne pflügen Bauern die Äcker. Daneben ein zweispänniger Leiterwagen. Als Zugtiere sind kräftige Pferde eingesetzt. Auf einem Feld davor ruht eine Dreiergruppe von der Kartoffelernte aus, wie an der Schubkarre, den gefüllten Kartoffelsäcken und der „Karscht“ (mehrzinkige Hacke) zu erkennen ist. Vesperrde Leute auch in der vorderen rechten Ecke des Bildes. Zwei Frauen tragen die Haube, ein Mädchen hat die Ohrensenmütze eingeflochten.

Ein besonderer familiengeschichtlicher Fund ist die vom Künstler im Vordergrund dargestellte Personengruppe. Ernst von Bresler sitzt, das Panorama im Blick, zeichnend auf der Erde. Er ist städtisch gekleidet und trägt den hohen Zylinderhut. Alle anderen männlichen Personen des Bildes haben hingegen die ortsübliche Mütze aus Wollstoff aufgesetzt.

Es folgt dann rechts ein wohlbeleibter Herr, der eine gerade Tonpfeife raucht. In der linken Hand hält er einen Becher, während die rechte in die Westentasche greift. Hier handelt es sich um den stadtbekanntesten Tuchmacher Johann Peter Boßier (1801—1870). Es ist noch einer der Nachkommen der Genossen aus der alten Münstermaifelder Wollenweberzunft, die die Tuche auf dem Webstuhl selbst herstellten, darunter den sagenhaften, für unverschleißbar gehaltenen Tirtei. Die Webstühle standen in den rückwärtigen Hofgebäuden hinter den Häusern Lenz/Pies in der Obertorstraße. Das alte Lenze-Haus war seit 1841 Eigentum des J. P. Boßier. Verkauft wurden die Tuche am Wochenmarkt in dem Eckhaus, in dem heute der „Elzer Hof“ vornehm etabliert ist.

Neben diesem Herrn steht, ihm zugewandt, ein zwergwüchsiger Mann mittleren Alters. Über die Schulter hat er einen gefüllten Sack geworfen. Die linke Hand ist heischend ausgestreckt. Dieser kleine Mann war eines der vielen Münstermaifelder Originale. Er hieß Joseph Oster (1826—1875), und er lebte vom Altstoffhandel. „Iltzigs Jusepche“ nannten ihn die Münsterer, und er soll so klein gewesen sein, daß er sein Bett in einem Kohlekasten richten konnte. Sehr alt ist dieser Knirps nicht geworden, und man erzählt, daß er sich vor seinem Tode noch einmal richtig an seiner Leibspeise, dem „Deppekoche“, sattgegessen habe.

Die dargestellte Szene hebt auf eine im damaligen Münstermaifeld sich täglich wiederholende Begebenheit ab. J. P. Boßier, der zu den Wohlhabenden gehörte und daher im Casino (im Keller des alten Propsteigebäudes) verkehrte, löschte nach dem Zechgelage am anderen Morgen an der Pumpe vor seinem Laden den Nachdurst. Hier, am zentralen Wochenmarktplatz, wurde der mit einem Becher Erscheinende von Joseph Oster erwartet. Dieser hatte auf seinem ersten Rundgang bereits die allerletzten Neuigkeiten gesammelt, um sie seinem Gönner zu erzählen. Die Zeremonie endete mit einem Trinkgeld.

Beobachtet wurde die Szene von einem noch rüstigen älteren Herrn, der eine Krumpfpfeife raucht, wie sie vom preußischen Militärdienst mitgebracht wurde. In der Linken trägt diese Person eine Akte und an der Brust einen Orden. Die Identität hat sich auch hier erschließen lassen. Wir haben es mit dem Gemeindediener Heinrich Windheuser (1794—1873) zu tun. In jungen Jahren hatte auch er das Tuchmacherhandwerk erlernt, und er war mit J. P. Boßier

gut befreundet. Windheuser gehörte zu den jungen Männern, die Anfang des Jahrhunderts als Linksrheinische Franzosen waren und so auch unter Napoleon zu dienen hatten. Von einem seiner Feldzüge mag er wohl den Orden mitgebracht haben, den er, wie man sieht, auch zu Preußens Zeiten noch trug. Heinrich Windheuser hat dann, nachdem am Rathaus der preußische Wappenadler angeschlagen worden war, auch in deren Armee gedient. Die Münsterer nannten ihn den „Hampitter“, weil er wie seine Vorfahren im Hamm, ganz hinten an der alten Stadtmauer, wohnte.

Die neuen Machtverhältnisse kennzeichnet der Lithograph dadurch, daß er am unteren Rand des Mittelbildes eine heraldische Königskrone auf das barocke Stadtwappen setzt. Kreuz und Petruschlüssel erinnern dabei an die vergangene kurfürstlich-trierische Herrschaft.

Aus den Kleinbildern, die das Hauptbild im Rechteck einrahmen, erfahren wir interessante Einzelheiten zum damaligen Stadtbild. Wir sehen, daß die Dreifaltigkeitskapelle 1859/63 bereits errichtet ist, daß von einem Stationsweg damals aber noch keine Spur war. Vor der Heiliggeistkapelle in der Untertorstraße (spätere Schule) war noch der Hospitalspütz in Betrieb, ein Pumpbrunnen, der erst 1929 aufgegeben wurde.

Für eine genauere Zeiteingrenzung können zwei kleine Abbildungen der unteren Reihe herangezogen werden. Es gibt eine Zeichnung sowohl von der Altarseite, als auch von der Orgelseite der Stiftskirche. Im Chor erscheint bereits der von Statz erbaute neugotische Steinaltar mit dem großen steinernen Kruzifix. Dieser neue Altar hat 1859 endgültig den riesengroßen barocken ersetzt. Was die alte Stumm-Orgel von 1722 betrifft, so ist der Prospekt im Jahre 1863 zwei Meter höher gesetzt worden. Die Uhr mit dem Schlagwerk und den von Matthias Gärtner geschnitzten Figuren „Christus“ und „Tod“ war, wie die Abbildung zeigt, damals noch weit oberhalb der Orgelspitze zu sehen, während sie heute von dieser weitgehend verdeckt sind. Somit kann abgeleitet werden, daß die Lithographie nach den Zuständen der Jahre 1859—1863 gezeichnet worden ist.

Von dem Breslerschen „Bilderbogen“ haben sich nur noch wenige Exemplare erhalten. Das Wissen um die Bedeutung des Dargestellten schwindet mit den Generationen dahin. Stein und Steg in diesem alten Städtchen haben ihre Geschichte. Sie sprechen vom Leben derer, die einmal waren, zu denen, die heute sind.

Anekdotchen aus Rüber

Leo Klöckner

Der Gesangverein und das liebe Geld im Jahre 1923

Aufgespießt aus der Vereinschronik des MGV „Cäcilia“ 1921 Rüber.

Auf dem Höhepunkt der Inflation muß jedes Mitglied als Mitgliedsbeitrag zwei Pfund Weizen je Monat abliefern. Der Mitgliedsbeitrag betrug zu diesem Zeitpunkt laut Beschluß der Mitgliederversammlung vom 15. April 1923 für inaktive Mitglieder 400,— Mark, für aktive Mitglieder 200,— Mark. Die „Strafe“ je Fehlstunde wird auf 50,— Mark festgesetzt. Die Mitgliederversammlung vom 28. Juli 1923 beschließt für

inaktive Mitglieder einen Beitrag von 10 000,— Mark (Zehntausend), für aktive Mitglieder 5 000,— Mark; die Fehlstunde wird mit einer „Strafe“ von 10 000,— Mark (Zehntausend) belegt.

Zur Besoldung des Dirigenten hat jedes Mitglied 30 Pfund Kartoffeln an den Vorstand abzuliefern.

Der Gesangverein war Milliardär. Trotzdem war dem Dirigenten eine Besoldung in Naturalien („Ackersegen“) lieber.

„Lieber zehn Jahre in Lonnig, als zehn Stunden in Rüber wohnen“... meinte 1828 Pfarrer Scherer

Die Nachbarschaft zwischen Lonnig und Rüber kann man heute als freundschaftlich bezeichnen. Persönliche, kirchliche und vereinsmäßige Bande sind eng geknüpft. Das war nicht immer so!

Unter französischer Herrschaft wurde Rüber im Jahre 1804 Pfarrei mit Lonnig als Filiale. 1807 wurde wieder Lonnig Pfarrsitz, womit Rüber nicht einverstanden war. Rüber verweigerte im Jahre 1828 die Herausgabe der Kirchenpapiere. Trier wurde eingeschaltet, um zu vermitteln; denn man wollte, wie schon im Mittelalter, mit Gappenach vereint sein. Doch Trier lehnte die Eingabe ab. Auch eine weitere Eingabe zur Änderung der bestehenden Pfarrverwaltung wurde von Trier im Jahre 1858 abgelehnt.

Dadurch war das Verhältnis zwischen Lonnig und Rüber auf lange Zeit getrübt. So getrübt, daß in dieser Zeit (1828) Pfarrer Scherer aus Lonnig, Rüber eine „Geißel“ nannte. „Ich will im Falle der Not lieber zehn Jahre in Lonnig, als zehn Stunden in Rüber wohnen!“



Dirigent um 1923

Episödscha aus Maye . . .



ET NEUESTE

Wenn de Feieromend röft
freut ma sech – janz ohn schineer,
off säin Stammkneip irjendwo
und für allen – e "köhl Beer"!

Vill vazellt würd un jesproocht
batt jeschafft wur heut am Daach,
bär jestorwe – un passert es
hei em Städtche – un jelaacht.

Su soohs ma och aas längst zesamme
wor am Rede hin on her,
moßt de Bauch sech manchmol hale
denn der Theo schwaad och jär.

Vazelle doht en, batt jeläse
er en säiner Bildzeidung,
zwöschendurch er joof zom Beste
batt erläft em Kreech de Jung.

De Horst, der kom jet später an
hat alles dovon net jehürt,
obschun su en blasse Maurer jo
et neueste en da Häuser spürt.

De Theo soht:
Häi, de Zeidung kannste hann –
säin Ehrlechkaat ma dodrann sooch –
heute Moreje han ech et jeläse,
be ech kom erenn – ech jelauf,
su söht en, et stah eweil noch drenn!



DER NEU HOT

Wenn ma wahs, be hönglech doch,
jo fröher hei ohs Städche wor,
kümmt ma ent sinnere dann –
grooßt aus, batt passert für em hubbe Joahr!

Su wor emol en da dreisijer Joohre
de Mode met denne große Höt,
brade Ränner mohsten se hann
un de Kremp, su groß be et Maul vom Greed.

Jeder, der jet off sech doht hale
su en Hot nau och wollt hann,
och de Jupp – heut er noch daht laare
jonet henne stohn wollt drann.

Stolz lenkt seine Schrett er en de Stadt
de jo vill von denne Jeschäfte hat jehat.
Bäi Weingarz an der Clemenserch er hält –
em Fister es aane, der em good jefällt.

Grau meleert, met alles braad
er do bäi demm em Fister stah.
Flott kuckt en no, ob et Jeld och langt
dann jong et erenn, et wur net jebangt.

Bedeent wur er von em junge Mädche
no jo – et wor jet klaan, dat Läädche.
Su – der "grau meleert" wöllen se hann?
Da jöh da vodd, söht de Jupp,
doh ma en ahs an!

Dat Mädche hölt den Hot,
stölpt en off de Kopp met gravure,
doch der Hot rötscht em dorch bes off de Uhre.
Er kuckt en de Spejel un schreit janz paff:
Dodrenn sen ech jo aus be en richtije Aff!

Datt Mädche – unschineert donäwa stah –
an da Dür – un söht:
"Do kann der Hot doch neust dofür"!

Glossiert von Hans Günther Schäfer, Mayen

Der Mayener Marktbrunnen

Ein erhaltenes Beispiel
klassizistischer Brunnenarchitektur

Hans Schüller



Baumeister Johann Michael Alken

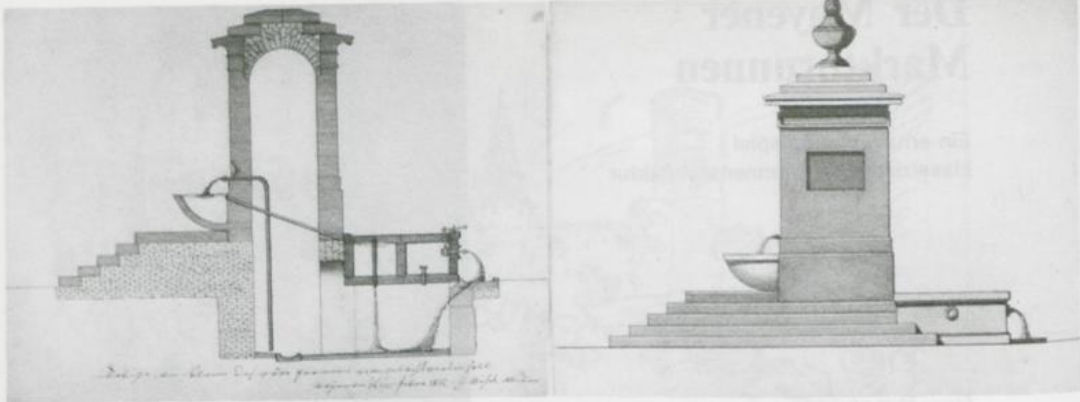
Der Marktbrunnen gehört zu den wenigen erhaltenen Beispielen klassizistischer Architektur in Mayen. Seine Gestaltung geht auf einen Entwurf des Baumeisters Johann Michael Alken zurück. (Abb.)

Alken, Bruder des bekannten Mayener Bildhauers Heinrich Alken, wurde am 10. Oktober 1760 in Mayen geboren. Dort erlernte er bei dem Meister Görg Schneider das Schreinerhandwerk. 1779 wurde er vor versammelter Zunft freigesprochen. Seine Wanderjahre als Geselle führten ihn 1781 bis 1783 nach Mainz, wo er sich vor allem im künstlerischen und zeichnerischen Bereich weiterbildete. Ab 1785 finden wir Alken als selbständigen Schreiner wieder in Mayen. Die ersten Aufträge zeigen ihn nicht nur als ausführenden Handwerker, sondern auch als Entwurfsverfasser von Möbeln und anderen Ausstattungsstücken für kirchliche und private Auftraggeber. Alken entwickelte sich in der Folgezeit mehr und mehr vom reinen Handwerker zum Planer. Seine ersten Entwürfe kleinerer Wohnbauten stammen aus den 90er Jahren. Nach 1800 war Alken auch in Baufragen gutachterlich tätig. Der endgültige Durchbruch als Baumeister gelang ihm während der französischen Besatzungszeit. Von seiner Schaffenskraft und Kreativität zeugen über 300 erhaltene Zeichnungen, die heute die Sammlung des Geschichts- und Altertumsvereins bewahrt. Unter diesen Zeichnungen sind Entwürfe für Kirchen, Pfarrhäuser, Bürgerhäuser, Mühlen, Brun-

nen und Brücken zu finden. Die frühen Arbeiten Alkens, speziell die vielen Möbel- und Einrichtungsentwürfe, sind geprägt vom Rokoko. Über den klassizistisch geprägten Spätbarock fand Alken, wohl unter dem französischen Einfluß der Besatzungszeit, zu dem sich auch in unseren Breiten durchsetzenden Klassizismus. Alken brachte es zu einigem Wohlstand. In Mayen besaß er mehrere Häuser; darunter ein Wohnhaus am Marktplatz — Ecke Hahnengasse/Rathausgasse — in dem er bis zu seinem Tod am 25. Februar 1827 lebte.

Unter den erwähnten Zeichnungen befindet sich auf drei Blättern der Urentwurf des Mayener Marktbrunnens. Ein Blatt zeigt den Grundriß und die Frontansicht mit dem oberen Brunnenbecken; ein weiteres Blatt bringt die Nord- sowie die Rückansicht mit der Viehtränke. Auf dem dritten ist die Südansicht und ein Schnitt durch die Brunnenanlage zu sehen. Das dritte Blatt ist bezeichnet: „Mayen am 14ten Feber 1812 — J. Michel Alcken.“ (Abb.)

Die ursprüngliche Brunnenanlage setzte sich aus einem abgetreppten Unterbau mit Plattform und dem aufstehenden Brunnenaufbau zusammen. An drei Seiten führte eine Treppenanlage zum oberen Becken. Die vierte Seite wurde von der Viehtränke eingenommen. An



Markttagen konnte durch die Treppenanlage das Vieh vom Brauchwasserbecken ferngehalten werden, während die tiefer gelegene Tränke für das Vieh erreichbar blieb. Zum Alken'schen Entwurf gehörte auch eine Bodenrinne am Fußpunkt der Viehtränke.

Der Brunnenaufbau wurde in mächtigen Basaltlavaquadern ausgeführt, betont durch einen Sockelbereich und am Kopfende durch ein umlaufendes Gesims. An den Sockelbereich fügte sich das in Halbschalenform gehaltene obere Brunnenbecken an. Den Abschluß des Brunnenaufbaues bildete eine treppenartige Kragplatte, gekrönt von einer Empire-Vase mit Pinienzapfen.

Der Brunnenentwurf zeigt, daß Michael Alken auch mit den Gesetzen der Klassischen Proportionslehre vertraut war. Die Proportionen und Abmaße der einzelnen Brunnenbauteile lassen sich auf ein „rationales Quadrat-Teilungsschema“ zurückführen. Alken entwickelte die Brunnenanlage über die Südostansicht, der vermeintlichen Hauptansicht. Die ausgeführte Anlage baute er auf einem Quadrat von 18 Schuh Seitenlänge auf. Durch Einschreibung der Diagonalen und des sogen. Knauth'schen (gleichschenkeligen) Dreiecks in das Quadrat wurde die Höhen- und Breitenentwicklung des Brunnenaufbaues in den Schnittpunkten bestimmt. Das Becken und der Sockel des Brunnenaufbaues wurden ebenfalls aus den Schnittpunkten des Dreiteilungssystems ermittelt. Die Kontur des oberen Beckens bestimmte ein in den Brunnenaufbau eingeschriebener Kreis; den Kreisabschnitt der Viertelschnittpunkt der Halbdiagonalen. (Abb.)

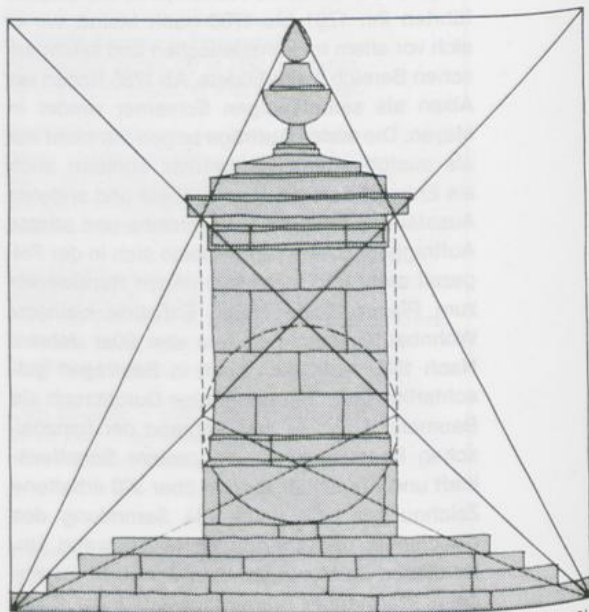
Nach dem gleichen Prinzip ist der Grundriß des Entwurfs, hier jedoch über ein Rechteck als Grundform, entwickelt worden. Abweichend

Brunnenentwurf von 1812

vom Entwurf wurde das untere Becken in einem verkleinerten Umfang ausgeführt. In den Seitenansichten wurde dadurch die wohl proportionierte Fassung des Entwurfes etwas beinträchtigt.

Der Standort des Brunnens auf dem Marktplatz beweist, daß Alken auch städtebaulich-räumlichen Problemen gewachsen war. Alken vermied es, einen Idealstandort bezogen auf die

Proportionsverhältnisse der alten Brunnenanlage





Der Marktbrunnen um die Jahrhundertwende

gesamte Platzanlage zu suchen. Er begriff den Marktplatz als die Summe verschiedener Teilräume bzw. als Ergebnis von Rathausvorplatz, unterem und oberem Marktplatz. Folgerichtig setzte er den Brunnen in den Schnittpunkt der Mittellinien des unteren Marktplatzes und betonte dadurch dessen Teilräumlichkeit. Die Ausrichtung der beiden Brunnenbecken zur Lang- anstatt zur Breitseite wird wohl von funktionellen Gesichtspunkten, resultierend aus dem Marktverkehr, bestimmt worden sein; denn bis zur Neuregelung der Märkte im Jahre 1848 fanden auf dem Marktplatz auch die jährlichen Viehmärkte statt.

Zur gesamten Anlage gehörten wohl von Anfang an die den Brunnen an den Eckpunkten begleitenden Bäume. Die Wirkung der Bäume beruhte zunächst darauf, daß sie in der Kontrastbildung von Brunnen und Baum, von Architektur und Natur, in einer spannungsvollen Einheit zusammenfinden. Die Bäume erhielten im Nebeneinander zur monumentalen Brunnenanlage die Funktion eines Maßstabes, der es dem Betrachter möglich machte, den Umfang des Brunnens bereits aus der Ferne zu ermessen. Aber neben dem die Architektur ergänzen-

den Wirkungsfeld übernahmen die Bäume an den Eckpunkten der Brunnenanlage raumtrennende Funktion. Durch die Bäume wurde der Brunnenbereich vom übrigen Platz ausgegliedert und führte dort ein Eigenleben als mittlere Ruhezone gegenüber einer umliegenden Verkehrszone. Der Brunnenbereich erfuhr erst durch die begleitenden Bäume eine Steigerung als Mittelpunkt des Platzes. Unsere Vorfahren unternahmen jedoch wenig, was im Endeffekt nur schön, aber sonst nicht auch wirksam und brauchbar gewesen wäre. Über alle gestalterischen Gesichtspunkte hinaus darf daher die Wirkung der Bäume als Schattenspendler im Brunnenbereich nicht vergessen werden.

Den Entwurf des Marktbrunnens hatte Alken im Februar 1812 fertiggestellt. Mit dem Bau des Brunnens wird wohl noch im gleichen Jahr begonnen worden sein. Zur Versorgung des Brunnens mit Wasser mußte eigens eine 1600 Schuh lange Leitung vom Brandweiher vor dem Obertor bis zum Marktplatz verlegt werden. Eine 1983 anlässlich der Erdarbeiten auf dem oberen Marktplatz gefundene Tonröhre wird vermutlich ein Teilstück der Wasserleitung gewesen sein. Mit der Verlegung der Leitung waren Alkens Söhne Nikolaus und Heinrich betraut.

Im Brunnen wurde die Wasserleitung zum oberen Becken geführt. Dort trat das Wasser durch das Maul des Löwenkopfes aus. Nach dem Ent-



wurf führte vom Überlauf des oberen Brunnenbeckens eine Leitung zur tiefer gelegenen Viehtränke. Über zwei einfache Ausläufe ergoß sich das Wasser in das Becken. Von den Beckenüberläufen gelangte das Wasser in eine unter dem Brunnen offene Rinne, die wiederum an einen Kanal angeschlossen war. Teilstücke des gemauerten Kanals wurden ebenfalls bei den Erdarbeiten 1983 angeschnitten. Dieser Kanal führte in Süd-Nord-Richtung über den Marktplatz zur Rathausgasse, bog hier ab und verlief hinter dem Rathaus an dessen Langseite zur Marktstraße.

Die Aufsicht über die gesamte Baumaßnahme führte unser Baumeister selbst. 1813 waren Leitung und Brunnen fertiggestellt.

In einem von Alkens jüngsten Sohn Heinrich verfaßten Brief berichtet dieser am 9. August 1813 seinem in Spanien unter Napoleon dienenden Bruder Kaspar über den fertiggestellten Brunnen: „Dan haben wir dieses Jahr einen neuen Bronn auf dem Markt gebaut. Mein Vater hat die ganze aufsigt darüber gehabt, und ich und mein Bruder Nikolaus haben das Wasser mit steinen gebackener Rohr geleit van dem oberportner pützgen an bis auf den Markt, es waren 1600 schu lang und ist recht gut geraten, und es laufen 3 zeuben wie ein donnerwetter, daß die ganze stadt freit daran hat.“

Die neugestaltete Brunnenanlage

Seither erfüllte der Marktbrunnen als Mittelpunkt des Marktplatzes während des Alltags wie auch an Markttagen vielfältige Funktionen. Nach einer Überlieferung fanden am Marktbrunnen auch Zwangsversteigerungen statt. Daher rührt der Ausspruch gegenüber allzu leichtlebigen Bürgern: „Dau kümmtst noch an de Maatbur!“

Der Marktbrunnen gehört zu den wenigen Baudenkmalern in Mayen, die der Zerstörung des 2. Weltkrieges entgangen sind. 1951 wurden die vorhandenen Schäden notdürftig beseitigt und der Brunnen wieder in Betrieb genommen. Das Verständnis für den Brunnen war jedoch gering. Dem Bau einer unterirdischen Toilettenanlage fielen zwei der zur Brunnenanlage gehörigen Bäume zum Opfer. Ende der 50er Jahre entstand eine in der Presse ausgetragene Diskussion über die Erhaltung des Marktbrunnens. Stimmen wurden laut, die einen neuen Brunnen auf dem Marktplatz forderten. Das „Für“ und „Wider“ zur Erhaltung des Mayener Marktbrunnens war noch während der Planungsphase zur Neugestaltung des Marktplatzes zu spüren. Der Forderung nach einem Brun-

nen mit größeren Wasserflächen und Wasserspiel versuchte das mit der Planung beauftragte Büro, die Infra-Umweltplanung in Mainz, durch eine Neugestaltung des alten Brunnens und unter Beibehaltung seiner wesentlichen Architekturteile gerecht zu werden.

Die bisherige Treppenanlage wurde durch eine abgetrepte Beckenanlage ersetzt. Dadurch blieb die breite, gelagerte Wirkung der alten Brunnenanlage erhalten. Aus den wiederverwendeten Becken fließt das Wasser in die tiefer gelegenen neuen Becken. Der Wasserüberlauf der einzelnen Becken ist in der Hauptansicht, die Halbkreiskontur des erhaltenen oberen Beckens aufnehmend, als Kaskade ausgebildet. Das Wasser wird in einer Bodenrinne aufgefangen und dem Kreislauf des Brunnens wieder zugeführt. Sechs Wassersprudler beleben die Wasserflächen der unteren Becken. Die Eckpunkte der Brunnenanlage werden durch Poller betont.

Der neugestaltete Brunnen fand auf dem Marktplatz an alter Stelle wieder seinen Standort, ergänzt um die vier dazu gehörigen Bäume. Im Gegensatz zur ursprünglichen Anlage wurde der neue Brunnen um 90 Grad gedreht und mit seinen Hauptansichten in das Spannungsfeld zwischen Burg und Rathaus gestellt.

Mit dem Neubau des Brunnens wurde 1983 begonnen. Die letzten Arbeiten konnten im Frühjahr 1984 abgeschlossen werden. Die Baukosten beliefen sich, einschließlich der aufwendigen Brunnentechnik, auf ca. 300 000,— DM.

Literaturverzeichnis

Born, Dr. F.: Der Bildhauer Heinrich Alken und der Baumeister Michael Alken — Zwei Eifler Meister aus der Zeit um 1800; Mayen 1925; Maschinenschrift

ders.: Die Kirche in St. Johann bei Mayen und ihre innere Ausschmückung durch Mayener Meister; In: Zeitschr. d. Rh. Ver. f. Denkmalpflege und Heimatschutz, Jg. 15, 1922, S. 89 ff.

Hörter-sen, F.: Baugeschichte des Mayener Marktbrunnens („Er läuft wie ein Donnerwetter“); In: Nationalblatt, 29. 10. 1938; desgl. in überarbeiteter Fassung: Rhein-Zeitung, 20. 7. 1959

ders.: Michael Alken, ein Mayener Baumeister; In: Nationalblatt, 5. 11. 1938; desgl. in überarbeiteter Fassung: Rhein-Zeitung, 30. 9. 1959

Weyres, W./ Mann, A.: Handbuch der rh. Baukunst des 19. Jh. (1800—1880); Köln 1968; S. 29

Mayen in den Kriegsjahren 1944/45

Dr. Heinz Schaefgen

In dem Heimatjahrbuch 1984 habe ich von der Stadt Mayen zu Beginn des II. Weltkrieges, den Kriegsjahren 1939/40, berichtet. Rund 40 Jahre nach Kriegsende geht es darum, noch einige Bruchstücke von der Endphase des Krieges, den Jahren 1944/45, festzuhalten. Die Ereignisse in Mayen sollen auch diesmal im Zusammenhang mit dem Gesamtkriegsgeschehen aufgezeigt werden. Für die Menschen in Mayen waren zweifellos die Zerstörung der Stadt und der Tod von über 400 Menschen durch den Luftkrieg das prägendste Erlebnis.

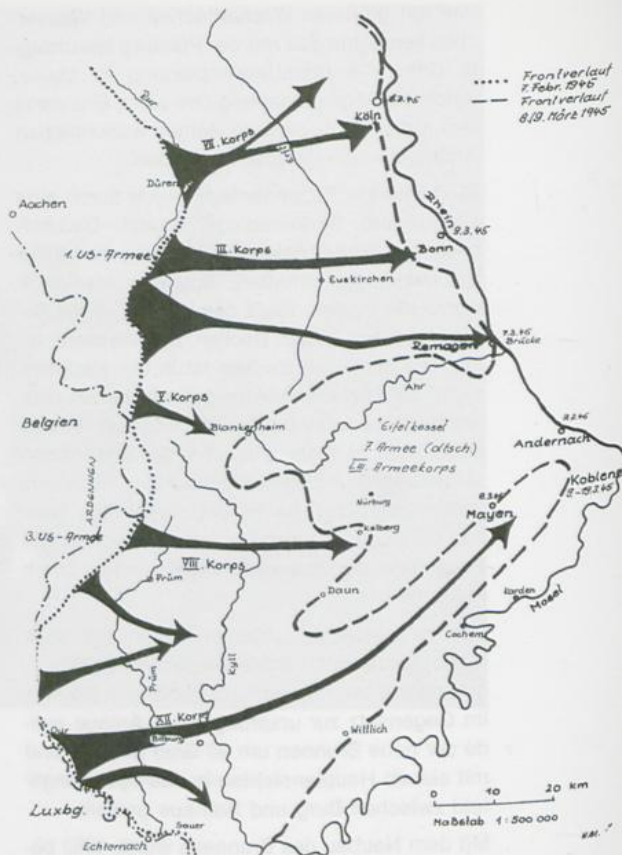
Ardennen-Offensive

Die weder strategisch noch kriegswirtschaftlich bedeutsame Kreisstadt Mayen ist erst Ende 1944 im Zuge der Ardennen-Offensive in das unmittelbare Kriegsgeschehen einbezogen worden. Es handelte sich um den letzten größeren deutschen Gegenangriff an der Westfront. Etwa 30 Divisionen (250.000 Soldaten) traten in der Nacht vom 15. und 16. Dezember 1944 an einem Frontabschnitt zwischen Monschau und dem luxemburgischen Echternach zum Angriff an. Das Angriffsziel hieß Antwerpen. Gegen Ende des Jahres 1944 war jedoch offenkundig, daß bei der militärischen Übermacht unserer Gegner auch eine begrenzte Operation keinen Erfolg haben konnte. Der Angriff ist nach erbiterten Kämpfen und einigen Überraschungserfolgen zusammengebrochen. Er scheiterte besonders an der eindeutigen Luftüberlegenheit der Alliierten. Nicht nur die Fronttruppen waren pausenlos Luftangriffen ausgesetzt, auch das Hinterland, alle Verbindungs- und Nachschubwege wurden von der Luftwaffe des Feindes kontrolliert. Der akute Treibstoffmangel der deutschen Verbände setzte dem Kampfgeschehen zusätzliche Grenzen.

Zu dem Hinterland gehörte auch Mayen. Einer der wichtigsten Nachschubwege war die Eisenbahnlinie Andernach (Koblenz)/Gerolstein. Sie führt in Mayen über eine Brücke (Viadukt), die die Hänge des Nettetales miteinander verbindet. Was lag näher, als den Aufmarsch der Angriffsverbände durch die Zerstörung der Eisenbahnbrücke zu verzögern. Der Viadukt hat jedoch vor und während der Ardennen-Offensive alle Attacken überstanden. Er ist erst wenige Tage vor dem Einmarsch der Amerikaner nach insgesamt zwölf Angriffen (28.02.1945) zerstört worden. Paul Geiermann hat die Luftangriffe auf Mayen und die Zerstörung der Stadt um die Jahreswende 1944/45 anschaulich geschildert.¹⁾ Seine Begegnung mit dem SS-Obergruppenführer Sepp Dietrich, der am 2. Weihnachtstag 1944 auf dem Wege zum Führerhauptquartier (Bad Homburg) den Urlaubsrückkehrer Geiermann unweit von Mayen in seinem Mercedes aufnahm, um ihn ein Stück des Weges mitzunehmen, veranschaulicht fast symbolisch das Ende der Ardennen-Offensive. Sepp Dietrich, einst Kommandeur der Leibstandarte Adolf Hitler, war seit November 1944 Oberbefehlshaber der 6. SS-Panzerarmee, die aus zwei von der Ostfront abgezogenen Panzerkorps zusammengestellt worden war. Ihnen war der entscheidende Anteil an der Offensive zugeordnet worden. Am Weihnachtsfeiertage hatte sich die 6. Panzerarmee erschöpft in die Defensive begeben. Ihr Oberbefehlshaber fuhr zu seinem Führer, am 2. Weihnachtstag durch Mayen, um ihm das Scheitern der Offensive zu melden.

Langer Weg zum bitteren Ende

Das Jahr 1944 hatte wohl für die Mehrzahl der Deutschen mit der Überzeugung begonnen, daß der Krieg verloren war. Hitler sprach zum Jahresbeginn von der sich nähernden Krise. Die Wende war aber nach Ansicht der Historiker bereits viel früher, Ende 1941 vor Moskau, eingetreten. Schon damals zeigte sich, daß Hitler mit dem Plan einer schnellen Niederwerfung der Sowjetunion gescheitert war. Die Rote Armee war ungeschlagen, England nicht besiegt. Diese Erkenntnis hat die Lage des deutschen Reiches weltweit verändert. Hitler setzte seinen Krieg nach dem Motto fort: „Alles oder nichts.“ Gegen die USA, deren Kriegseintritt nun absehbar war, und denen er am 11. Dezember 1941 den Krieg erklärte; auf Leben und Tod gegen die Sowjetunion, gegen das Judentum und gegen seine vielen völkischen und rassischen Gegner. Trotz allem blieb unser Heimat-



gebiet vorerst noch von dem eigentlichen Kriegsgeschehen verschont. Die Schlachten wurden außerhalb der Reichsgrenzen geschlagen. Im Herbst 1942 standen deutsche Soldaten in Finnland, Norwegen und Dänemark, ebenso waren Frankreich und die Beneluxstaaten besetzt. Polen und die Tschechoslowakei waren aufgelöst, der Balkan stand unter deutscher Kontrolle. Wir kämpften in Nordafrika und in der Sowjetunion. Das Kriegsjahr 1943 stand aber bereits im Zeichen militärischer Niederlagen und „geordneter“ Rückzüge. Für 1944 wurde mit einer Invasion der Alliierten in der Normandie gerechnet, nachdem diese bereits 1943 in Italien fest Fuß gefaßt hatten.

Tiefflieger über der Stadt

Mit dem Frühjahr 1944 begann eine neue Phase des Luftkrieges. Neben den Bomberverbänden, die nach wie vor die Ballungszentren mit „Teppichen“ belegten, traten Jagdverbände auf, die im Tiefflug mit Bordwaffen Einzelziele bekämpften. Das konnten Kraftfahrzeuge, Fußgänger oder Bauern auf den Feldern sein. Am

Karsamstag drehte ein Verband von etwa 20 „Mustangs“ mehrere Schleifen über dem Mayer Stadtgebiet. Trotz Fliegeralarms glaubten die Menschen, es könne sich nur um deutsche Flugzeuge handeln, da man den in England stationierten alliierten Jagdflugzeugen einen solchen Aktionsradius nicht zutraute. Erst als einige Maschinen zum Tiefflug auf den Ostbahnhof ansetzten und den dort zur Abfahrt nach Andernach bereitstehenden Personenzug beschossen (drei Tote), spürten die erschreckten Bürger, daß nunmehr auch konkrete Einzelziele direkte Angriffsobjekte geworden waren.²⁾ Im Juli hatten die Alliierten das linksrheinische Gebiet zum Operationsraum für ihre taktische Luftflotte bestimmt. In der Folgezeit beherrsch-

Ein wichtiges Ziel im Raum Mayen: Der Viadukt über die Netze. Wie die Bombenrichter zeigen, wurde er mit Bomben schwereren Kalibers belegt. Die Zerstörung des Viaduktes gelang den USAAF nach insgesamt 12 Angriffen erst am 28. Februar 1945



ten die Tiefflieger zunehmend und fast ungestört den Luftraum am Mittelrhein und in der Eifel. Die Jabos schossen auf alles was nach Nachschub aussah, man kann sagen, auf alles, was sich bewegte. Zunächst hatte es aber noch den Anschein, als könne der Verkehr, wenn auch mit beängstigend ansteigender Unsicherheit, wie bisher weiter gehen. Bei den Personenzügen blieb der erste Wagen hinter der Lokomotive unbesetzt. Da der Andrang nach wie vor groß war, wurden Reisen über 100 km genehmigungspflichtig. Spruchbänder stellten die Frage: „Hilft Deine Reise siegen?“. Aber noch gab es Ausflugsverkehr. An den Pfingsttagen wurde bei Remagen ein Personendampfer angegriffen. Angriffe auf Schiffe wiederholten sich mehrmals, bis die Personenschifffahrt im September (!) endgültig eingestellt wurde. Von diesem Zeitpunkt an verlagerte sich auch der Verkehr auf Straße und Schiene im wesentlichen in die Nachtzeit.³⁾

Invasion in der Normandie

Am 6. Juni begann die Invasion in der Normandie. Die nationalsozialistische Propaganda hatte mit viel Geschick (Atlantikwall, Wunderwaffen) die Vernichtung der Invasionsstreitkräfte und die Wende des Kriegsgeschehens angekündigt. Die Übermacht der Alliierten (rund 6.000 Schiffe und 10.000 Flugzeuge) war jedoch zu groß. Nach harten Kämpfen und hohen Verlusten auf beiden Seiten gelang den Alliierten der Durchbruch (31. Juli) auf dem Festland. Ende August näherten sie sich der Reichsgrenze. Am 25. August wurde Paris befreit. Am 13. September beschoß feindliche Artillerie bereits Trier.

Der Zerfall des Reiches war nicht mehr aufzuhalten. Bereits Ende Juli hatte die Rote Armee die Weichsel erreicht. Am 20. Juli löste ein fehlgeschlagenes Attentat auf Hitler eine Welle des Terrors gegen innenpolitische Gegner aus. Der Kreispropagandaleiter — ein politischer Funktionär der Parteihierarchie auf Kreisebene — berichtete an die Gauleitung (Moselland) in Koblenz von der großen Empörung der Bevölkerung und gutbesuchten Treuekundgebungen „Die Errettung des Führers wird allgemein als ein Werk der Vorsehung angesehen“. Zu den Aktivitäten der Kirche wird vermerkt, daß sie versucht, sich um ihre Schäflein zu kümmern und ihr die Notzeit zu Gute komme. „Kein Läuten zur Errettung des Führers, keine Dankgottesdienste“.⁴⁾

Stimmungsbilder

Angesichts der näher rückenden Front fürchteten die Menschen in der Eifel, daß sie noch in der Schlußphase des verlorenen Krieges Leben und Gut verlieren könnten. Es herrschte tiefe Niedergeschlagenheit. Der Kreispropagandaleiter berichtete in seinem wöchentlichen Stimmungsbericht unter dem 4. August an die Gauleitung, daß man mehr über die Lage im Osten als über die Situation im Westen beunruhigt sei. Beunruhigend seien die Nachrichten über Verluste durch Terroristen; „allein in Mayen vier Fälle.“ Gemeint waren Überfälle französischer Widerstandskämpfer auf deutsche Einheiten; betroffen waren Soldaten aus Mayen. Dem Bericht vom 19. August zu Folge, war das Vertrauen in den entscheidenden Einsatz der neuartigen Waffe bei „einem größeren Teil der Bevölkerung“ noch vorhanden. Eine Woche später schrieb der Propagandachef von der härtesten Zeit „unseres Lebenskampfes.“ „Es bröckelt bei all denen, die für diese härteste Auseinandersetzung zu schwach und zu feige sind.“ Im übrigen plädierte er für die Vorbereitung „zur letzten Einsatzbereitschaft“ und zur Härte, da „nun der Kampf um Leben oder Untergang in der krassesten Form einsetzt.“ Die Wirklichkeit sah ganz anders aus. Das Vertrauen in die deutsche Führung war dahin. Es ging nur noch ums Überleben.

Ärgernisse — Etappengeist

Am 19. August — am 25. fiel Paris — trafen Quartiermacher der Luftflotte 3 (Frankreich) mit dem Auftrag in Mayen ein, das in Paris gelegene Luftflottenkommando nach Mayen zu verlegen. Der Rest des Oberkommandos von General Sperrle folgte auf dem Fuße. Offenbar hat es aber mit der Beschlagnahme der notwendigen Unterkünfte nicht so recht geklappt. Die Fahrzeuge wurden auf den Schulhöfen in der Bach- und Ringstraße, vor allem aber im Schatten der Bäume in der Bürresheimer Straße untergestellt. Auch wird die Anzahl der Soldaten unterschiedlich angegeben. Der Kreispropagandaleiter berichtet von 3.000 Soldaten; die Mayener Kriegschronik spricht von vielen Offizieren und wenig Soldaten. Den Offizieren war der lange Krieg nicht anzusehen. Es war erkennbar, daß sie in Frankreich ein gutes Leben geführt hatten. In ihrer Begleitung befanden sich eine Anzahl von Luftwaffenhelferinnen, die ersichtlich auch persönliche „Betreuungsfunktionen“ übernommen hatten. Natürlich hat sich die Bevölkerung über die Etappenhengste

geärgert, zumal ja von der deutschen Luftwaffe am Himmel kaum etwas zu sehen war. Der Propagandaleiter hat sogar die schlechte Stimmung der Bevölkerung auf die Anwesenheit dieser Truppe und „die von ihr verbreiteten Märchen“ zurückgeführt. Im übrigen weiß er von Trinkgelagen und aufreizendem Verhalten der „Mädels“ zu berichten. Einige sollen sogar an einer verkehrsreichen Straße nachmittags „fein aufgetakelt und geschminkt an einem fein gedeckten Tisch zum Aufreiz der Leute Tee getrunken haben. Das Volk fragt sich, „ist das totaler Krieg?“ Obschon der Kreisleiter beim Standortältesten um Abhilfe gebeten hatte, blieb das Kommando noch bis zum 23. September in Mayen. Offenbar ist ihnen aber dann die Luft in Mayen zu gefährlich geworden. Im Laufe des Septembers hatte es eine Reihe von Bordwaffenbeschüssen gegeben.

Schanzeinsatz am Westwall

Am 24. August gab Hitler den Befehl zum „Ausbau der deutschen Weststellung“. Die erneute Befestigung des alten Westwalls aus dem Jahre 1939 erwies sich als problematisch; im wesentlichen ging es darum, Panzergräben und Feldstellungen zu errichten. Die Organisation oblag der Partei. Der Gauleiter fungierte als Reichsverteidigungskommissar mit Weisungsrecht auf staatliche Einrichtungen. In dem damaligen Kreis Mayen wurden ca. 4.000 Männer zwischen 15 und 65 Jahren notdienstverpflichtet. Sie hatten Kleidung, Schlafdecke, Verpflegung für zwei Tage und Schanzzeug mitzubringen.⁵⁾

Am 31. August — die Alliierten hatten Verdun besetzt — wurden die ersten Mayener Hitler-Jungen in Marsch gesetzt. Ihre Reise ging über Koblenz nach Trier. Sie waren indessen nach wenigen Tagen zurück, da der eingeplante Einsatzraum in Luxemburg bereits vom Feinde bedroht war. Es herrschte Chaos und Rückzug.

Am Abend des 3. Septembers setzte sich vom Ostbahnhof aus ein Treck von etwa 500 Menschen in Richtung Westen in Bewegung.⁶⁾ Zur Ortsgruppe Mayen gehörte auch die Hitler-Jugend der Jahrgänge 1928/29, darunter der damals 16jährige Verfasser. Ferner waren ca. 180 polnische Zivilarbeiter — sogenannte verschleppte Personen — dabei. Als der Zug in die dunkle Nacht stampfte, wußte niemand so recht, wie das unheimliche Unternehmen enden würde. In der Luft hörte man das Dröhnen alliierter Flugzeuge. Der Zug blieb mehrmals stehen, erst gegen Morgen erreichte er Trier.

Ein bekannter Mayener Kaufmann erklärte, ihm reiche es nun, er werde sofort zurückfahren. Niemand hinderte ihn daran. Die Reise ging weiter, vorbei an bombardierten Militärtransportzügen durch das Moseltal bis Perl. Von dort waren es etwa zehn Fußkilometer bis zum Einsatzort Borg.

Die Ortschaft Borg war von der Zivilbevölkerung geräumt (sogenannte Rote Zone). Nicht alle waren jedoch der Aufforderung nachgekommen. Man war noch dabei, das Vieh zusammenzutreiben. Überall herrschte ein hektisches Durcheinander. Die Hitler-Jugend wurde in der Schule untergebracht. Etwa zwei Kilometer vom Ort lag die Baustelle; d.h., mitten auf einem Feld war ein mehrere Meter tiefer Panzergraben auszuheben. Die Arbeit war schwer, da es außer Schaufel und Spitzhacke keinerlei Gerät gab. Dennoch hat sich niemand zu Tode gearbeitet. Der tägliche Eintopf war, da genügend Vieh umherlief, mit reichlich Fleisch angereichert. Nach offiziellen Angaben waren bereits am 7. September 135.000 Menschen am Westwall. Das Nationalblatt lobte: „Unter ihren Händen wuchsen die Panzergräben von Stunde zu Stunde.“⁷⁾ Mehr jedoch wuchs die Gefahr einer Überrollung durch den anrückenden Feind, dessen Tiefflieger die Stellungen der Schanzer zwar oft überflogen, sie jedoch nur selten angriffen. Offenbar vermutete man in der Masse fremde Zwangsarbeiter.

Die Zeit in Borg dauerte nur wenige Tage. Am 10. September fiel die Stadt Luxemburg. An der Obermosel herrschte ein heilloses Durcheinander. Aus der Ferne hörte man Geschützdonner. So verließen die Schanzer ihren halbfertigen Panzergraben und setzten sich zu Fuß in Richtung Saarburg ab. Von einem Einsatz anderenorts war die Rede. Aber niemand wußte wo. Immerhin fuhr von Saarburg ein Zug nach Trier. Und wieder flogen feindliche Jabos über uns hinweg. Von Trier sollte es am Spätnachmittag weiter in Richtung Gerolstein gehen. Der Zug war überfüllt. Kurz vor der Abfahrt näherten sich zwei Jabos. Sie wurden von einem Flakzug, der in der Nähe des Bahnhofes stationiert war, unter Feuer genommen und drehten ab. Die Schießerei hatte Panik ausgelöst; Menschen sprangen unter die Waggonen, um in Deckung zu gehen. Aber der Zug fuhr schließlich in Richtung Gerolstein, durch die Nacht, vorbei an einem brennenden Güterzug, vorbei an brennenden Häusern. In Gerolstein kümmerte sich niemand mehr um die Mayener Hitler-Jugend. So stiegen wir dann am näch-

sten Morgen — 12. September — in Richtung Mayen um. Die erste amerikanische Armee stand zu diesem Zeitpunkt im Bereich des Kreises Bitburg-Prüm an der Reichsgrenze. Zu Hause sprach der Bannführer der Hitler-Jugend davon, daß wir wohl den Krieg in Mayen führen wollten.

Aber die Hitler-Jungen wurden alsbald wieder in Marsch gesetzt. Die Amerikaner, die in der Schneifel und an anderen Stellen des ehemaligen Kreises Bitburg-Prüm bereits die Reichsgrenze überschritten hatten, befürchteten harten Widerstand und hoben den bereits vorliegenden Befehl zum Durchmarsch in Richtung Rhein wieder auf. Dabei haben auch Nachschubprobleme eine entscheidende Rolle gespielt. Dies war sicher ein taktischer Fehler. Er führte zur Stabilisierung der gesamten Eifelfront. Der Wehrmachtsbericht vom 23. September teilte mit, daß der feindliche Brückenkopf über die Sauer, nordwestlich Echternach, bereinigt werden konnte.

Nicht weit von diesem Brückenkopf, in Welschbillig, einer zwischen der unteren Kyll und Sauer gelegenen Ortschaft, war die Hitler-Jugend von mehreren Kreisen eingesetzt. Dorthin wurden auch die von der Obermosel zurückgekehrten Mayener verschickt. In diesem Raum standen Tausende deutscher Zivilisten, hauptsächlich aus dem Raume Koblenz/Mayen.⁸⁾ Es mußten Laufgräben, Gewehrstützennester und ähnliches errichtet werden. Harte Wochen, sowohl für die Schanzer als auch für die Zivilbevölkerung. Hier und da näherte sich im Schutze der Dämmerung ein US-Panzer am Horizont. Man sah nicht allzuvielen deutsche Soldaten. Die Vergeblichkeit unserer Bemühungen wurde offenkundig. Die Schanzarbeiten dauerten jedoch noch bis in den Oktober hinein.

Volkssturm

Am 25. September ordnete Hitler die Aufstellung des sogenannten Volkssturmes an. Betroffen waren alle Männer zwischen 16 und 60 Jahren. Sie sollten eine militärische Schnellausbildung erhalten und im infanteriemäßigen Einsatz an der heimatnahen Front als Volkssturmbataillone verwendet werden.

In Mayen gab es das Volkssturmbataillon Mayen-Stadt. Es bestand aus drei Kompanien. Bataillonskommandeur war zunächst ein pensionierter Major und später der Bannführer der Hitler-Jugend. Die Kompaniechefs waren Veteranen des I. Weltkrieges. Es gab weder Uniformen noch Waffen. Nicht einmal eine Armbinde,

die die Zugehörigkeit zur Wehrmacht und damit den Kombattantenstatus dokumentieren sollte, war vorhanden. Die auf das Wochenende beschränkte Ausbildung erschöpfte sich in dem Einüben von Grundregeln des militärischen Exerzierreglements. Meistens wurden die Männer, die in der Woche über ihrer Arbeit nachgingen, zu Aufräumungsarbeiten in von Bomben zerstörten Straßen eingesetzt.

Die Vereidigung dieses letzten Aufgebotes fand an einem grauen November-Sonntag statt. Es war eines der gespenstigsten Ereignisse, das der Marktplatz je erlebt hat. Die Männer waren gegen 9.00 Uhr in einem großen Quadrat angetreten. Ein Unteroffizier und zwei Soldaten der in Mayen stationierten Landesschützen hatten ein altes Maschinengewehr aufgebaut, um den militärischen Charakter der Veranstaltung zu demonstrieren. Nach einer kurzen Ansprache des Bataillonskommandeurs und nach dem Sprechen der Eidesformel gab es Fliegeralarm. Der Fluglärm der über der dichten Wolkendecke eingeflogenen Feindflugzeuge ließ es geboten erscheinen, in dem nahegelegenen Burgbunker Schutz zu suchen.

Im Spätherbst 1944 bestand bei den militärischen Kommandobehörden die Besorgnis, daß die Alliierten mit Fallschirmjägern und Luftlandetruppen Brückenköpfe — besonders zur Sicherung der Rhein-Main-Übergänge — bilden könnten, um dann mit ihren Panzerverbänden nachzustoßen. Die Fehleinschätzung wird durch die nachfolgende Begebenheit, die der Verfasser miterlebt hat, deutlich.

An einem Novemberabend bekam der Verfasser vom Bataillonskommandeur den Auftrag, die Kompaniechefs und die Kompaniefeldwebel um 23.00 Uhr in den Burgbunker zu bestellen. Dies war nicht so einfach, da wegen des ständigen Fliegeralarms keiner in seiner Wohnung anzutreffen war. Immerhin hatten sich zur angegebenen Zeit der Landrat (zugleich der politische Kreisleiter), der Bürgermeister, der Polizeichef und die erwähnten Volkssturmführer in der „Führungszentrale“ des Burgbunkers versammelt. Es herrschte betroffenes Schweigen, als Landrat Heiliger einen Befehl des Gauleiters verlas, nachdem das Volkssturm-Bataillon Mayen am nächsten Morgen um 6.00 Uhr zur Bekämpfung erwarteter Luftlandungen in den Raum Gerolstein verlegt werden sollte. Johann Kreyer, ein echter Mayener, der als Kompaniefeldwebel fungierte, brach das Schweigen mit den Worten: „Gestatten Sie, Herr Landrat, daß

ich lache.“ Er zählte dann in beredten Worten einige stadtbekannte Mayener auf, die wegen körperlicher oder geistiger Gebrechen weder arbeitsfähig noch sonst zu viel tauglich waren. Dies seien, so der Spieß, die letzten, die ihm noch zur Verfügung stünden. Alles lachte und jeder sah ein, daß der Befehl nicht auszuführen war. So mußte dann gemeldet werden, daß das Bataillon nicht einsatzfähig sei. Es ist auch nicht zum Einsatz gekommen.⁹⁾

Frontstadt

Der Herbst des Jahres 1944 brachte den Mayenern das ganze Elend einer unter Feindwirkung — Luftkrieg — stehenden frontnahen Stadt. Es gab Bombenangriffe und Bordwaffenbeschuß, Strom- und Wasserausfall, Lebensmittelknappheit, brennende Häuser, Obdachlose und durchziehende Militär- und Westflüchtlingskolonnen.

Am 16. September trafen etwa 1.800 Menschen aus Trier ein, die ihre Heimat wegen des Artilleriefeuers und der Frontnähe verlassen hatten. Reichsdeutsche aus Luxemburg und Lothringen, die dort nach der deutschen Besetzung angesiedelt worden waren, kamen mit Pferde- und Ochsen gespannen. Ihr neues Ziel war die Lüneburger Heide.¹⁰⁾ Die Hauptzufluchtsstätten der Mayener waren die beiden „Bunker“ unter der Genovevaburg und die Basalthöhle auf der Kolle Höll im Bannen. Beide waren tagsüber voll besetzt. Viele Menschen verließen ihre dort eingerichteten Stammplätze nur in den frühen Morgenstunden, um etwas Eßbares herbeizuschaffen. Es wurde kaum noch gearbeitet. Anfang November setzte auch innerhalb der Stadt eine Massenabwanderung in die benachbarten Dörfer ein. An den Eingangsstraßen der Stadt wurden aus Baumstämmen sogenannte Panzersperren errichtet. Am 12. Dezember warfen etwa 15 amerikanische Flugzeuge über 100 Bomben auf das Stadtgebiet. Unter anderem sanken der Schiefe Kirchturm und das älteste Haus der Stadt, die Arche, in Schutt und Trümmer. Die Stadtchronik berichtet von 800 Obdachlosen. Neu war, daß es sich bei einem Teil der Bomben um Zeitzündler handelte. Diese waren, wie der ganze Angriff, dazu bestimmt, den Nachschub zur Ardennen-Offensive zu unterbinden. Es lief dann auch kaum noch etwas. Hitler-Jungen waren eingesetzt, um eine Volksgrenadiereinheit (überwiegend Infanterie) mit ihren Pferdegespannen durch die Trümmer zu leiten. Der Weg ging durch das Eiterbachtal und über die Alte Hohl.



Im Zuge der Ardennen-Offensive passierte eine Kolonne von einigen Hundert amerikanischen Kriegsgefangenen das Stadtgebiet. Auch dies war ein Zug des Jammers. Viele hatten keine Mäntel, der Hunger und die Anstrengungen des Fußmarsches starteten aus ihren Gesichtern. Die unter ständiger Bombeneinwirkung lebenden Mayener zeigten denn auch eher Mitleid als Haß. Die Kolonne soll bis zu ihrer Befreiung noch halb Deutschland durchwandert haben.¹¹⁾

Der 2. Januar 1945 brachte den schwersten Luftangriff auf die bereits erheblich zerstörte Stadt. Genau 68 US-Bomber belegten den Stadtkern mit Spreng- und Brandbomben. Teile der Innenstadt, die zunächst verschont geblieben waren, gingen einige Tage später in Flammen auf. Die Verwaltung gab bekannt, daß die Menschen die Stadt verlassen sollten, da sie keine Aufenthalts- und Verpflegungsmöglichkeit mehr biete. Die Stadtverwaltung hatte im Burgbunker noch einen Ansprechposten, alle anderen Behörden hatten die Stadt verlassen.

Im Januar und Februar 1945 vegetierte die verbliebene Restbevölkerung — etwa 4.000 — so dahin. Die Stadt war leer und kaum passierbar. Flüchtlingskolonnen, Verwundete und rückgeführte französische und polnische Kriegsgefangene zogen in Richtung Rhein. Luftangriffe auf Einzelziele — Viadukt, Bahnhof — forderten weitere Menschenleben. Die öffentliche

Ordnung war gestört. In den verlassenen Häusern suchten Kriegsgefangene, Flüchtlinge und Jugendliche nach Lebensmitteln. Man sprach von Plünderungen. Der Viadukt war am 16./17./24. und 28. Februar das Ziel von Luftangriffen. Dabei wurden am 19. Februar zwei der angreifenden Flugzeuge von der Flak abgeschossen.¹²⁾ Mit dem Ende des Winters warteten die Menschen auf den Einmarsch der Amerikaner; er wurde von den meisten als Erlösung herbeigesehnt.

Der Einmarsch der Amerikaner

Der Sturm auf das Deutsche Reich wurde am 12. Januar 1945 mit einer Großoffensive der Sowjets an der Weichsel eingeleitet. Die Rote Armee erreichte bereits Ende Januar die Oder und Oberschlesien. Etwa zur gleichen Zeit traten die Engländer an der deutsch-holländischen Grenze zum Angriff an. Die Franzosen standen zu dieser Zeit von Basel bis Straßburg am Rhein.

Nur die 3. US-Armee unter General Patton, die den Abschnitt zwischen der Schnee-Eifel und Saarbrücken innehatte, kam nicht recht voran. Im Raume Prüm und an der Sauer gab es zwar Kampfhandlungen, doch Trier und damit die Pforte zur Mosel waren fest in deutscher Hand. Erst Anfang März gelang bei Gerolstein der Durchbruch über die Kyll. Von da an ging es fast ohne ernsthaften Widerstand in Richtung Rhein.

Der Hauptangriffsstoß kam indessen aus einer anderen Richtung. Er ging über die Rur, über Düren in Richtung Köln. Am 4. März standen die Amerikaner am Stadtrand von Köln. Am 7. März überschritten sie bereits bei Remagen den Rhein, nachdem ihnen die Eisenbahnbrücke unversehrt in die Hände gefallen war. Inzwischen war aber auch der linke Flügel der Patton-Armee im raschen Tempo nördlich der Mosel durch die Vulkaneifel bis auf die Höhe des westlichen Rheinufers vorgestoßen. Sie hatte damit einen tiefen Keil in die 7. deutsche Armee getrieben (Karte).

Weiße Flagge über Mayen

Es steht fest, daß die Stadt nicht verteidigt wurde. Chronisten berichteten von einem Oberstleutnant Knoblauch, dessen Plan zur Verteidigung von dem kommissarischen Bürgermeister Schwindenhammer vereitelt worden sein soll. Die wenigen Landeschützen hatten die Stadt schon zwei Tage zuvor verlassen. Schwindenhammer und der NS-Ortsgruppenleiter Fischer, ein Mayener Mundartdichter, der mehr seiner Heimat als der Naziideologie verhaftet war, gingen den anrückenden US-Panzern entgegen, um die Situation der Stadt aufzuzeigen. Ein Mayener Bürger, der auf einem US-Panzer aufsaß, um der Panzerspitze einen Weg vorbei der Panzersperre zu zeigen, wurde von einem Schuß tödlich getroffen. Die US-Fronttruppen kümmerten sich wenig um die Zivilbevölkerung. Ihre Aufgabe bestand in der Verfolgung der sich in Auflösung befindlichen deutschen Armee. Am 18. März errichteten die nachrückenden Einheiten der US-Armee in Mayen eine Kommandantur der Militärregierung.

Überstürzter Rückzug

Über Kampfhandlungen im Raume Mayen und der näheren Umgebung gibt es nur spärliche Hinweise. In dem offiziellen Werk der US-Armee¹³⁾ heißt es, daß die 11. amerikanische Panzerdivision des VIII. Korps in der Zeit zwischen dem 14. und 16. März aus dem Raum westlich von Koblenz über Mayen an die Mosel vorgestoßen sei. Die „Historical Division“ der US-Armee hat die Berichte des Chefs des Stabes des III. deutschen Korps gesammelt. Sie ergeben zusammenfassend, daß die deutschen Verbände sich forciert und nahezu überstürzt, ohne jeglichen oder dauernden Kontakt mit dem Gegner, in Richtung Rhein zurückgezogen haben. Der Korpsstab befand sich am 7. März in Nürburg. Dort drangen US-Panzer am 8. März

in den Bereich „Start und Ziel“ ein. Der Korpsstab setzte sich daraufhin nach Langenfeld ab. Es wird von US-Panzerverbänden in Richtung Kempenich berichtet. Von Langenfeld aus trat eine Gruppe von rd. 150 Mann unter Führung des stellv. kommandierenden Generals zu Fuß den Marsch zu dem deutschen Brückenkopf Cochem an. Etwa die Hälfte ist auch am 10. März am Stadtrand von Cochem eingetroffen. Sie mußte aber den nunmehr auch in Cochem eintreffenden Amerikanern weichen. Von Interesse ist, daß diese Gruppe hinter der amerikanischen Linie marschierte, ohne von diesen jedoch ernsthaft wahrgenommen worden zu sein. Zwar wurden sie mehrfach beschossen, einige gerieten in Gefangenschaft, doch die US-Panzer rollten weiter in Richtung Rhein.

Erinnerung muß erhalten bleiben

Die Kriegsgeschehnisse in und um Mayen sind nur kleine Mosaiksteine des großen Krieges. Nicht aufgeführt wurden die Erlebnisse der Frauen, ihre Alltagssorgen, die Mühen um das tägliche Brot, die Erziehung der Kinder ohne Vater, die Bombennächte. Ein Leben in Intoleranz und Barbarei. Nur wenn es gelingt, das Bewußtsein und die Ursachen jener schrecklichen Zeit auch bei den nachkommenden Generationen in Erinnerung zu halten, wird es möglich sein, eine Wiederholung zu verhindern. Sie wäre das Ende aller Zivilisation.

Literaturverzeichnis

- 1) Geiermann, Paul, Mayen, die Stadt mit ihren Jahrtausenden zwischen Vulkanen und Autobahnen, 1978, Verlag Louis Schreder, Mayen.
- 2) Nick, Ernst, Kriegschronik der Stadt Mayen 1939—1945
- 3) zum Luftkrieg vgl. insbesondere Schnatz, Helmut, Der Luftkrieg im Raum Koblenz 1944/45, 1981, Bolt Verlag Boppard
- 4) Staatsarchiv Koblenz, Dokumente über Kreis Mayen
- 5) Zum Westwalleinsatz vgl. Schnatz a.a.O. Seite 148; Nosbusch, Johannes, Bis zum bitteren Ende — der zweite Weltkrieg im Kreis Bitburg-Prüm, 1978, Kreisverwaltung
- 6) Vgl. dazu Kriegschronik
- 7) Lokalausgabe Mayen 19. September, zitiert bei Schnatz
- 8) Schnatz a.a.O.; und eigene Kenntnis des Verfassers
- 9) Zum Volkssturm vgl. Kriegschronik und eigene Wahrnehmung des Verfassers
- 10) Kriegschronik
- 11) Eigene Wahrnehmung des Verfassers
- 12) Vgl. Schnatz a.a.O., Seite 468
- 13) US-Army in World War II. The European Theater of Operations. The last Offensive, von Charles B. MacDonald, Washington D.C. 1973

Vor vierzig Jahren

Helene Rosenbaum

Vor 40 Jahren gab es Entscheidungen einflußreicher Persönlichkeiten, die Schlagzeilen gemacht hätten, wenn damals in unserem zerbombten Land Zeitungen gedruckt worden wären. Entscheidungen, die heute in den Geschichtslehrbüchern stehen. Es gab auch Taten der kleinen Leute, die es verdienen, nicht vergessen zu werden. An eine solche möchte dieser Artikel erinnern.

Im März 1945 war es, in Mayen. Der Zimmermeister Josef Rosenbaum lag krank zu Bett, weil er von einem Bombensplitter getroffen worden war, als er dabei war, Trümmer von einem früheren Angriff zu räumen. Ein Besucher aus dem Nachbarort Kehrig erzählte ihm, daß man dort die Panzersperren geschlossen hielt, um den feindlichen Panzern die Durchfahrt zu verwehren. Daraufhin hätten die Amerikaner das Feuer eröffnet und etliche Scheunen niedergebrannt. Ob in diesen Scheunen nur Viehfutter oder noch ungedroschenes Getreide, die Nahrung für Menschen lagerte? Bei der Knappheit an Lebensmitteln erschien solch ein Verlust ungeheuer. „Das soll in Mayen nicht passieren!“ war die Reaktion.

Auch in Mayen schloß man die Panzersperren (z.B. an der Dachdeckerfachschule) und sprengte die Straßenbrücke über der Bahnlinie Mayen-Gerolstein. Als man am 8. März um die Mittagszeit in Mayen Panzer rollen hörte — eine gute Stunde dauerte das Gedröhn, ohne daß man Fahrzeuge sah — entschloß sich Josef Rosenbaum, mit einem weißen Tuch in der Hand den Truppen entgegenzugehen, um sie auf einen Umweg zu weisen.

Es scheint, die Amerikaner verlangten, daß der deutsche Zivilist sich auf den führenden Panzer stellte und so mitfuhr, denn eine Nachbarin fand ihn in der Stadt (Nähe Obertor, wo heute ein Imbißstübchen steht und damals eine Waage war) auf der Straße liegen — von deutscher Panzerfaust getroffen. Die Nachbarin benachrichtigte die Familie. Zwar erhielt Josef Rosenbaum ärztliche Hilfe, starb aber noch am Abend desselben Tages.



Josef Rosenbaum 1892—1945

Die Stadt war von weiterer Zerstörung verschont geblieben. Man denkt an das bekannte Wort: besser ein Mensch stirbt, als daß alle zugrunde gehen. Der Entschluß, sich für seine Vaterstadt zu engagieren, beruhte nicht auf einer momentanen Regung, sondern hatte lange Wurzeln. Bereits 1932 urteilte Josef Rosenbaum, nachdem er eine Versammlung der Nationalsozialisten besucht hatte: „Wenn die ans Ruder kommen, gibt es Krieg.“

Darum war er gegen das NS-Regime und blieb ein Gegner, als die Machthaber ihm den Betrieb schlossen, ihm mit Deportation drohten, weil er seine politische Meinung nicht verschwieg. Seine Liebe zur Gerechtigkeit und zur Heimat war größer.

Auf seinem Grabstein steht das andere bekannte Wort aus der Schrift: „Kann es eine größere Liebe geben, als wenn einer sein Leben hingibt?“



Wappen der Familie Rosenbaum

Die Moritat von Bürresheim

Peter Steffens

Zu Bürresheim, einem Schloß bei Mayen,
so erzählt 'ne fast vergess'ne Mär,
wollte Wolf v. Virneburg einst freien
Irmgard v. Breitbach, doch diese wär
längst Georg v. Kempenich's liebster Gemahl,
ständ' nicht ihr Vater gegen diese Wahl.

Jähzornig und mit brutaler Gewalt
hauste er mit den Raubgenossen.
Vor nichts und niemanden machte er halt,
unschuldig Blut ist viel geflossen.
Er verschacherte gar in sinnloser Wut
bei einem Gelage sein eigen Blut.

„Dir, Virneburger, soll sie gehören
und nicht dem Kempenischer Toren“,
rief er, „der wird euer Glück nicht stören,
das hab' ich beim Teufel geschworen.
Sie kommt auf den Turm und da bleibt sie allein,
bis daß ihr Starrsinn gebrochen wird sein.“

Unterdessen plünderten weiter sie
und kehrten tagelang nicht zurück.
Schön-Irmgard blieb stark und zweifelte nie
an ihrem künftigen Lebensglück.
Züchtig ertrug sie die entehrende Schmach,
getreu dem Befehl, in ihrem Gemach.

Georg erklimm, wenn die Chance sich bot
und fern der Herr, die trennende Wand.
Er tröstete sie dann in ihrer Not,
doch wurde ihr Geheimnis bekannt.
Ein Seil, das er heimlich hat angebunden,
hatte bald ein Verräter gefunden.

Dem Burgherren hat er das hinterbracht,
der gürtete schnell seinen Degen.
Dann stieg er noch in der selbigen Nacht
zum Turme, das kam ihm gelegen.
Vor den Augen der Tochter, die voller Schmerz,
traf er den wehrlosen Jüngling ins Herz.



Die schreckliche Tat blieb nicht verborgen.
Als seine Leute dies erfuhren
besetzten sie gleich am andern Morgen
Schloß Bürresheim. Des Ritters Spuren
führten zum Turme, wo er sich versteckte
und wo man den Wüstling bald entdeckte.

Schnell fand hier Sühne das fünfte Gebot,
von da oben gab's kein Entrinnen.
Er stürzte entehrend sich in den Tod,
weiß die Chronik sich zu entsinnen.
Doch Schön-Irmgard aber suchte indessen
in einem nahen Kloster Vergessen.

Noch immer, zur mitternächtlichen Zeit,
geht heut' noch der Geist des Verruchten
im Schloß umher, denn seiner Seele Leid
läßt nicht ruh'n den Dreimalverfluchten.
Der Ort dieser Handlung ist bestens bekannt
als Hexenturm in dem Mayener Land.

Hexenverfolgung in der Herrschaft Bürresheim

Herbert Woll

Schloß Bürresheim bei Mayen, ein einzigartiges Beispiel langwährender ritterlicher Tradition in der Eifel, war, wie wenig bekannt ist, auch der Schauplatz grausamer Hexenprozesse. Nur die Bezeichnung „Hexensaal“ für einen der Haupträume erinnert an diese dunkle Epoche des 16. und 17. Jahrhunderts. Damals wurde dieser Saal allerdings „Reuterstuben“ genannt. In ihm fanden in der Zeit von 1602 bis 1651 mindestens 35 Hexenprozesse statt. Schon im 16. Jahrhundert hatte in der Herrschaft Bürresheim mit den vier Orten Rieden, St. Johann, Waldesch und Nitz, in denen die Grafen von Bürresheim die volle Landeshoheit ausübten, wie an vielen anderen Orten der Hexenwahn seine Opfer gefunden. So wird in einem Prozeßprotokoll von 1602 auf die 1596 erfolgte Hinrichtung von mehreren „so wohl mans als weibspershonen“, die der Zauberei angeklagt waren, hingewiesen.

Die systematische Verfolgung der Hexen begann aber wohl erst im 17. Jahrhundert. Zunächst waren es noch Einzelprozesse. Im Jahre 1602 wurde gegen den aus St. Johann stammenden Thonius Schneider und 1608 gegen Zens (Vincenz) Zimmermann aus Nitz verhandelt. Der erste Prozeß wurde durch eine Reihe von Verdächtigungen der Dorfbewohner ausgelöst, in dem diese behaupteten, Schneider habe durch Zauberei Vieh und Früchten Schaden zugefügt. Erschwerend kam in diesem Falle dazu, daß sich Schneider für kurze Zeit durch Flucht dem Prozeß zu entziehen suchte. Im Protokoll heißt es: „Er aber darüber entwichen und außflüchtig wordten seie, und dadurch gegn ihn gefaßter argwohn, desto mehr uf sich geladen gehabt.“ Hier bestätigt sich die von Friedrich von Spee charakterisierte ausweglo-

se Situation der Opfer des Hexenwahns. „Er greift er die Flucht, so erklären die Richter so gleich, das sei ein außerordentlich starkes Indiz dafür, daß er schuldig sei. Bleibt er indes da, so ist auch das ein Indiz: der Teufel, sagen sie, hält ihn fest.“¹⁾ Da der angeklagte Thonius Schneider, wie zu erwarten war, in allen ihm zur Last gelegten Punkten leugnete, griff man zum Mittel der Folter und erpreßte ein Geständnis, das ausreichte, ihn als Hexer zu verurteilen. Dieser erste auf 31 Seiten ausführlich protokollierte Prozeß zeigt schon den für die weiteren Prozesse typischen Ablauf und die stereotypen Beschreibungen der „Verbrechen“ der Angeklagten. Dem Gericht gehörten in diesem Prozeß der Junker Hans Wilhelm von Breitbach, der Licentiat Peter Braun aus Koblenz und die Schöffen Klab Hofmann, Theis Schneider und Heinrich Gerhards an.

In großem Stile setzte dann im Jahre 1614 in der Herrschaft Bürresheim die Hexenjagd ein. Allein gegen 11 Hexen wurde in diesem Jahr in zwei Prozeßfolgen verhandelt, und in allen Fällen erfolgte eine Verurteilung und Hinrichtung.²⁾

Die Durchführung der Prozesse läßt auf einen routinemäßigen Ablauf und eine Rationalisierung schließen, sicher unter dem Gesichtspunkt des Gerichtes, mit möglichst geringem Aufwand hohe Einnahmen zu erzielen.

Die Urteile wurden in zwei großen „Bränden“, und zwar am 5. Mai und am 26. September 1614 vollstreckt. Dabei fordert der Urteilsspruch, die Verurteilten „mit dem fheur vom leben zum thott hinzurichten und zu aschen zu verbrennen.“ Überhaupt scheint das Jahr 1614, wie aus anderen Gebieten der Eifel bekannt, einen Höhepunkt in der Hexenverfolgung darzustellen.³⁾



Der sogenannte „Hexensaal“ im Schloß Bürresheim, in dem von 1602 bis 1651 etwa 35 Hexenprozesse durchgeführt wurden.

Opfer der Hexenprozesse konnte jeder werden. Auch ein öffentliches Amt schützte nicht davor. Schon ein abstoßendes Äußeres war oft der Anlaß für einen Prozeß. So wurde in einem Prozeßprotokoll von 1629 Martin des Leynenwebers Hausfrau aus St. Johann der Hexerei beschuldigt und auf das „kurtze knutzige angesicht, und tieff im haupt liegenden augen“ hingewiesen. Auch ein Familienzwiß war, wie die Protokolle zeigen, zuweilen der Anlaß für einen Prozeß.

Auffallend ist auch, daß in manchen Familien gleich zwei Mitglieder der Hexerei verdächtigt und verurteilt wurden. Der bereits erwähnte 1602 verurteilte Thoniuß Schneider aus St. Johann gibt an, daß er sich dem Teufel anvertraut habe, weil er durch die 1596 erfolgte Hinrichtung seiner ersten Frau als Hexe in finanzielle Schwierigkeiten geraten und schwermütig geworden sei. Daß solche Schwierigkeiten tatsächlich vorhanden waren, ist bei den hohen Prozeßkosten, die sich zwischen 30 und 40 Reichstalern bewegten und von den Angehörigen

des Verurteilten zu entrichten waren, allzu verständlich. Auch in den Prozessen von 1614 und 1647 sind in einigen Fällen zwei Personen aus einer Familie betroffen. Möglicherweise wurden auf diese Weise ganze Familien ausgerottet, wobei es nicht ersichtlich ist, ob auch hier das verbliebene Vermögen wie an vielen anderen Orten weitgehend in die Hände der Herrschaft fiel.

Bei der Durchführung der Prozesse funktionierte das System der Amtshilfe vorzüglich. Die Prozeßakten enthalten an mehreren Stellen Auszüge aus Hexenprozessen der Nachbargerichte Kempenich und Obermendig, in denen der Hexerei verdächtige Personen aus der Herrschaft Bürresheim genannt werden.

Nach dem für die Hexenjäger so erfolgreichen Jahr 1614 kam es dann erst 1629 wieder zu zwei Prozessen mit anschließender Hinrichtung.⁴⁾ Die Anklagen stützten sich auch hier wie in vielen anderen Fällen auf Denunziationen einzelner Bewohner der Herrschaft Bürresheim. Mit dem Jahre 1647 rückte die Hexenverfolgung im Bürresheimer Gebiet aus der provinziellen Enge heraus und erhielt mit dem berühmten Dr. utr. juris Johannes Möden einen weitbekannten und gefürchteten Hexenrichter. Dr. Möden hatte von 1627 bis 1633 in den Grafschaften Blankenheim und Gerolstein und später in Mecklen-

heim und Rheinbach sein grausames Geschäft mit beträchtlichem Gewinn ausgeübt.⁵⁾

Schon das Jahr seines Einstandes 1647 brachte in Bürresheim sieben Prozesse⁶⁾, darunter einen besonders bedeutsamen Prozeß gegen die der Hexerei und des Mordes angeklagte Lehne, Tochter von Clas Jamman, aus Rieden. An den Prozeß gegen die Tochter schließt sich unmittelbar ein Prozeß gegen den Vater an.

Hier liegt der interessante Fall vor, daß echte Kriminalität mit Hexerei in Verbindung gebracht wurde.

In der Nacht zum Mittwoch der Karwoche des Jahres 1637 war in Rieden im Hause der Lehne ein Mord geschehen. Lehne hatte gegen 11 Uhr in der Nacht die Nachbarn gerufen und erklärt, Änn, eine Frau, die mit ihr im Hause wohnte, sei die Treppe herabgefallen, dabei unglücklicherweise in eine Axt gestürzt und so zu Tode gekommen. Zum Zeitpunkt des Geschehens waren die Ehemänner der beiden Frauen nicht im Hause. Lehnens Mann hatte in Bürresheim Wachtdienst zu verrichten, und Ännes Mann diente auswärts als Knecht. Der am folgenden Tag von Bürresheim herbeigekommene Kellner (Verwalter) Arnold Kolb inspizierte die Tote, er akzeptierte die Aussagen der Lehne und gab die Leiche zur Bestattung frei.

Zehn Jahre darauf geriet Lehne mit einem Nachbarn in Streit, und dabei wurde sie offenbar des Mordes verdächtigt, wobei auch der Kellner eines früheren Verhältnisses mit Lehne wegen ins Gerede kam. Das ist die Ausgangslage für den von Dr. Möden in Gang gesetzten Prozeß. Lehne gesteht, den Mord begangen zu haben, und begründet die Tat in einer ersten Version so: Sie sei mit Änn in Streit geraten, diese habe sie mit einem Karst bedroht, sie habe sich zur Wehr gesetzt und dabei sei Änn in die Axt gestürzt. Bei einem späteren Verhör gibt Lehne zu, Änn während des Schlafes mit der Axt getötet zu haben. Sie leugnet aber jegliche Mithilfe anderer Personen.

Dr. Möden übergibt die Angeklagte der Folter. Unter dem Einfluß der Tortur gibt Lehne dann eine 3. Version zu Protokoll. Sie habe mit Hilfe des Teufels, mit dem sie in Beziehung getreten sei, Änn umgebracht. Nach erneuter Tortur gesteht Lehne endlich, ihr Mittäter sei der Kellner Arnold Kolb von Bürresheim gewesen, mit dem sie früher ein sehr enges Verhältnis gehabt habe. Zu der geplanten Gegenüberstellung mit Kolb kommt es nicht, da Lehne nach erneuter Folter und Beratung mit einem Geistlichen ih-

ren eigenen Vater als Mittäter nennt. Ebenso beschuldigt sie diesen der Hexerei und eines blutschänderischen Verhältnisses mit ihr. Dr. Möden legt in der Verhandlung großen Wert darauf, Lehne eine ganze Reihe von Untaten als Hexe nachzuweisen, offenbar, um gewisse unliebsame Aussagen in der Mordsache zu entwerten. Lehne wird wegen Zauberei, Totschlags und Blutschande zum Tode verurteilt. Die Hinrichtung erfolgt wegen der Schwere des Falles mit dem Rade, anschließend wird die Leiche verbrannt.

Unmittelbar daran schließt sich der Prozeß gegen den Vater Clas Jamman an, der unter dem Einfluß der Folter die Aussagen seiner Tochter bestätigt. Er wird bereits 10 Tage später wegen Zauberei, Totschlags, Blutschande und Sodomie auf die gleiche Weise wie die Tochter hingerichtet, wobei, wie das Urteil sagt, der Kopf „anderen zum abscheulichen Exempel auf das Räd zu stellen“ sei.

Dieser Prozeß läßt eine Reihe von Fragen offen. Vieles spricht dafür, daß nur z. T. Licht in die Mordsache gebracht wurde. Die mögliche Mittäterschaft des Kellners ist keineswegs widerlegt, besonders wenn man beachtet, mit welcher Nachsicht Dr. Möden den Kellner behandelt. Es heißt im Protokoll: „Ob er (der Kellner) wohl leiden könt, daß die pershon Ihm dieses (die Mittäterschaft) in sein angesicht sagen thet“. Daß der Kellner eine umstrittene Person war, zeigen auch andere Prozeßakten, in denen sein lockerer Lebenswandel erwähnt wird. Außerdem hatte er sich durch besondere Grausamkeit in früheren Hexenprozessen hervorgetan.

Die Hexenprozeßakten der Herrschaft Bürresheim umfassen noch weitere 10 von Dr. Möden durchgeführte Prozesse, die alle im Jahre 1651 stattfanden.⁷⁾ Ob in der Herrschaft danach noch Hexenprozesse durchgeführt wurden, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Wahrscheinlich waren es die letzten. Die Gedanken der Gegner dieses Wahns begannen sich allmählich durchzusetzen. Die Hexenverfolgung neigte sich dem Ende.

Der Ablauf der Prozesse vollzieht sich in fast allen Fällen nach dem gleichen Schema. Zunächst leugnet der Beschuldigte, „der in Güte vernommen wird“. Unter dem Einfluß der nun praktizierten Tortur, die in steigender Härte durchgeführt wird, erfolgt dann ein „Geständnis“, das mit der Nennung von Personen verbunden ist, die wie der Beschuldigte Zaubertänze besucht oder in irgendeiner Weise sich



Holzschnitt aus: Millaeus, praxis criminalis, Paris 1541. Die Folterung erfolgt durch das Ansetzen von Beinschrauben, eine Praxis, die auch in Bürrsheim üblich war

der Zauberei schuldig gemacht haben. Hier liegt auch die nie versiegene Quelle für weitere Prozeßfolgen. Als Orte der Zaubertänze in der Herrschaft Bürrsheim werden „Auf Schulmen“, der „Kleinsimmer“ und immer wieder der „Hochsimmer“ genannt. In der Phantasie von einigen Angeklagten treten 50 und mehr Hexen bei den Tänzen auf dem Hochsimmer auf. Zu jedem Geständnis gehört auch, daß der Ange-

klagte bekennt, Gott ab- und dem Teufel zugesagt zu haben. Nach dem Protokoll des Prozesses von 1629 gegen Trein (Katharina) Emmerich aus St. Johann führt der Teufel die Angeklagte an das Kreuz vor dem Dorfe und fordert sie auf, ihm nachzusprechen: „So schwer ich Gott und all seinen Heiligen ab und dir zu.“ Zur Bestätigung dieses Teufelspaktes stößt er sie dreimal mit „bloßem hindern an daß kreutz“. Das ihr vom Satan, der sich Federhans nennt, gegebene Geld verwandelt sich nach dessen Verschwinden in Pferdedreck. Der Abschluß des Teufelspaktes vollzieht sich immer auf die gleiche Weise und wird in allen Protokollen festge-

halten. Außer diesem in der Sage und Dichtung wohlbekannten Motiv des Teufelspaktes erscheint in dem Protokoll des Prozesses von 1647 gegen Dilgen (Ottillie) Ulfen aus St. Johann auch das in der Novelle „Die schwarze Spinne“ von Jeremias Gotthelf gestaltete Spinnenmotiv. Als die Angeklagte, die mit stauenswerter Standhaftigkeit die Tortur erträgt, zu keinen Aussagen bereit ist, versucht man, sie auf andere Art zu belasten.

„Als man mit dem weywedel das Creutz mit Weihwasser besprengt lauff ein groß Schwartz Spinn von ihr und richt zu der Kammer gelauffen“, und wenig später „lauff abermaahl Ein groß Schwartz Spinn under ihr herfohr Ein wenig größer als die ander.“

Neben den Zaubertänzen, dem Schadzauber an Früchten und Vieh, dem Wettermachen und der Zubereitung von „Zauber materie“, die den Hexen angelastet werden, wird auch immer wieder die Verunehrung der Kommunion genannt. Im Prozeß gegen Trein Emmerich im Jahre 1629 gesteht die Angeklagte: „Item die hl. Sakramente dreimal verunehrt. Zum 1. vor ungefähr 20 Jahren zu St. Johann in der Kirche zu Ostern, hätt in den Schleier fallen lassen, zu Haus ins Zauberdüppen getan“.

Ähnliche Aussagen wiederholen sich in anderen Prozessen. In den von Hexenjägern heimgesuchten Orten entwickelte sich so ein Zustand, daß der Empfang des Sakramentes zu einem wahren Spießbrutenlauf wurde, denn die Kirchgänger wurden angehalten, den Empfang der Kommunion durch die weiblichen Pfarrkinder zu überwachen und vermeintliche Verunehrungen anzuzeigen. Dazu existierten in manchen Kirchen Denunziationssammelkästen, in die eine Notiz über eine Hostienschändung eingeworfen werden konnte.⁸⁾

Eines der auffälligsten Merkmale der Protokolle über die Hexenprozesse von Bürrenheim ist ihre sprachliche Gleichförmigkeit. Es hat den Anschein, als seien alle Angeklagten bis in Einzelheiten mit den Praktiken und der Terminologie des Hexenwahns vertraut. Hierin ist ein starkes Indiz dafür zu sehen, daß die Angeklagten durch die Prozeßführung suggestiv stark gelenkt wurden. Nur an wenigen Stellen geben die Protokollführer die Sprache der Opfer in ihrer Natürlichkeit und Bildhaftigkeit wieder. Ein Beispiel bietet der schon mehrfach erwähnte Prozeß von 1602 gegen Thonius Schneider, dem man vorwirft, er habe nicht gegen die im Dorfe verbreitete Anschuldigung, ein Hexer zu

sein, bei dem Grafen von Bürrenheim Beschwerde geführt. Er habe dies, wie seine Frau zu Protokoll gibt, mit den Worten abgelehnt: „Wie man einen dreck mehr rüttelt wie mehr er stünkt“.

Und an anderer Stelle heißt es: „Wie man einen treck weiter traete, wie man weiter springt“. Indessen ist es selten, daß dem „Volke so aufs Maul geschaut wird“, es überwiegt die erstarrte Sprache der Hexenjäger und ihrer Helfer, die die Not der gequälten Menschen verdeckt.

Die ganze Bedeutung der Hexenprozesse für die Bewohner der Herrschaft Bürrenheim wird erst deutlich, wenn man die über 40 von 1596 bis 1651 vollstreckten Urteile im Verhältnis zur Bevölkerungszahl sieht. Die vier Orte des Herrschaftsbezirks Rieden, St. Johann, Nitz und Waldesch dürften zu dieser Zeit nicht mehr als 400 bis 500 Einwohner gezählt haben. Berücksichtigt man daneben noch die Auswirkungen des 30jährigen Krieges, die in den Prozeßakten ebenfalls an vielen Stellen erwähnt werden, so wird das gehäufte Elend dieser Jahre faßbar.

Anmerkungen:

- 1) Spee, Friedrich von „Cautio Criminalis“ q. 51. Nr. 41
- 2) Am 28. Mai wurden hingerichtet: *Aus Rieden*: Johann Adams Frau Sybille, Barbara Petge, Susanne Rausch. — *Aus Waldesch*: Änne Schäfer, Bernhards Weib Vrew.
- Am 26. September wurden hingerichtet: *Aus Rieden*: Konrad Rausch; Stein (Christine) Steffens; Merg (Margarethe) Rausch, Frau von Konrad Rausch. — *Aus St. Johann*: Anna Bengel und Sybille Maßmann. — *Aus Waldesch*: Zey (Luzia), des Johannes Hausfrau.
- 3) Adolf Kettel „Hexenprozesse in den Grafschaften Blankenheim und Gerolstein“, Eifeljahrbuch 1972 S. 67 ff.
- 4) Am 15. Dezember wurden hingerichtet: *Aus Waldesch*: Änn Paulen. — *Aus St. Johann*: Trein (Katharina) Emmerich.
- 5) Adolf Kettel a.a.O.
- 6) 1647 wurden hingerichtet: *Aus Rieden*: Lehne, Tochter von Kias Jamman am 16.2., Enn Josten am 16.2., Barbara Wagner am 26.2., Kias Jamman am 26.2., Merg Weber am 2.4., Heuft, Wilhelm am 2.4. — *Aus St. Johann*: Dilgen (Ottillie) Ulfen am 22.2.
- 7) 1651 wurden hingerichtet: *Aus St. Johann*: Enn Ströß am 14.9., Flitzhardt (Felicitas?) Schäfer am 22.9., Emmerich am 22.9. Vorname ist nicht angegeben. — *Aus Waldesch*: Anna Zensen am 14.9., Nieß (Agnes) Michels am 22.9., Zey Lambrich am 28.9. — *Aus Rieden*: Thomas Wagner am 22.9. und Thomas Rademacher am 28.10. — *Aus Nitz*: Merg Simon und Wilhelm Zimmermann, beide am 28.9.
- 8) Manfred Hammes, Hexenwahn und Hexenprozesse, Fischer 1977.

Besen aus Ettringen bürgen für Qualität

Die Ettringer „Bäsemsmächer“ sind wieder unterwegs

Bernd Schmitz

Josef Eiden wird ständig auf die Finger geschaut. Welchen Handgriff er auch tut, die kleine Bianca ist immer dabei und schaut ihrem Großvater aufmerksam zu. Josef Eiden ist Besenbinder, und es gehört zur Tradition der Ettringer, daß dieses Handwerk innerhalb der Generationen weitervererbt wird. Besenbinder ist ein typischer Ettringer Beruf, wenn er auch heute meist nur noch nebenher ausgeführt

wird. Seit fast zwei Jahrhunderten ist das Eifeldorf am Hochsimmer für seine Reisigbesen bekannt. „Bäsemsmächer“ werden die Besenbinder im Volksmund genannt. Auch Biancas Bruder Bernd hat sich schon die ersten Sporen verdient. Er freut sich, wenn er mit seinem Großvater und Peter Spitzlei, ein Besenbinder aus der Nachbarschaft, auf „große Fahrt“ gehen kann. Mit dem Fahrrad geht es frühmorgens los ins Neuenahrer oder Ahrweiler Gebiet, um das Birkenreisig zu schneiden für die begehrten Ettringer Besen. Wo genau die Standorte des Birkenreisigs sind, wird natürlich nicht verraten, meint Peter Spitzlei, denn diese „Betriebsgeheimnisse“ werden nur in der Familie weitergegeben. Oft werden die Reiser, nachdem sie an Ort und Stelle mit sogenannten Holzfaserstreifen, Schienen genannt, fingerfertig umwickelt wurden, als Kehrbesen bereits schon in den umliegenden Orten verkauft. Aber überwiegend wird die Besenbinderei am Abend zu Hause betrieben. Dann sitzt die ganze Familie vor dem Haus, und alle legen Hand an. Diese gemeinsame Arbeit ist zwar oft vergnüglich und spielt sich in fröhlicher Runde ab, doch es ist eine mühevoll Arbeit, wenn man an den Lohn denkt. Um die zwei Mark kostet ein Besen, wenn er an der Haustüre angeboten wird. Dabei passieren meist lustige Geschichten, erinnert sich Tochter Gaby:



Wie ein Bild aus längst vergangenen Tagen wirkt diese Aufnahme von heimkehrenden Besenbindern. Sie wirken vor dem Hintergrund des Himmels wie ein Scherenschnitt



Gemeinsam geht's leichter: Alle packen mit an, wenn die bekannten Ettringer Reisigbesen hergestellt werden

„Es war in Kottenheim. Ich hatte bis abends 18 Uhr noch keinen Besen verkauft. Eine Frau sagte mir an der Haustüre, daß sie heute keinen Besen brauche. Daraufhin habe ich geantwortet, daß ich furchtbare Schläge bekomme, wenn ich mit allen meinen Besen wieder nach Hause komme. ‚Wenn das so ist, dann laß mal fünf Besen hier,‘ reagierte die Kottenheimer Frau beeindruckt.“

„Leutchje, kaaft doch Bäseme,
mir han kaan Strömp un Schohn,
mir han de Fööß voll Blodere,
un können baal nimmi john!“



Verblüffend schnell hat Josef Eiden einen Birkenreisiger geschält

„Vom Besenbinden leben, das kann man nicht“, bemerkt Josef Eiden, „es muß eben Spaß und Freude machen, ein Besenbinder zu sein.“ Und wenn in dieser Familie die Tradition des Besenbindens erhalten wird und auf die Nachkommen übergeht, wird auch in späteren Jahren das Lied zu hören sein, welches die Ettringer Besenbinder sangen, wenn sie über die Dörfer zogen:

Der Bau der katholischen Pfarrkirche in St. Johann vor 200 Jahren

Heinrich Ackermann

Die Bewohner der landschaftlich schön gelegenen Gemeinde St. Johann, 400 m hoch am Fuße des Hochsimmers gelegen, sahen sich im ausgehenden 18. Jahrhundert genötigt, anstelle der alten kleinen, baufälligen Kirche ein neues Gotteshaus zu errichten. Für die damals rd. 180 Einwohner kein leichte Unterfangen. Leicht war es, den Standort zu bestimmen; denn die alte Kirche befand sich zusammen mit dem Friedhof an erhöhter Stelle am östlichen Ende des Dorfes. Platz war genug vorhanden. Die alte Kirche wurde abgebrochen und das noch verwertbare Material für den Neubau verwendet.

Während über die alte Kirche keine Aufzeichnungen und bildlichen Darstellungen vorliegen, sie soll um 1400 errichtet worden und mehr eine größere Kapelle gewesen sein, sind die Urkunden über Grundsteinlegung, Einweihung, die Handwerksrechnungen über den Neubau der Kirche noch alle im Pfarrarchiv vorhanden. Nach den alten Aufzeichnungen hat der damalige Pfarrer von St. Johann, Johann Theodor Senftleben, den Hofwerkmeister Michael Wirth aus Ehrenbreitstein beauftragt, „Baurisse“ für eine neue Kirche anzufertigen. Nach der Kirchenrechnung 1784/85 hat Michael Wirth als „Baudirektor der neuen Pfarrkirche vermög seines accords“ 147 rthlr. erhalten. Die noch vorhandenen Kirchenrechnungen geben Aufschluß, daß die Mayener Handwerker, nämlich Maurermeister Heins für Maurer- und Weißbinderarbeiten 1387 rthlr., die „Zimmerleuth“ Heinrich und Lotharius Rosenbaum 610 rthlr., der Schlossermeister Nikolas Geyer für 4480 t. geliefertes Eisen 280 rthlr. und für das Turmkreuz 22 rthlr., Anton Luxem für Steinhauerarbeiten etwa 300 rthlr., der Glasermeister Matthias Kretzer zusammen 57 rthlr., „blechschläger“

Johannes Baur für den Knopf auf dem Turm 6 rthlr., der „vergulder“ Josef Alken 11 rthlr. und 18 alb, die Leyendecker Jakob Kremer und Ignatius Bracht von Koblenz zusammen 455 rthlr. und der Mayener Schreinermeister Görg Schneider 26 rthlr. erhalten haben.

Der Hauptaltar wurde von der Familie von Breitbach von Bürresheim gestiftet und vom herrschaftlichen Schreiner Gregor Jax angefertigt. Dieser Altar, einfach im Aufbau, mit Rokoko- und Louis-seize Verzierungen geschmückt und von einem prächtigen Kruzifix barocken Charakters überragt, ist auch heute noch vorhanden.

Bei der in den Jahren 1784/85 erbauten Pfarrkirche handelt es sich um ein Gotteshaus im Zopfstil, besser im Stile des Louis Seize.

Am 30. August 1784 fand die feierliche Grundsteinlegung statt.

Die Niederschrift im Lagerbuch I über die Grundsteinlegung wie auch die Benediktion der Kirche ist kulturhistorisch zu wertvoll, als daß sie übergangen würde. Daher hier eine genaue Wiedergabe des Textes:

„Heut dato, 30 Aug. 1784 wurde in dem neuen pfarrkirchenbau zu S. Joan, welcher meistens auf Kosten der pfarrkirch selbstnen, ausser einem von dem Collegiatsstift zu St. Florin in Koblenz per aversum ad 200 rthl gethanen beytrag, geführt worden. Der sogen. erste Stein / lapis primarius / unter nachstehenden Ceremonien und formalitäten vormittags gegen 11 uhren gelegt. Es begaben sich nemblich Se Excellenz Franz Ludwig freyherr v. Bredibach, Herr zu Bürresheim, Sr. churfürstl. Dhl Clemens Wenceslaus zu Trier geheimder rath und obristkämmerer, auch Sr. Churfürstl. Gden zu Maintz geheimder rath, und Burggraf zu Starkenburg,

Oberamtmann in der Bergstrass, Amtmann zu Koblenz und Ehrenbreitstein, des hohen St. Michaelsordens gross Kreuzherr, auch des Kaiserl. königl. St. Josephs ordens ritter und der freyen reichsritterschaft am Niederrhein rath pp. mit Hochdero frau gemahlin, geb. Gräfin v. Walderdorf-Isenburg in einem sechs spännigem von dem Schloss Bürresheim abgefahrenen Wagen auf oben gemelten Bauplatz, nach hochdero ankunft so dann der Solenn actus von dem hier zu laut Ertzbischofflicher Concession eigends committirten Herrn Landdechanten des Ochtendunger Landkapitels und Pastoren zu Monreal mit Nahmen Erasmus Hurth in anwesenheit mehrerer dabey versammelten personon von hohen Adelstand, wie auch deren benachbarten Herrn Pastorn und anderen so wohl geist als weltlichen Herrn, so dann einer zahlreichen zuschauenden Menge Volks vorgenommen und erstlich der zubereitete stein mit der in Ritualien enthaltenen Form benediciret und eingesegnet, welches in einer Chorkapp so dan in Zustand zweyer Ministranten in leviten verrichtet wurde. Demnächst wurde der länglich viereckige und aus gehöhlte stein / welcher von solcher grösse ist, dass ein Mann denselben ohne sonderliche beschwerde aufheben konnte / auf in der Mauer, nemblich in dem Eck zur rechten Hand des Eingangs durch die gros-

se Kirchenthür ungefähr 6 schuh ober der Erde gelegenen platz hingelegt, und in dessen höhlung wurde ferner eine darin passende platte van Leyenstein gelegt, worauf folgende Inschrift zum denkmale eingestochen ist:

Pio sexto Summo pontifice
 Josepho II. Imperatore
 Clemente Wenceslao
 Archiepiscopo et Electore Trevirensi
 Franzisco Ludovico L. B. de Breidbach, Domino territoriali in Bürresheim ac Patrono Collatore hujus parochiae-nec non dilectissima ejus Conjuge Maria Anna Comitissima de Walderdorf-Isenburg
 Theodore Senfftleben curatore animarum
 Friderico Jones Satrapa ditionis
 Hac Sacra Domus
 Deo optimo Maximo
 Sub Patrocinio S. Joannis Baptistae aedificabatur.
 Et hic lapis primarius pridie Kalendas Septembris
 MDCCCLXXXIV
 per Decanum ruralis capituli ochtendungensis et parochum in Monreal Erasmus Hurth cum licentia Archi-Episcopali Solenniter ponebatur.

Vorstehende Inschrift wurde auch zu vor denen anwesenden vorgelesen, und sogar in teuscher sprach von benannten Herrn Landdechanten verständlich gemacht.

Auf vorgemalte platte wurden ferner zwey theilger, wovon eine mit weissen, die andere mit rothen wein angefüllet waren, gestellet wie auch folgende geld Müntzen, nemblich eine unter der Regierung des Churfürsten und Ertzbischofen von Trier Clemens Wenceslaus geprägte Ducat, ein Conventionsthaler in dem werth von 36 Batzen, ein sechsbatzener und treybatzener, so dan eine silberne denkmünzte von paps Pius VI. hinzugelegt.

Nachdem nun all obiges verrichtet, und der stein mit dem Deckel verschlossen und zugedeckt war, hat mehr benanter Solemnisierender Landdechant die ihm von dem Mauermeister Heins dargereichte schaufel ergriffen, mit derselben die von Kalg und sand angemachte speiss auf den stein geworfen und mit dem Mauerhammer zu dreymalen darauf geschlagen. Diesem nach traten Se. Excellenz Herr obrist Kammer freyherr v. Breidbach, Herr zu Bürresheim herrbey, legten ebenfalls eine schaufel voll speiss auf gemeltete platz mit

Die Pfarrkirche von St. Johann bei Mayen um 1920





Die Pfarrkirche St. Johann heute

dreymaligem hammerstreich auf den deckel des steins. letzteres hat so dann auch Se. Excellenz geb. gräfin v. Walderdorf-Isenburg als die Frau gemahlin des freyherrn v. Breidbach zu Bürresheim, die stiftsdame gräfin Sophia v. Renesse, der Herr graf v. Eltz, Chur-Mainzischer geheimer rath und obriststallmeister, der freyherr v. Clodt, Chur-Mainzischer obrist jäger Meister, Herr v. Rumlingen, Churfürst. trierischer Kammerjuncker und hauptmann einer grenadier Compagnie, der freyherr v. Trautenberg, Churfürst. trierischer Kammerherr und hauptmann einer fusilier Compagnie, Herr Pastor Senfftleben von St. Joan, die beiden Ministranten, nemblich Herr Pastor Haud von Rieden und Herr Menges, Pastor zu Kirchesch, der Bürresheimer Amtmann Jomes, Herr Molitor, stiftsdechant zu Meyen, Herr Camp, Camerarius des pellenzer Tractus und Pastor zu Obermending Her Betzinger, Pastor zu Ettringen, Herr Collet, Canonicus des stifts zu Meyen, Herr Custor vicarius daselbsten, Herr Cramer, choro socius, Herr Lentz, Kaplan der pfarrey Monreal, Herr Kisgen, frühmesser zu Rieden, Herr Zeining, frühmesser zu Kempenich, Pater Vere-

mundus Moser, OFM et concionator in tractu pellentiae, Herr Meesen, Amtsverwalter zu Meyen, Herr Michael Wirth, churfürstl. trier. hofwerkmeister und Baudirektor der neuen pfarrkirche, Herr Queng, Gerichtsschreiber und scheffen zu Meyen, Herr Transquin, Dhom-Capitularisch- und freyherr v. Warsbergischer Vogt zu Ober- und Niedermendig, der herrschaftl. Schultheis Dahm zu Waldesch und zuletzt die sendschöffen Wilhelm Müller, Peter Daub, Simon Spitzley von St. Joan und Joan Daub von Nitz-Bürresheim verrichtet.

Diesem nächst wurde ein feyerliches Messamt unter einer zelte gehalten und nach dessen vollendung ein von dem churfürst. trier. Mundkoch Philipp Hess zu bereitetes herrliches Mittagsmahl unter einer anderer grossen zelte, so in dem pfarrgarten an der Kirchen auf dem dasigem Wasem aufgeschlagen gewesen, mit 26 gedeckten auf freywilligen Kosten Sr. Excellenz gdgen Landsherrn eingenommen, auch so fort dieser tag nebst einer recreation deren Mauermeister und Gesellen, sodann samtlichen Gemeind-leuth von St. Joan unter mehrmaligem abfeuern deren schiesshacken und wiederholten vivatrufen auf feyerlichste beschlossen worden ist.

Zu dessen mehrerer Bestätigung und Versicherung, dass die Feyerlichkeit mit aller guten Lau-

ne von Sr. Excellenz gnädigen Herrn abgeloffen sey, haben Hochdieselbe auf vorgekommenen propos erlaubt, dass Herr Pastor Betzing von Ettringen die ganze gesellschaft mit mehreren Krügen voll Dählwein 1779 gewächs regaliert hat, welchen Dählwein durch einen herrschaftl. bedienter namens Wilh. Obre auf herrschaftl. befehl abgenommen worden."

Am 16. Oktober 1785 war die Kirche fertig und ist feierlich benediziert worden. Der Bericht im Lagebuch I der Pfarrei lautet:

„Die pfarrkirche ist den 16ten October 1785 von Herrn Landdechanten Hurt mit selbigen Ceremonien und Solennität eingesegnet worden / welcher Herr Landdechant die Ertzbischofl. Erlaubnis dazu bekommen hat / ausser allein, dass die gdge Herrschaft diesen Solenn act nicht in hoher person selbst beygewohnt und so fort nach der Einsegnung ist ein herrliches Mittagsmahl in dem pfarrhauss gehalten worden, wozu die gdge Herrschaft ein halb Ohm recht guten wein gegeben hat. Auf ansstehen der gantzen Nachbarschaft und anderer anwesenden herrn ist das fässgen in das speisszimmer getragen und auf einen Tisch geleet, so dann mit krepier (Krepppapier) unterleget worden, und da selbiges leer ware, wurde das fässgen auf die erden geleet, so fort die gantze gesellschaft darum in einem Kreys gedantzet, und gesprungen, mit heller stimme gesungen: unser fässgen ist aus, wir gehen nun alle nacher hauss. (Die Menschen bleiben doch dieselben!)"

Abgesehen von inneren Renovierungen blieb die Kirche unverändert bis 1923. In der „Cuno-Zeit“ wurde die Kirche um 8 m verlängert und der Turm erbaut. Eine große Gemeinschaftsleistung aller Bürger der Pfarrei, die in ungezählten Stunden hier wirkten.

In den Jahren nach dem 2. Weltkrieg wurde die Kirche mit drei neuen Glocken ausgestattet, eine zentrale Ölofenversorgung installiert und eine moderne Orgel beschafft.

Leider wurden 1964 die von Michael Alken aus Mayen geschaffene Kanzel und Teile der Beichtstühle sowie Verzierungen an der Empore entfernt. Gleichzeitig wurden die 1923 von Hans Glasen und Friedrich Wollenweber geschaffenen Gemälde überstrichen. 1968 wur-

den der alte Teil des Daches und der Turm neu mit Naturschiefer eingedeckt. 1972 wurde im Chor ein neuer Plattenbelag verlegt und ein Steinaltar aufgestellt.

Am 3. 12. 1972 hat Weihbischof Dr. Alfred Kleinemeilert die Kirche konsekriert und sie und den Altar entsprechend der vielen Jahrhunderte bestehenden Tradition dem hl. Johannes dem Täufer geweiht.

In den Jahren 1974 bis 1978 wurde die Kirche trockengelegt, Holzschutzarbeiten am Dach durchgeführt und ein neuer Außenputz angebracht.

Umfangreiche Bau- und Restaurierungsarbeiten sind dann von Juni 1982 bis März 1983, insbesondere durch viele ehrenamtliche Helfer ausgeführt worden. Die hl. Messe wurde während dieser Zeit in dem Jugendheim gefeiert.

Bei diesen Arbeiten wurde in der Kirche unter schwierigen Verhältnissen ein Keller zur Aufnahme einer Elektroblok-Speicherheizung erbaut. Desweiteren wurde die Decke der Kirche wärmegeklämmt. Die Nebentüren wurden durch besonders wärmegeklämmt neue Eichentüren ersetzt. Zur Marienkapelle hin wurde eine Doppelglastür angebracht. Nach dem Einbau von Isolier- und Wärmedämmschichten wurde eine neuer Bodenbelag verlegt. Die gesamten Elektroanlagen sind entsprechend den bestehenden Vorschriften auf den neuesten Stand gebracht und anstelle der einfachen Lampen Kronleuchter installiert worden. Die Bleifassungen der Fenster wurden repariert und teilweise erneuert. Der Steinaltar wurde neu scharriert. Das Innere der Kirche ist neu ausgemalt worden. Hierbei wurde Wert darauf gelegt, daß nach der Entfernung der nach dem Kriege aufgebraachten Dispersionsfarben erhaltenswerte Gemälde und Ausmalungen restauriert wurden. Vor allem konnte über dem Chor das übermalte „Jüngste Gericht“ wieder sehr gut herausgearbeitet werden. Der alte Kreuzweg wurde restauriert und wieder angebracht.

Heute stellt sich die Kirche innen und außen in einem sehr guten und gefälligen Zustand dar.

Am 25./26. August 1984, fast genau auf den Tag der Grundsteinlegung (30. 8. 1784), feierte die Pfarrei St. Johann mit einem Pfarrfest das 200jährige Bestehen ihrer Kirche.

Antun, der Leyer aus Kottem, sei Läwe on sei Stärwe

Mäet Leyerschoh on schwerem Träett,
net hastech net langsam, datt jeder kohm mäet,
de Hänn of em Röck, unejem Jubbe verschränkt,
än de Maul de Peif, de düchdech dämbt,
su jeng allmorjens, of Dezember oeder Mai,
de Antun vān Kottem of de Ley.

Er jeng naue su fast 50 Joer,
bere 14 on aues de Schull eraues woer,
do mähnt sei Vadder — de Häär hätt en seelech —
et wühr dach nau su Zeit allmählech,
datte hällefe on imm zor Seit däht stohn,
of de Ley wār ümme nach vill se dohn.

Er könnt sech och wähle batte wöll schaffe,
Dachlünner könnte wāre oeder Flasterstāhn mache,
och et Handwerk könnte liehre on Stānhauer wāre,
än de Ley könnte john, sech als Leyer bewāhre.
Kurzümm, er wößt dach batt of de Ley wühr jedohn,
lang jenoeh hätte dach de Sopp jedrohn.

Su soht sei Vadder on em Antun wuhr kloer,
datt of de Ley och sein Zokunest woer.
Leyer wollt' er wāhre, do hätte dränn Freud,
dach woer datt kähn Arwed für bange Leut,
köhn sein moßten de, Jescheck hänn on vill Verstand
ümm de Stāhn se brääche aus ihrer Wand.

On wenn och schwer woer de Arwed on gruß de Jefoher,
denn de Leyeduht sterwe su selten net woer,
trotz allem, de Antun wuhr Leyer, er woer jo net bang,
och kohme än de Liehr beien erfahrene Mann,
der kannt sech aues of on och än de Ley,
dem Antun broechte jāer, batte konnt, och bei.

Su wuhr de Antun Leyer dann.
Er woer düchdech, hätt ümmer jestallt seine Mann.
Och vedeene dohte jod on woer kährjesond,
datt dohtense imm üwriens bei de Mosterong och kond,
drümm wuhre och Soldat moßtem Kaiserreich dehne.
Siewe Penneng pro Daach dohte do nur vedeene.

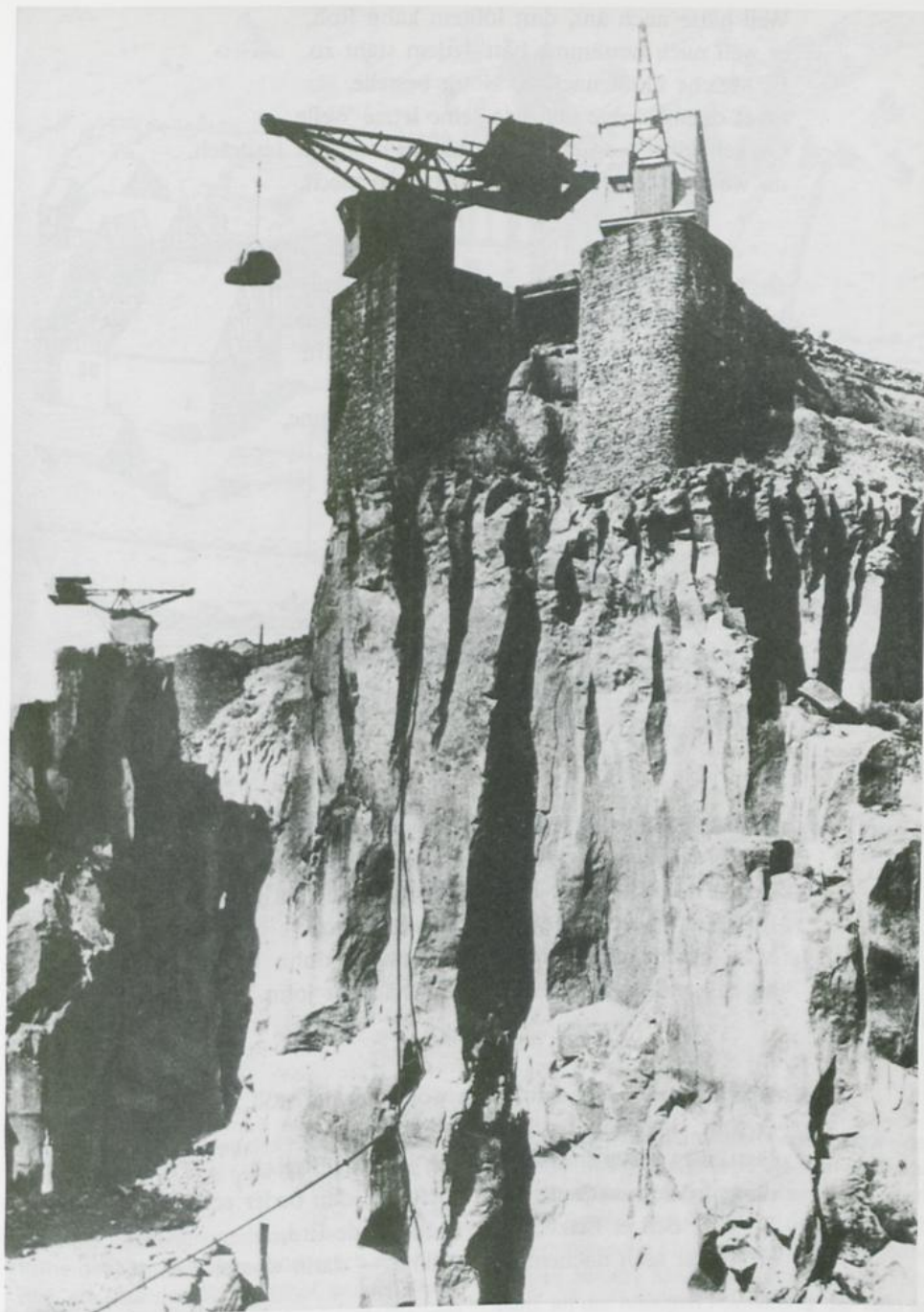
Zwei Joer broeschte bei de Soldate zo,
dann heset für de Antun: Reserve hat Roh.
Als Jefreite jenge af, kohm noh Kottem zoröck,
datt woer sei Dehäm, do woer sei Jelöck.
Och et Meiche, seine Schatz, doht do wänne,
er konnt vā demm Mādche sech net mie trenne.

Doch zonächst moßte schaffe on Jald vedeene,
dann konte sech leiste batte doht sech ersehne.
Et fehl imm net schwer wiede Arwed se fänne,
als jode Leyer dohten se all ihn kenne.
On bere wiede schaffe konnt än de Ley,
doh woere üscht dehäm on woer wiede frei.

Weil wuhr och jeheiot, et woer än de Zeit,
de Antun on et Meiche, se hatten vill Freud.
So woeren fleißech on spoersam on schafften sech än,
se bauten sech e Häusche on woeren jod dränn.
Och Känner kohmen än, drei Junge one Mādche,
de Peter, de Jakob, de Franz on et Gretche.

De Joere jengen hinn on de Zeit leef devänn,
de Känner woeren gruß, nur zeitweis dehäm.
Verbraucht hat de Ley och em Antun sein Kraft,
sei läwelang hatte och se vill jeschafft.
Nau wuhre nach krank on e föhlt et äß all,
on de Dockter söht em Meiche, er hätt net mie lang.

Be de Antun su leiht do denkte ännert Stärwe,
sei Läwe, sei Dohn on och sein Ärwe.
Er well nach, ife für ümmer jäht,
sech serächt mache für de Iwegkät.
Et kütt de Pastur on jett imm de Säje,
de Antun bedankt sech, doht wiede sech läje.



Basaltsteingrube zwischen Kottenheim und Mayen

Weil hätte nach änt, datt löbtem kähn Roh,
er well nach bestämme batt Jedem stäht zo.
Et Meiche moßt nach de Notar bestelle,
mäet demm dohte berohde seine letzte Welle.
On schließlech on endlech, noh em möhsam Jespräch,
do woere sech kloer drüwe, batte nau mech.

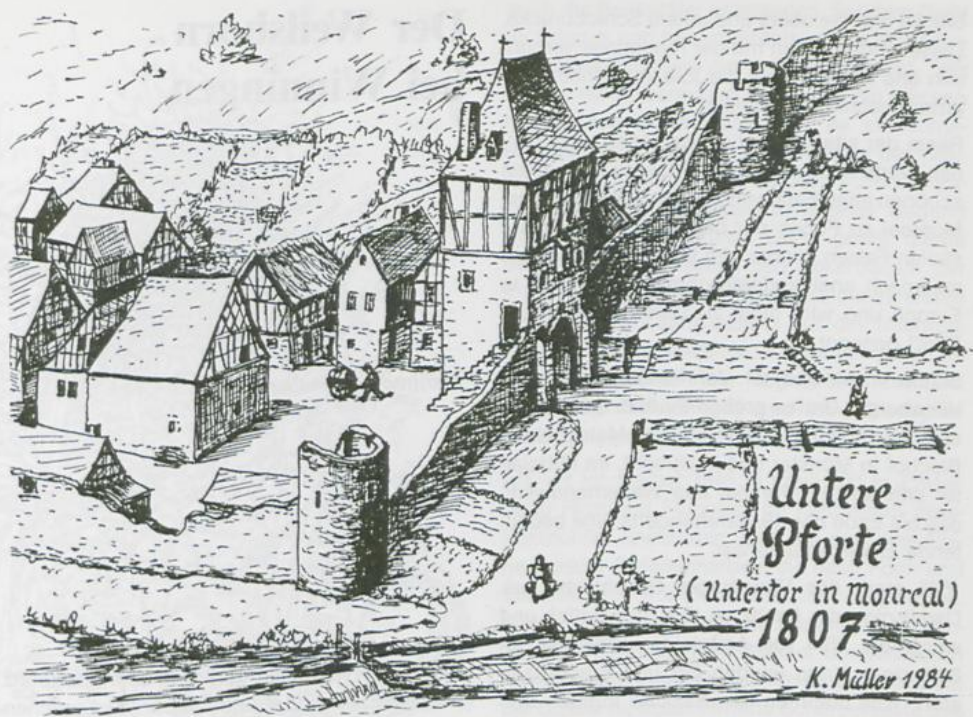
De Notzung vān Allem — su sohtem Notar —
krisch de Modde, et Meiche, mein jode Fraa.
Sesamme hämme jewöhlt, net nur jeschafft,
one su och e beßche Vermöje jemacht.
Uß salewer awer dohten mir kaum jett jünne,
oß Känner söllten datt äß besser könne.

All Möwel on Wösch jäht än et Gretche,
et äeß nauemohl oß änzech Mädche,
on weilet och sein söll kähn schlechte Partie
krischtet dozo nach datt Baamstöck em Lüh.
De üwerrege Feldche dählen sech
de Jakob on de Franz bröderlech.

Weil äm mäeste hätt jeholef on äm längste moßt woerte,
krisch de Peter, ose Älst, et Haues mäetem Joerte.
Demm Meiche, seine Fraa, awer paßt datt net janz.
Ihr wäret lewer et Haues krischt de Franz.
Mäet demm hattse ümmer äm lewste se dohn
on er konnt am beste och ümm mäet ihr john.

Drümm peket sech Mohd on woer och net stöll,
et söht, datt wär für de Peter se vill.
Datt awer woer em Antun siehr jähn de Stresch,
dann fröchte erstaunt: Bähr stirft hei, dau oeder ech?
Et woer och et Letzte, batte soeht of de Erd,
er streckt sech nachemohl on dann — dann woeret passert.

Alois Hoffmann



Monreal / Eifel

Karl Müller

Lat.: mons regalis; Berg des Königs oder königlicher Berg; 1193 wird Monreal Cunisberch (Königsberg) genannt.

Über die Entstehungszeit der Siedlung gibt es keine genauen Angaben. Südöstlich von Monreal, am heutigen Schäfererhof, wurden Reste einer fränkischen Siedlung freigelegt. Sie wird ins 4. Jahrhundert datiert, könnte aber auch bis in die keltische Zeit zurückreichen, denn Flurnamen wie: Au, Suhr, Ley, Nier, Höll usw. sind keltischen Ursprungs. Aus diesen Ansiedlungen entstand später der Ort Monreal, der zur Grafschaft Virneburg gehörte. Graf Hermann III., der am 5. Kreuzzug teilnahm, baute 1229 die jetzige Löwenburg. Durch Einfluß der französi-

schen Ritterkultur erhielt Monreal auch seinen heutigen Namen. 1210 wird Monreal schon als Pfarrei erwähnt. Möglicherweise war der alte Ort im Bereich des Friedhofs, da dort bis 1887 eine romanische Kirche stand. Anderen Vermutungen zufolge könnte er unter der Philippsburg, an der heutigen Pfarrkirche, die 1460 anstelle der alten Kirche erbaut wurde, entstanden sein. War die Philippsburg ein Landhaus der Virneburger Grafen, das Graf Hermann 1229 mit dem Neubau der Löwenburg verband?

Er schloß den Ort von beiden Burgen aus mit einer Schutzmauer (Ringmauer) ein, die durch Ober- und Untertor unterbrochen wurde. Die Elz überspannen noch heute die mittlere Fahr-

brücke und die obere und untere Schloßbrücke. Diese beiden waren mit der Ringmauer verbunden und konnten, wie die Tore, mit einem Fallgitter geschlossen werden.

Reste der alten Befestigungsanlage umschließen heute noch den alten Ortskern mit seinen schönen alten Fachwerkhäusern. Überhaupt ist Monreal zu Füßen der beiden Burgruinen auf steilen Felsen, rechts und links des Elzbaches malerisch aneinandergeschmiegt, einmalig in Europa und wird nicht zu Unrecht „Perle der Eifel“ genannt.

Schon im 14. und 15. Jahrhundert hatten die Virneburger Grafen großen Einfluß. Sie stellten einen Erzbischof in Köln und in Mainz, einen Bischof in Münster und in Utrecht. Im Mittelalter entstand in Monreal das Weberhandwerk, das bis Ende des 19. Jahrhunderts eine bedeutende Erwerbsquelle war.

1546 starb das Virneburger Geschlecht aus. Damit ging der Besitz an Kur Trier zurück und wurde bis 1794 von Amtsleuten verwaltet. Im 30jährigen Krieg wurden Ort und Burgen zerstört. 1689 brannten französische Truppen Burgen und Ort nieder. Die Burgen sind seitdem Ruinen.

Monreal erhielt nach dieser Zerstörung die Erlaubnis, dreimal im Jahr Markt halten zu dürfen, eine kleine Wiedergutmachung, und erholte sich dadurch wieder schnell von den Folgen des Krieges. Diese Märkte gab es noch bis ins Jahr 1887. Jeder Händler, Handwerker und Bauer konnte seine Erzeugnisse verkaufen. Im Oktober 1794 zogen französische Revolutionstruppen durch Monreal und zerstörten viele religiöse Denkmäler und Einrichtungen. 1815 wurde das Rheinland wieder preußisch. Vom 1. Januar 1814 bis zum 1. Februar 1816 waren in Monreal über 7000 Soldaten über einen langen Zeitraum einquartiert, Franzosen, Preußen, Hessen, Russen Sachsen und Oldenburger. Im Ort entstand bittere Not. Hunger und Gewalt waren die Folgen. Das Ende der Tuchmacherei brachte mancher Weberfamilie Not und Elend. Zwischen 1870 und 1890 wanderten viele Bürger nach Amerika aus oder suchten sich eine Arbeit in Schiefer- und Basaltgruben. Mit dem Eisenbahnbau 1892—1895 ging es dann wieder bergauf. Der Tunnelbau durch den Berg der Burgruine gab vielen wieder Arbeit und Brot. In dieser Zeit entstanden die noch heute existierenden Gasthäuser. Naturfreunde, Historiker, Fotografen, Maler und Wanderer finden in Monreal noch alles das, was in heutiger Zeit so selten geworden ist.

Der Weilsborn bei Winingen

Manfred Löwenstein

Wer von Winingen das Tal zum Flugplatz hochwandert, findet unmittelbar vor Erreichen der Hauptterrasse links der Straße an der Talböschung eine kräftig fließende Quelle, den Weilsborn, von dem auch das Tal seinen Namen hat. Sein Wasser ist frisch und klar, rinnt es doch unmittelbar aus der Felswand, und es versiegt nie.

Wenn es im Sommer so richtig heiß war, so daß beim Heumachen oder in der Getreideernte der Schweiß in Strömen floß, oder wenn beim „Krombierebotze“ oder „Rümmelcher-auslichten“ das Feld immer länger zu werden schien, weil der mitgebrachte Trinkvorrat längst aufgebraucht war, dann dauerte es nicht lange, bis es hieß: „Kinner, gieht mol an et Weilsbörche Wasser holle!“

Den leeren Krug oder „Bummes“ in der Hand zogen wir los, querfeldein, um abzukürzen. Wir kannten die Wege: Wenn man von oben her an die Quelle heranging, brauchte man nicht den Umweg von untenherum zu machen. Aber es hatte seine Tücken, den schweren Krug in der Hand die steile Böschung hinunterzurutschen. Wie leicht geriet man da unversehens weiter als man wollte, dahin, wo der Boden sumpfig war und die fast mannshohen Brennesseln begierig auf ihr Opfer warteten. Und dann die Stechmücken und Bremsen, die hier in ganzen Rudeln über einen herfielen! Unten angekommen — so oder so — gings gleich ans klare kühle Naß, das in hellem Strahl, über eine provisorische Rinne geleitet, aus dem Felsen



sprang. Ha, wie tat das gut, das kalte Wasser in das schweißverklebte Gesicht zu schwappen und über die Bremsenstiche an den Armen laufen zu lassen und dann aus der hohlen Hand zu trinken, soviel man wollte und konnte! War der Durst gestillt, der Krug gefüllt, galt es wieder, sich durchzukämpfen durch Bremsen und Nessel, über schlüpfrigen Boden und dann den schweren kalten Krug schleppend durch die pralle Sonnenhitze zu den anderen, die schon sehnsüchtig auf den kühlen Labetrunk warteten.

Was für ein Geschenk war doch das „Weilsbüchle“ zu einer Zeit, als es noch keine Traktoren gab! Zur Handarbeit auf dem Feld ging man zu Fuß, um das Vieh nicht unnötig der Hitze auszusetzen, und so konnte man neben dem Arbeitsgerät nur einen begrenzten Trinkvorrat mitnehmen. Freilich, es war damals auch noch selbstverständlich, daß man Wasser trank, wenn man durstig war, was heutzutage selten geworden ist.

Die Entstehung der Quelle reicht zurück in die letzte große Eiszeit vor 600 000 Jahren, als der Moselgletscher sich das jetzige Tal grub und

auch die Seitentäler entstanden. Seitdem fließt ihr Wasser und hat ungezählten Tier- und Menschengenerationen zur Labung gedient. Wir wissen nicht, wann zum ersten Mal ein Mensch hier seinen Durst stillte. War es ein vorgeschichtlicher Jäger, der dem Wild an der Wasserstelle auflauerte? Gab es doch schon zu Ende der Eiszeit Menschen in unserer Gegend (*Homo Heidelbergensis*). Ganz gewiß diente das Wasser der Quelle den Ackerbauern der frühen und späteren Hallstattzeit, die im ersten vorchristlichen Jahrtausend auf der fruchtbaren Hochfläche siedelten, von denen neben allerlei Bodenfinden die Hügelgräber auf dem Heideberg (Hexenhügel) und im Rübener Wald Zeugnis geben.

Als wir im Herbst 1945 in etwa 200 m Entfernung Richtung Flugplatz im Feld einen Bombentrichter eiebneten, fand ich dort eine Reihe dunkler Gefäßscherben, die nach Form und Material der frühen Hallstattzeit angehören. Meine Vermutung, daß die damaligen Bewohner der Hochfläche ihr Wasser am Weilsborn holten, bestätigte sich, als ich im Bachkies bei der Quelle rundgeschliffene Scherbenreste des gleichen Materials fand. Hier waren offensichtlich beim Wasserholen schon damals Gefäße zu Bruch gegangen — „Der Krug geht so lange zum Wasser, bis der Henkel bricht.“

Doch nicht nur dunkle, grobe Scherbenreste waren im Bachkies zu finden, sondern auch feste, glatte, ziegelrote *Terra-sigillata*-Scherben römischer Herkunft. Denn unmittelbar 100 m oberhalb der Quelle stand in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten ein römisches Landhaus, ähnlich dem in der Nähe der jetzigen Autobahnbrücke. Viele Mauersteine und Ziegelreste in den Feldern weisen darauf hin, und in der jungen Getreidesaat kann man im Frühjahr recht gut den Verlauf ehemaliger Mauern erkennen.

Neuerdings ist im Zuge des Straßenausbaues der Weilsborn zugemauert und die Quelle in eine Brunnenanlage gefaßt worden. Wo vordem nicht nur Weidenbäume und Brennnesseln standen, sondern ein reichhaltiger Biotop anzutreffen war, wurden Abraummassen aufgeschüttet und ein Rastplatz angelegt. Leider! — so möchte man sagen. Denn damit ist einer der wenigen, noch ursprünglich erhaltenen vorgeschichtlichen Brunnen unwiederbringlich verloren und die Möglichkeit für weiterführende Forschungen genommen. Doch das Wasser des Weilsborn plätschert weiter, wie es durch all die Jahrtausende bisher geflossen ist.

Geschichten und Anekdoten vom Hatzenporter „Acker-Klääs“

Thomas Ibold

Der Hatzenporter „Acker-Klääs“ war ein echtes Moseloriginal. Sein richtiger Name war Nikolaus Ibold, da es im Dorf jedoch mehrere Männer mit diesem Vornamen gab und er aus dem „Acker“ (einem Dorfteil von Hatzenport mit vielen Gärten) stammte, nannte man ihn den „Acker-Klääs“. Er arbeitete als Weichensteller im Hatzenporter Stellwerk und war immer zu einem Spaß aufgelegt. Er war bekannt für seine Streiche, die er den Leuten gerne spielte, und noch heute nennt man in Hatzenport einen gelungenen Streich: „Dat säin Acker-Klääs-Spring!“¹⁾

Nikolaus Ibold wurde 1870 geboren und starb 1936, kurz nachdem er beim Kirschenpflücken vom Baum gefallen war. Noch heute gedenken die Hatzenporter beim alljährlichen, Anfang September stattfindenden Ackerfest dieses schalkigen Moselaners aus dem Acker.

Die nachfolgenden Geschichten wurden dem Autor von alteingesessenen Hatzenportern erzählt, die teilweise auch mit dem „Acker-Klääs“ verwandt sind. Mein besonderer Dank gilt somit Herrn Wilhelm Rauen und Herrn Mathias Cottin für freundliche Unterstützung und Fotomaterial. Außerdem hat der Autor versucht, die Anekdoten in Hatzenporter Platt zu schreiben.

Die Ischicht von der Gluck met der ville Heez²⁾

En der domolije Zäit kom et oft fir, dat ma bäi annere Läit Eier kaaft hat, im se der Gluck unnerzeläje³⁾. Su kom et dann och, dat en äldere Fraa⁴⁾ aus Hatzepott denn Acker-Klääs im e paar Eier ifrocht hat. Oose Klääs hat nadierlich paar ihat, ower weil et en richtije Lausert⁵⁾ war, hat en die Eier, befier en se der Fraa jen hat, ikocht!

En gooder Hoffnung hat se dann, ohne wat ze merke, die ikochte Eier der Gluck unnerilächt. Wie et net annichter⁶⁾ kumme kunnt, hat dat Veeh isäb un isäb un die dobbelde Zäit isäb — kein Ergebnis! Ze gooder Letzt es die Fraa dann doch mol zum Acker-Klääs jange un hat ifrocht: „So mol, Klääs, die Eier, die dau mir jen has, do stemt wat net. Die Gluck sezt schun die dobbelde Zäit droff, ower et dot sich näist.“ „Ei, pass off,“ sät du der dreckich Kerl „däin Gluck wird zovill Heez entwickelt han. Et kann säin, dat die Eier dodurch ikocht wure säin.“ Jo, wat sollt die arme Fraa da och annichter feststelle, als se die Eier noiguckt⁷⁾ hat — die waren tatsächlich ikocht! Sät dem hat die Fraa der Gluck met der ville Heez nie mie Eier zum Breede⁸⁾ unnerilächt, un de Acker-Klääs hat die Lacher off säiner Säit ihat.

Erklärungen:

- 1) Acker-Klääs-Spring = Acker-Klääs-Sprünge; was soviel bedeutet wie: So hätte es der Acker-Klääs auch gemacht.
- 2) Heez = Hitze
- 3) unnerzeläje = unterzuliegen
- 4) Fraa = Frau
- 5) Lausert = Lausejunge
- 6) annichter = anders
- 7) noiguckt = nachgesehen
- 8) Breede = Brüten

Die Ischicht von der Heener¹⁾, die zwei Eier am Daach²⁾ ilächt han

Met der Heener han se em Dorf frejer³⁾ vill doher imacht⁴⁾. Jedem war ower och klar, dat e Hoohn hichsdens⁵⁾ ein Ei am Daach läje kann.

Su han die Lait och janz dumm iguckt, als eines Daachs de Acker-Klääs erzellt hat, er hätt Heener, die däden **zwei** Eier am Daach läje. All han se du ower doch emol ilacht un han isot: „Dat jet et doch jarnet“, ower nadierlich wolden se all vom Klääs wesse, bat dat fir Heener wäre un bi dat met der zwei Eier fir sich jäng. „Jo“, hat de Acker-Klääs du janz bedächtlich anifange ze erzelle „Mäin Heener läje, bi äier⁶⁾ och, jede Morje e Ei. Dann jon ich ower bät Kranze Greet⁷⁾, kaafe e gruß Glas von demsäinem „Suckelbier“ un jen et denne Heener ze drenke. Wenn se dat isoff han, jen se su meed⁸⁾, dat se em die Medaachszeit entschlofe. Su Mede Nomdaach⁹⁾ jen se dann widder wach, maane¹⁰⁾, et wär morjens un läje dann derekt dat zweide Ei. „Vill Lait, die drimerim¹¹⁾ istanne han, han laut ilacht, ower ma erzellt sich, dat von Kranze ihrem „Suckelbier“ ab demm Daach mi verkaaft wure es, als an denne Daach dofir.

Erklärungen:

- 1) Heener = Hühner
- 2) Daach = Tag
- 3) frejer = früher
- 4) vill doher imacht = viel daher machen; viel Theater
- 5) hichsdens = höchstens
- 6) äier = eure
- 7) Kranze Greet = Ihr Vater hatte eine Wirtschaft
- 8) meed = müde
- 9) Mede Nomdaach = Mitte des Nachmittags
- 10) maane = meinen
- 11) drimerin = drumherum

Die Ischicht von dem anischwemmte Päärche

Et war en der Zait, wo en Hatzepott mol widder Huwasser war. Baim Säise Pitter em Ischäft, owe an der Schillingsjass, hann vill Lait istanne. Nadierlich hat ma sich och iwer dat Huwasser, dat langsam widder zereckjong, unnerhale. Plötzlich kom de Acker-Klääs eren — met em duderschte¹⁾ Isicht. „Jo, Klääs,“ han die Lait ifrocht „wat es loss? Bat machste fir e Isicht?“ „Stellt äich fir,“ hat de Klääs du isot „owe iwerm Bahnhof, no Burje zo, do hannse doch tatsächlich e Päärche ilännt²⁾, un dat Schleme dodran — die zwei waren och noch met Kurdel zesamme ibunne³⁾!“ Die Lait em Lade hann wie versteinert do istanne un du nadierlich denn Acker-Klääs bestürmt, ber dat da war, denn se do raus izeche hätte. Ohne dat Isicht zo verzeje hat de Klääs du verzellt, bi



Der Hatzepporter „Acker-Klääs“ mit seiner Frau, der „Bopparder“, etwa zu Beginn der zwanziger Jahre

schwer et iwes wär, die zwei and Land ze zeje; dat ma noch net weest⁴⁾, bohin se ihiere däde un dat schrecklichste wär iwes — denne zwei wären och noch die Zunge rausischniede wure! Als die Lait dat ihiert han, han se sich nedmie enkreet⁵⁾, bi schrecklich un grausam die janze Sach doch wär un et jof⁶⁾ hin un her lamendeert⁷⁾. Dat jong paar Minutte su, bis de Acker-Klääs off amol ze grinse anfang, un isot hat: „Na jo, suu schleem war dat jo och widder net. Et es jo net schaad im dat aale Paar Schoh!“ — Et hat net vill ifählt, un die Lait, die all imaant⁸⁾ han, do wären zwei Persone and Land izeche wure, hätten dem Acker-Klääs no dem Schreck noch en Tracht Prüjel verpasst.

Erklärungen:

- 1) duderscht = todernst
- 2) ilännt = geländet, an Land gezogen
- 3) ibunne = gebunden
- 4) weest = wüßte
- 5) nedmie enkret = nicht mehr eingekriegelt; sich über eine Sache lange aufgehhalten
- 6) jof = wurde
- 7) lamendeert = lamentiert
- 8) imaant = gemeint

Die Ischicht vom Acker-Klääs säiner Handkäsjer¹⁾

Weil die Lait ower langsam imerkt han, wat de Klääs fir eine war, es et ab un zo och mol fir-kumme, dat en selwer renilächt wure es. Die bekannteste Ischicht von der Sort es die Sach met der Handkäsjer. Wie isot hat de Acker-Klääs bäi der Bahn ischafft un war owe off em Hatzepotter Stellwerk beschäftigt. Wie ma sich denke kann, hat en do ziemlich roijs²⁾ Poste ihat. Jetz war et an em Daach, bo en Rotte fir dem Stellwerk met Arwet an der Gleise un Weiche beschäftigt war. De Barze Wellem war Rotteführer. Un bi die Kerle do schwer am Schaffe ware, morjens su em die Freehsteckszäit, du hat de Klääs dat Fenster offimacht un dänne Männer unne zoifro: „Guckt emol, guckt emol, wat de Acker-Klääs fir scheene Handkäsjer hat!“; dobäi hat en dann och zwei wirklich fäine³⁾ Exemplare hu ihalle. Denne Männer, die do schwer am schaffe ware, es nadierlich dat Wasser em Mund zesamme ilaaf, un de Barze Wellem hat sich baal gren un blau iärjert. „Na waart, Klääs,“ hat en idacht „dat lo kreest⁴⁾ de widder.“ Un er hat, su hennerimm⁵⁾, einem von säiner Kerle wat end Uhr iflüstert. Der hat sich du heimlich ab imacht un es bäi de Acker-Klääs haam⁶⁾ ilaaf, bäi die „Bupparder“, dem Klääs säin Fraa.⁷⁾ Der hat en du erzelt: „Äire Klääs hat uss owe von äirer scheene Handkäsjer erzelt un jetz wolde mir die mol probeere. Bezaalt säin se schun!“ Die „Bupparder“ hat sich du och nix bäi idacht un hat dem Kerl suvill Käsjer metjen, bi der han wollt. „De Klääs hat dat Jeld jo,“ hat se idacht.

Bi de Acker-Klääs im de Medaachszeit denne Männer du widder de Mund wässerich mache wollt, du han die all die Käsjer hu ihalle (jeder zwei) un han ilacht. Dem Klääs hat et du idämert, dat de Barze Wellem ihn erenilächt hat un omens⁸⁾ hat et bestemt och noch Senge von der „Bupparder“ owedren jen.

Erklärungen:

- 1) Handkäsjer = kleine Käsestücke
- 2) roijs = ruhigen
- 3) fäine = feine
- 4) dat lo kreest ... = das da kriegst ...
- 5) hennerim = hintenrum
- 6) haam = heim
- 7) Bupparder = die Frau vom Acker-Klääs kam aus Boppard, und so wurde sie im Dorf nur die „Bupparder“ genannt. Sie wohnten damals im heutigen Haus Oberstraße Nr. 92
- 8) omens = abends

Die Ischicht vom Kautabak

En der domolije Zäit han die Männer jer „ipriemt“: Bäim Säise Pitter em Ischäft joft¹⁾ et klaane Schächdelcher met Prieme dren ze kaafe. De Säise Pitter hat sich och nix dobäi idacht, bi de Acker-Klääs immer no paar leere Kautabaksschächdelcher ifrocht hat un hat em jer paar metjen²⁾. Su war da mol widder Medaachspaus off der Gleise un no em Esse han die Männer immer noch jer e besje „ipriemt“. Bi se de Acker-Klääs iseen han, han se irof: „Äi, Klääs, haste net besje wat zum Prieme“? — un han grube Aue imacht, bi oos Klääs sojar janze Schächdelcher met dem Ischeer³⁾ verdaalt⁴⁾ hat. Ower die Verwunnerung hat net lang anihalle. Bi die irschde Kerle anfinde, die „Prieme“ ze kaafe, han se dat Isicht verzoche un de Kroom⁵⁾ widder ausispuckt. Bat war loss? Der dreckich Acker-Klääs hat von denne Elektrokaibel die decke, schwazze Isolierung aafischniede⁶⁾ un en die leere Schächdelcher idoon. Dat hat du ausisehn bi richdije Kautabak. Verprüjelt han se den Klääs net, ower se mooste mol wider feststelle: „Dat säin echte Acker-Klääs-Spring!“

Erklärungen:

- 1) joft = gab
- 2) metjen = mitgegeben
- 3) Ischeer = Zeug, Plunder
- 4) verdaalt = verteilt
- 5) Kroom = Kram, Zeug
- 6) aafischniede = abgeschnitten

2000 Jahre Moselschifffahrt

Hans Würfel

Zwei Jahrzehnte Großschiffahrtsstraße Mosel mögen Anlaß zu einem Rückblick auf zwei Jahrtausende Schifffahrtsgeschichte dieses Flusses sein.

Bis zum Jahre 51 v. Chr. hatten die Römer unter Caesar Gallien bis zum Rhein erobert und im heutigen Trier und Koblenz feste Lager für ihre Legionäre angelegt. Kaiser Augustus begründete neben den Hauptstädten seines Reiches, nämlich Rom im Süden und Byzanz im Osten, im Jahre 16 v. Chr. in Trevis-Trier der Stadt der keltisch-germanischen Treverer, seine Hauptstadt des Nordens als „Augusta Treverorum“, die 1984 ihr zweitausendjähriges Bestehen feiert. Die Treverer befuhren die Mosel mit Einbäumen und fellbespannten Holzgestellen. Die Römer, für die Versorgung ihrer Truppen an Mosel und Rhein mit Lebensmitteln, Waffen und Gerät auf einen Wasserweg angewiesen, bauten stabile Holzschiffe von 5 bis 6 t Tragkraft, ähnlich dem bekannten „Neumagener Weinschiff“, das ein römischer Weinhändler sich als Grabmal in Stein hauen ließ. Zu Tal ließen sich diese Fahrzeuge treiben und wurden gerudert oder gestakt, zu Berg von Schifferknechten vom Ufer aus mit an einem Bootsmast hängenden Seil gezogen, „getreidelt“, wie es der kaiserliche Prinzenzieher Ausonius um 380 n. Chr. in seinem berühmten Lobgedicht „Mosella“ beschrieben hat.

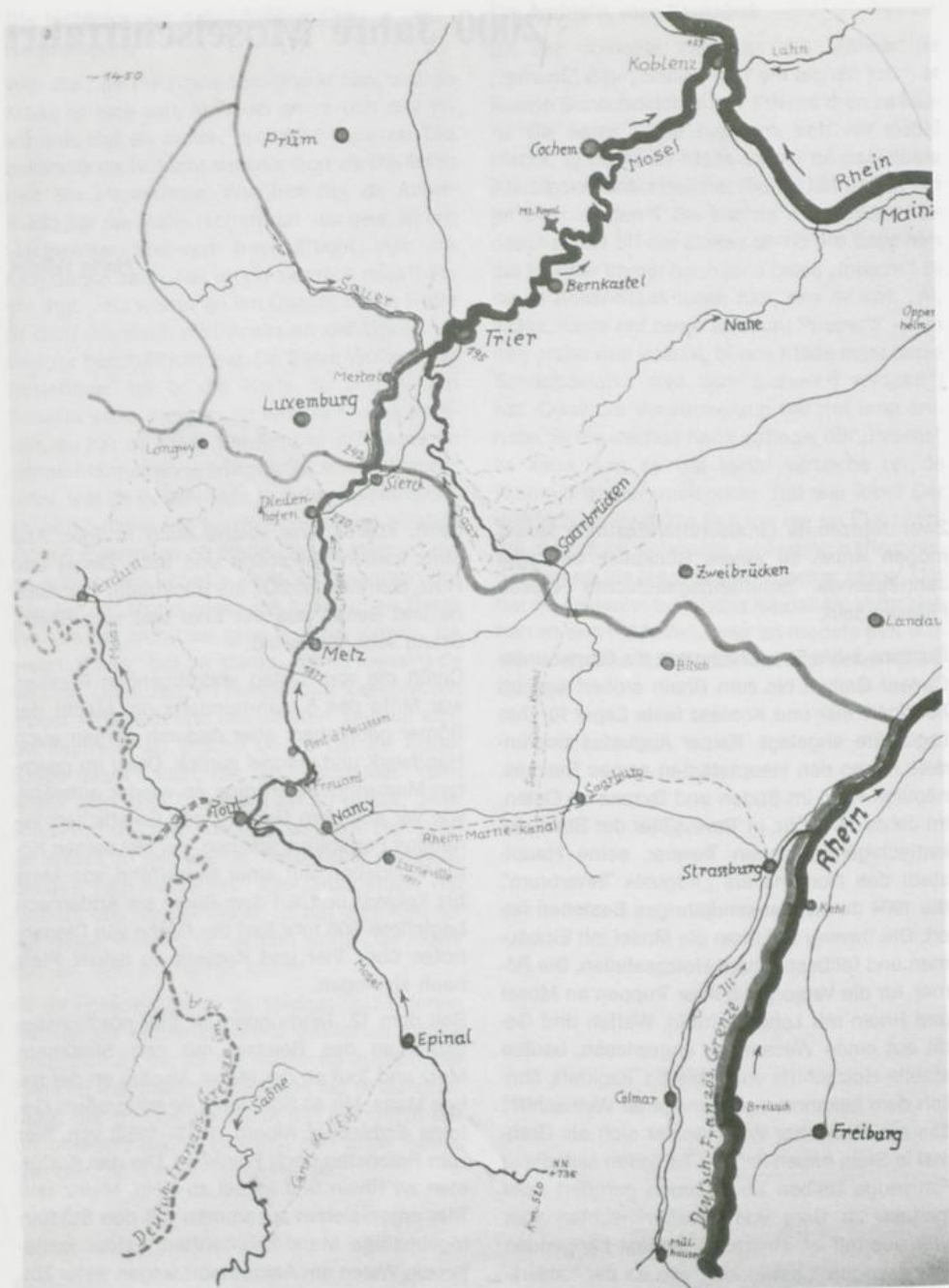
Später wurde auch mit Pferden getreidelt. — In der Kaiser-Residenz Trier waren Tuchwebereien und Töpfereien sowie sonstige Handwerksbetriebe, deren Produkte verschifft wurden, auch Wein in Fässern. Schiffbau in Trier ist schon bezeugt für das Jahr 289. Schon im zweiten Jahrhundert bestand in Metz eine Schiffer-

zunft, später eine solche auch in Trier. Aus Metz kamen Kalksteine und Salz, Ziegel und Holz, Getreide und Öl, als Rückfracht Mühlsteine und Basalt aus der Eifel und vom Rhein, Granit vom Odenwald.

Durch die vom Osten andrängenden Franken war Mitte des 5. Jahrhunderts die Macht der Römer gebrochen; aber dadurch gingen auch Handwerk und Handel zurück. Doch im geeinten Merowingerreich ging es wieder aufwärts, wie wir aus dem Gedicht des Geistlichen Venantius Fortunatus ersehen, der 588 seinen König Childebert auf einer Moselfahrt von Metz bis Koblenz und auf dem Rhein bis Andernach begleitete. 806 fuhr Karl der Große von Diedenhofen über Trier und Koblenz zu seiner Pfalz nach Nymegen.

Seit dem 12. Jahrhundert ist Trier nördlichstes Erzbistum des Reiches mit den Bistümern Metz und Toul an der Mosel, Verdun an der nahen Maas. Mit 40 Schiffen fuhr mit großem Gefolge Erzbischof Albero (1131—1152) von Trier zum Reichstag nach Frankfurt. Die drei Kurfürsten an Rhein und Mosel zu Köln, Mainz und Trier organisierten zusammen mit den Städten regelmäßige Markt-Schiffahrten. Leider kosteten die Waren am Ankunftsort wegen vieler Zölle oft bis zum Doppelten des ursprünglichen Preises. — Der Moselstrecke bediente sich auch der Fernhandel der moselnahen Landgüter und Klöster nach Nieder- und Oberrhein, nach Schwaben und Thüringen. — 1512 fuhr Kaiser Maximilian I. die Mosel hinauf zum Fürstentag nach Trier.

Nach dem 30jährigen Krieg kamen Metz, Toul, Verdun und das Elsaß an Frankreich, das 1670 auch Lothringen mit Diedenhofen (Thionville)



besetzte. Ludwig XIV. annektierte ab 1679 die linksrheinischen Gebiete mit Straßburg und dem Moselland, wo er Burgen, Schlösser und Klöster zerstören ließ. Bei Traben-Trarbach wurde die Festung „Mont Royal“ als Zwingburg für

das Moselland errichtet. Das französische Militär bediente sich der Mosel für seine Transporte. 1697 aber verlor Frankreich Lothringen wieder und verzichtete auf die Pfalz. 1766 fiel Lothringen durch Erbschaft wieder an Frankreich.

Die Natur der Mosel selbst war nicht günstig für die Schifffahrt: trockene Sommer brachten sie zum Erliegen, Hochwasser und Eisgang ebenso; starke Krümmungen und Felsen im Flußbett bedeuteten Gefahren für die Schiffsführer. Schädlich waren auch die Stapelrechte der Moselstädte und die Zoll-Erhebungsstellen der Landesherrn und Bischöfe, die eine Verteuerung der Waren bewirkten.

Seit Mitte des 18. Jahrhunderts strebte Frankreich eine Verbesserung seiner Wasserwege an; besonders Lothringen sollte aus seiner Verkehrsferne heraus. Aus dem dort wachsenden Industriegebiet im Raum Metz — Thionville — Longwy sowie Nancy Minette-Erze frachtgünstig ins Ruhrgebiet zu bringen und von dort Ruhrkohle nach Lothringen, war das Ziel.

An der Obermosel wurden um diese Zeit Hüttenzeugnisse, Kohle, Getreide, Steine und Erden, Salz, Burgunder-Weine sowie Tüche aus Metz und Luxemburg verschifft.

1789 überrannten die französischen Revolutionsheere Kurtrier. Im Frieden von Lunéville 1801 kam das linke Rheinufer mit der Mosel an Frankreich, Trier wurde Hauptstadt des „Saar-Departements“.

Nach den Befreiungskriegen kam 1814 das Rhein- und Moselland zu Preußen mit der Hauptstadt Koblenz. Bezirksregierungen mit „Wasserbau-Inspektoren“ für die Mosel wurden eingerichtet in Koblenz und Trier; 1851 trat die „Rheinstrombauverwaltung“ in Koblenz ins Leben mit der Oberaufsicht auch über die Mosel.

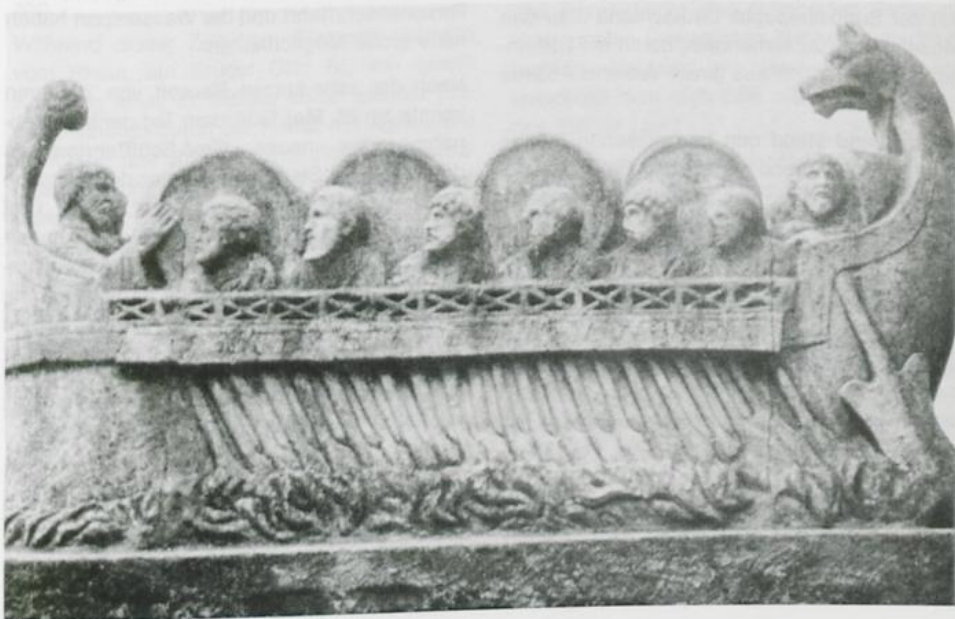
Um 1830 fuhren auf der Mosel Schiffe bis zu 3,5 x 24 m mit einer Tragkraft von 110 t zu Tal, zu Berg bis 70 t, getreidelt von bis zu 6 Pferden.

Ab 1835 bauten die Franzosen oberhalb des Grenzortes Sierck Buhnen in die Mosel, Preußen tat auf der deutschen Strecke das Gleiche. Die erhoffte Fahrwassertiefe wurde damit jedoch nicht erreicht.

Frankreich glaubte nicht an einen Ausbau der Mosel durch Preußen für die Großschifffahrt und begann daher den Bau eines Kanals von Thionville zum Marne-Rhein-Kanal und damit zur Mosel bei Frouard.

Am 13. 12. 1839 befuhr das erste Dampfschiff die Mosel, es war die „Ville de Metz“. — Nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 kam Elsaß-Lothringen wieder zu Deutschland. Jedes Land sollte auf seinem Gebiet den Moselausbau weiter betreiben, so war es im Friedensvertrag zwischen Deutschland und Frankreich vereinbart. Der erste Entwurf für eine Stauregelung Metz — Koblenz mit 25 Stufen wurde 1885 von dem Metzger Ingenieur Friedel aufgestellt. — Als 1879 die Eisenbahn Koblenz

Neumagener Weinschiff



— Trier fertig wurde, ging die Moselschiffahrt stark zurück.

Nach dem ersten Weltkrieg fällt Elsaß-Lothringen wieder an Frankreich zurück. Beide Länder haben keine Lust zum Moselausbau, da sie das Gebiet als „Exponierte Grenz-Region“ betrachten. Hinzukommt, daß Schweden-Erze besser ins Ruhr-Revier gelangen als die armen Lothringer Minette-Erze. — Eine „Interessengemeinschaft Mosel — Saar“ verfaßte 1926 eine Denkschrift zum Ausbau von Mosel und Saar.

Am 1. Oktober 1936 setzt die deutsche Reederei „Rhenus“ ein Zeichen mit der Fahrt eines Motorschiffes mit 225 t Ladung und 1,55 m Tiefgang bis Schengen im Luxemburgischen.

Ohne Rücksicht auf Bedenken der Ruhr-Industrie stellte 1938 die Deutsche Reichsregierung einen Entwurf zum Moselausbau auf. Nach ihm wird 1941 der Bau der Staustufe Koblenz begonnen, die jedoch erst 1951 in Betrieb genommen werden kann. Eine Stufe bei Trier soll folgen. Frankreich stellte 1949 einen Entwurf für den Moselausbau von Thionville nach Metz für das 1500 t-Schiff mit 2,5 m Tiefgang auf, wonach später der Ausbau bis Frouard und Toul, in weiterer Zukunft für die Großschiffahrt über Saone-Rhone zum Mittelmeer folgen sollten.

In dem am 18. 4. 1951 in Paris zwischen Deutschland, Frankreich, Italien und den Benelux-Ländern geschlossenen EG-Vertrag über Kohle und Stahl ist zwar die Mosel nicht erwähnt, aber im Französischen Ratifizierungsgesetz dazu wird die Regierung verpflichtet, mit der Bundesrepublik Deutschland über den Moselausbau zu verhandeln, damit die Lothringer Hütten endlich aus ihrem Verkehrs-Abseits herauskommen.

Deutschland stand den französischen Plänen zunächst ablehnend gegenüber. Um diese Ablehnung zu überwinden, verzichtete Frankreich auf den weiteren Ausbau des im Versailler Vertrag erzwungenen Baus des „Rhein-Seitenkanals“, der den deutschen Rhein-Anliegern schwere Grundwasserschäden gebracht und sie streckenweise vom Rhein abgeschnitten hätte, wohl gar Rhein-Wasser ins Rhone-Gebiet

übergeleitet hätte. Bedenken Luxemburgs wegen etwaiger Lothringer Konkurrenz zu seinen eigenen Eisenwerkstätten wurden durch eine Entschädigung Frankreichs an Luxemburg behoben. Nunmehr beteiligte sich auch Deutschland an „Gemischten Kommissionen“ für Rhein und Mosel.

Am 27. 10. 1956 wurden in Luxemburg die drei Übereinkünfte zwischen der Bundesrepublik, Frankreich und Luxemburg über Saar, Mosel und Rhein geschlossen. Im Saarvertrag wurden die Bedingungen für die Rückgliederung des nach dem Krieg wirtschaftlich zu Frankreich gehörenden Saarlandes geregelt.

Der Vertrag über den Mosel-Ausbau zwischen den drei Ländern enthält die Bestimmungen über die zu gründende „Internationale Moselgesellschaft m.b.H.“

Auf der 242 km langen deutschen und deutsch-luxemburgischen Strecke bis zur französischen Grenze wurden von der deutschen Wasser- und Schifffahrtsverwaltung elf neue Staustufen erbaut, ferner eine weitere große Schleuse an der Staustufe Koblenz. Auf der 28 km langen französischen Strecke bis Thionville wurden 2 weitere Stufen errichtet. Auch die Wasserkräfte wurden an den neuen Stufen — mit Ausnahme der französischen — mit 155 MW Leistung vom RWE ausgebaut.

Damit findet die Schifffahrt einen Wasserweg vom Rhein bis Lothringen vor für das 1500 t-Schiff mit ständig 2,5 m Tauchtiefe und für Schubverbände bis 3500 t Ladung. Auch die Personenschifffahrt und der Wassersport haben neue große Möglichkeiten.

Nach der sehr kurzen Bauzeit von 7 Jahren konnte am 26. Mai 1964, dem Tag der Inbetriebnahme des neuen Groß-Schiffahrtsweges durch die drei Staatsoberhäupter der deutsche Bundespräsident Lübke mit Recht sagen: „Drei Staaten, im Herzen Europas gelegen, haben das Erbe einer leidvollen Geschichte überwunden und der Welt ein Beispiel dafür gegeben, wozu eine aufgeschlossene, verständnisvolle und freundschaftliche Gesinnung die Völker befähigt!“

Geschichte des Alkener Moosemannsfestes

Wilfried Rindsfüßer

Seit mehr als 700 Jahren feiert die Gemeinde Alken alljährlich am 3. Fastensonntag ihr Moosemannsfest.

Am Festtag treffen sich nachmittags die Festbesucher auf dem Moselvorplatz, wo ein in eine alte Ritterrüstung der Burg Thurant gekleideter junger Mann folgende, auf eine Pergamentrolle geschriebene Geschichte des Festes verkündet:

„Kriegsgeschrei“ erscholl in den Tälern des Rheins und der Mosel, als Otto der IV. mit Phillip von Schwaben um die deutsche Kaiserkrone stritt.

Im Oktober 1198 besetzte Philipp die Ufer der Mosel und drängte das Heer Otto IV. und des Erzbischofs von Köln bis vor die Tore Kölns zurück. Viele Rheinstädte, unter anderem auch Andernach, wurden in Brand gesteckt und verwüstet, bevor sich der Schwabe wieder zurückzog.

Während dieser Zeit kam Pfalzgraf Heinrich vom Rhein, ein Bruder Otto IV., von einem Kreuzzug heim. Er leistete sofort seinem Bruder Beistand. Durch die Heirat mit Agnes, der Erbfürstin und Brudertochter Friedrich Barbarossas, gelangte der Pfalzgraf in den Besitz der pfälzischen Güter an der Mosel, wozu auch Alken und dessen Umgebung gehörte.

Die Anhöhe über Alken bot sich dazu an, dort einen festen Stützpunkt zu errichten, weil von hier die Mosel, die Alte Heerstraße, die durch den Hunsrück von Koblenz nach Trier führte, sowie auch der Rhein in kürzester Zeit zu erreichen waren, so kam es zur Erbauung der Burg Thurant.

Nach dem Tode des Pfalzgrafen gingen seine pfälzischen Besitzungen in die Hände der Wittelsbacher über. Begünstigt durch die Streitigkeiten beim Besitzwechsel, gelang es dem Erzbischof von Köln, Engelbert I, die Burg im Jah-

re 1216 zu besetzen. Die Wittelsbacher, Herzog Ludwig von Bayern, forderten die Burg zurück.

Die Bemühungen der Wittelsbacher wurden von Papst Honorius II. unterstützt, der den Kölner Erzbischof aufforderte, die unrechtmäßig in Besitz genommene Burg zu räumen. Erst 27 Jahre später, 1242, wurde Thurant an den Pfalzgrafen zurückgegeben, der den Burggrafen „Zorno“ mit der Verwaltung beauftragte. Der Friede um Thurant dauerte nicht lange. Im Jahre 1242 bestieg Arnold II. von Isenburg den erzbischöflichen Stuhl in Trier. Auf seinen Reisen durch das oberkirchliche Gebiet mußte er immer an der Grenze der pfälzischen Besitzungen Zoll entrichten. Weiter fiel ins Gewicht, daß der gesamte Schiffsverkehr auf der Mosel von den Beherrschern von Alken zu kontrollieren war und im Kriegsfall völlig unmöglich gemacht werden konnte. Das war dem Trierer ein Dorn im Auge, und er griff zu Verleumdungen und beschuldigte den Burggrafen Zorno der schlimmsten Gewalttaten. Nachdem so die öffentliche Meinung genügend vorbereitet war, entschloß man sich zum offenen Einbruch in das Pfälzer Land.

Die Mannen des Erzbischofs besetzten am 13. April 1247 die Burg überragenden Höhen des Bleidenberges im Norden und des Schafsberges im Süden und schlugen dort ihre Heerlager auf. Aber die Trierer hatten sich getäuscht, denn sie rechneten nur mit einer kurzen Belagerung. Der Winter kam, und die Burg war noch immer unbezwungen. Doch auch die Burginsassen waren auf eine so lange Belagerung nicht vorbereitet, und der Vorrat an Lebensmitteln ging zur Neige. Vergeblich war jede Hoffnung auf Ersatz und Hilfe. Auf diese Zeit ist die Sage vom Moosemann zurückzuführen. Man wollte noch einmal versuchen, einen Boten zum Pfalzgrafen Heinrich von Heidelberg, dem Herren von Thurant und Alken, zu schicken, um



ihm die bedrängte Lage seiner Vasallen mitzuteilen. Um einen Boten durchzubringen, mußte eine List angewandt werden. In einer stürmischen Nacht hüllte man den Junker Emmerich von Leiningen in einen Moosballen und ließ ihn am steilen Nordhang der Burg ins Bachtal hinabrollen. Unten angekommen, befreite er sich

Schwungvoller Auftakt mit Musik

aus dem Ballen, und unter dem Schutze der Nacht und des Waldes entkam er glücklich nach Heidelberg. Als die Trierer am nächsten

Morgen den Moosballen fanden, vermuteten sie die List, schlugen und stachen ihn mit Piken, doch vergebens, der Vogel war ausgeflogen.

Schon rückte der zweite Herbst heran. Viele Mannen hatten vor den Burgmauern ihr Leben lassen müssen. Da ersuchte Arnold von Isenburg den Kölner Erzbischof Conrad von Hochstaden um Hilfe. Er lud ihn ein, mit seinem Heer an der Belagerung teilzunehmen und versprach ihm die Hälfte der Burg. In der Zwischenzeit hatte der Pfalzgraf ein Ersatzheer zusammengestellt, was jedoch nicht bis nach Alken vordringen konnte und schon vorher von den Heeren der beiden Erzbischöfe zurückgeschlagen wurde. Da nun die Belagerten auf keine Hilfe mehr rechnen konnten, dazu völlig ausgehungert waren, mußten sie dem gemein-

samen Ansturm der Verbündeten unterliegen und sich schließlich ergeben.

Die beiden Erzbischöfe nahmen die stolze Feste in Besitz. Am 17. Sept. 1248 wurde dann der Friede geschlossen."

Nachdem die mutige Tat des Junkers Emmerich von Leinigen verkündet ist, erhalten die Kinder Weinbergspfähle, welche die Waffen der Burgbelagerer darstellen sollen und gehen im Festzug durch den Ort. Voran wird von 4 Jungen eine große, mit bunten Bändern geschmückte Fichte, die auf einer Bahre befestigt ist, getragen. Unter dieser Fichte liegt ein in Moos gehüllter Junge, der Moosemann.

Anschließend wird der „Moosemann“ durch den Ort zu dem zuletzt in der Pfarrkirche getrauten Ehepaar getragen. Mit Weinbergspfählen folgt singend die Dorfjugend:

„Hei bränge ma dä Moosemann met dä Deere, met dä Scheere, ‚Probste Martha‘ moß dä Bretzele jewe.“ Für jeden Pfahl gibt es einen Bretzel. Der „Moosemann“ und die vier Träger erhalten einen Riesenbretzel. Bis auf den heutigen Tag ist diese Sitte erhalten.

Die Geschichte des Moosemannsfestes wird verkündet



Mariaroth

Bernhard Gondorf

Der kleine Ort Mariaroth zwischen Dieblich und Waldesch trägt den Namen eines ehemaligen Nonnenklosters, das seit 190 Jahren nicht mehr besteht, von dem kaum noch Spuren vorhanden sind.

Die erste Erwähnung Mariaroths ist in der Gründungsgeschichte der Abtei Rommersdorf bei Neuwied zu finden. Darin wird berichtet, Erzbischof Albero von Trier (1131—1152) habe einen Geistlichen aus dem Kloster Floreffe bei Namur, der dem Kloster Mariaroth als Prior vorstand, 1135 nach Rommersdorf berufen, um dieses Kloster mit Religiösen zu besetzen¹⁾. Da der Prämonstratenserorden 1121 ins Leben gerufen wurde, kann Mariaroth nicht lange vor Rommersdorf eingerichtet worden sein. Jakob Marx nennt als Gründungsjahr 1131²⁾. Nach der Überlieferung war Mariaroth eine Stiftung eines Ritters von Schöneck. Dies ist jedoch unwahrscheinlich, da der erste Herr von Schöneck urkundlich erst 1198 genannt wird. Papst Viktor II. nahm 1162 die Abtei Rommersdorf unter seinen Schutz und bestätigte ihre Besitzungen und ihre Rechte, darunter die geistliche Aufsicht über „Rode“³⁾.

Wie so manches Kloster wurde auch Mariaroth vom Adel als Versorgungsstätte für Töchter angesehen und durch Stiftungen wirtschaftlich gesichert. Der Grundbesitz der Prämonstratenserinnen bestand hauptsächlich aus Äckern und Weinbergen und lag in Niederfell, Boppart, Kamp-(Bornhofen), Kestert, Rhens, Lay, Winnigen, (Koborn-)Gondorf, Dieblich, Löf, Hatzenport, Brodenbach Alken, Kattenes, Lehmen, Urmitz, Lonngig, St. Sebastian, Rübenach, Bassenheim, Polch, Thür, Brey, Münstermaifeld, Obergondershausen, Mermich und bei Hadamar.

Mariaroth scheint nicht, wie andere Klöster im Mittelalter, eines Vogtes bedurft zu haben, der den Besitz verwalten und schützen sollte, denn 1231 beanspruchte der Ritter Arnold von Dieblich als oberster Märker des sog. Fünfgemeindewaldes, an dem auch das Kloster beteiligt war, die Vogtei über Mariaroth. Schließlich verzichtete Arnold von Dieblich gegen Zahlung von fünf kölnischen Mark auf seine Ansprüche. Hingegen mußten die geistlichen Fräulein zukünftig vier Ohm Wein als Beitrag zur Wald-

und Weidgemeinschaft mit Winnigen, Gondorf, Lehmen, Niederfell und Dieblich liefern. Bis in die Neuzeit hinein wurden die Schweine zur Eichelmast in die Wälder getrieben, was die Bedeutung der Waldgemeinschaft unterstreicht. Die Einigung von 1231 wurde von den Trierer Erzbischöfen 1259 und 1294 bestätigt.

Abgesehen vom 18. Jahrhundert, aus dem zahlreiche Gebietsstreitigkeiten mit den umliegenden Ortschaften überliefert sind, ist aus der Geschichte Mariaroths wenig bekannt. 1342 hatte Erzbischof Balduin ein Jahrgedächtnis für seinen Bruder, Kaiser Heinrich VII. (1308—1313), gestiftet. Später schufen die Herren von Eltz die Voraussetzungen für eine Wochenmesse, d. h. sie übertrugen dem Kloster Ländereien auf dem Lehmener Berg, aus deren Erträgen die Kosten für die Messe bestritten werden mußten. Von 1662 wissen wir, daß die Kanonissen oder Chorfrauen viermal im Jahr zur Beichte und zur Kommunion gingen. Ein von der Abtei Rommersdorf benannter Seelsorger fungierte als Prior und hatte — wie bei Frauenkonventen üblich — auch Verwaltungsaufgaben zu erfüllen. Alle vierzehn Tage erschienen die Einwohner von Waldesch zur Sonntagsmesse. Am Georgstag (23. April) eines jeden Jahres zogen feierliche Prozessionen von Dieblich und Waldesch nach Mariaroth, bei der die Einwohner von Waldesch eine Statue ihres Ortspatrons, des heiligen Eremiten Antonius, mitführten.

Um 1574 lebte nur noch eine Nonne im Kloster. Sie wurde ausgesiedelt und abgefunden, als Mariaroth auf Anordnung des Kurfürsten von Trier mit anderen Klosterfrauen besetzt wurde.

Mariaroth war kein großes Kloster. Die Prämonstratenser kennen die Klausur nicht in der strengen Art wie die Zisterzienser, mit denen sie viele Gemeinsamkeiten verbinden. Dafür waren die adeligen Kanonissen auch nicht unbedingt zu haben. Sie wollten andere Klöster besuchen und ihre Verwandten, die meist dem einheimischen Adel angehörten. In einem Visitationsprotokoll von 1776 heißt es, in Mariaroth herrsche eine gute Ordenszucht. Dagegen meldete der Abt von Rommersdorf, bei der Einkleidung eines geistlichen Fräuleins säßen die Gäste mit den Kanonissen gemeinsam bei Tisch



Mariaroth

und würden bis in die Nacht tanzen. Er verlangte, man solle sich in Mariaroth jeden Morgen eine halbe Stunde geistlicher Betrachtung widmen.

Die Leitung des Hauses hatte die Magistra, die Meisterin. Stellvertreterin war die Priorin. Neben den Chorfrauen lebten gelegentlich Donatae im Kloster. Der Augustinerorden und die ihm nahestehenden Gemeinschaften kennen diese Art Laienschwester, die nach längerem Noviziat die vorgeschriebenen Gelübde ablegen. 1785 war Dorothea von Münch Ordens-Donata in Mariaroth.

Die Lebenshaltung scheint dem Ideal des hl. Norbert, des Ordensgründers, nicht immer entsprochen zu haben. Das Kloster war hochverschuldet. Gründe dafür waren u. a. die Aufwendungen bei den häufigen Besuchen, bei Einkleidungen und bei Festen, aber auch eine schlechte Wirtschaft und Rechnungslegung. Kurfürst Clemens Wenzeslaus, letzter Erzbischof von Trier, bestimmte 1788 drastische Einsparungen:

1. Statt der bisher gewöhnlichen vier Fleischspeisen am Mittag und der Suppe und Gemüse

und zweierlei Fleischsorten am Abend sollen zum Mittagessen nur drei Fleischspeisen, abends aber nur Suppe, Braten und etwas Kaltes aufgetragen werden.

2. Es dürfen keine Fremden, auch keine Verwandten der geistlichen Fräulein, über mehrere Wochen im Kloster leben.

3. Fremde Bediente sollen morgens keinen Kaffee, mittags nicht mehr als Suppe, Gemüse, eine Fleischspeise und einen Schoppen Wein erhalten.

4. Eine Kanonissa darf auf Kosten des Klosters keine fremden Boten für eigene Angelegenheiten ausschicken oder das Gesinde, wenn dadurch Arbeiten liegenbleiben.

5. Keiner Konventualin darf fortan vom Kloster Kaffee, Milch und Zucker unentgeltlich verabfolgt werden.

6. Die Schlüssel zu den Vorräten, vor allem zu Brot, Kaffee, Milch, Wein und zum Speicher dürfen Dienstboten nicht ständig überlassen werden.

7. Die Besuche der geistlichen Fräulein bei ihren Verwandten oder in anderen Klöstern sollen auf ein Minimum eingeschränkt werden.

Auch das Personal war nach Ansicht des Abtes von Rommersdorf zu zahlreich. Durchschnitt-

lich lebten acht oder neun Damen in Mariaroth. Neben diesen und dem Prior waren mindestens vierzehn Leute zu unterhalten und zu beköstigen. Erwähnt sind vier Knechte, zwei Hirtenbuben, ein Müller, ein Gärtner (beide wohl mit ihren Familien), eine Kammerjungfer, eine Köchin, eine Konventsmaid und zwei Viehmägde. Das Essen dieser Leute war vergleichsweise bescheiden: Morgens Suppe, mittags Suppe, Gemüse, eine Sorte Fleisch und einen Schoppen Wein. Die Jahreslöhne schwankten zwischen 9 und 20 Talern; 1785 machten sie insgesamt 170 Taler aus. Im selben Jahr hatte Mariaroth Einnahmen in Höhe von 1832 Talern, denen 2015 Taler als Ausgaben gegenüberstanden.

Kurfürst Clemens Wenzeslaus hatte sich mit dem Gedanken beschäftigt, einen Teil der Nonnenklöster in seinem Erzbistum in weltliche Damenstifte umzuwandeln, darunter auch Mariaroth. Einer seiner Vorgänger, Karl Kaspar von der Leyen (1652—1676), wollte schon, wahrscheinlich aus wirtschaftlichen Erwägungen, die Klöster Mariaroth und Maria Engelpfort (bei Treis) vereinigen, was vom Generalkapitel des Prämonstratenserordens abgelehnt wurde. Der Einmarsch der Franzosen verhinderte die Umwandlung in ein Stift, aber auch den Erfolg der verordneten Sparmaßnahmen⁴).

Im Oktober 1794 besetzten die Revolutionstruppen das Kloster. Man erzählt, die Nonnen saßen gerade bei Tisch, als ein Bote die Ankunft der Franzosen meldete. Sie ließen alles stehen und liegen und flohen nach Boppard, wo sie den Rother Hof besaßen. Kirche und Kloster wurden von den Einwohnern der umliegenden Dörfer geplündert. Die Jugend soll aus der Orgel die Pfeifen herausgebrochen und daraus Zinnlöffel gegossen haben. Kurz danach fielen die Klostergebäude einem Brand zum Opfer⁵), weshalb sie in den Berichten der französischen Verwaltung nicht mehr erwähnt werden⁶). Der gesamte Besitz der Chorfrauen wurde zum französischen Nationaleigentum erklärt und später versteigert. Nachdem 1802 das Bopparder Haus abbrannte, löste sich der Mariarother Konvent auf. Einige Schwestern gingen zurück zu ihren Verwandten, andere waren auf die Unterstützung ihrer Mitmenschen angewiesen, denn der französische Staat zahlte nur an jene eine Pension, die in den linksrheinischen Gebieten geboren waren. Bei der Versteigerung 1810 fand der Mariarother Hof mit 75 ha keinen Interessenten. Er konnte erst später verkauft werden⁷).

Über den Klosterbau ist nichts bekannt. Die geringen Baureste vermögen keinen Eindruck von der Anlage zu vermitteln. Um 1520 brannten Teile des Klosters nieder. Im Dreißigjährigen Krieg, wohl vor 1638, wurde Mariaroth beinahe völlig zerstört⁸). Die Kanonissen flüchteten damals nach St. Sebastian, wo sie im Hof der Abtei Rommersdorf Zuflucht fanden. Erst 1653 kehrten sie nach Mariaroth zurück.

Unter der Meisterin Maria Jakobäa Tochter zu Eltz⁹) wurde ein Hofhaus errichtet, vermutlich als Gästehaus, von dessen fränkischem Fenstererker das geschnitzte Füllbrett an dem verputzten Fachwerkhaus erhalten ist.

Das Brett wird von zwei derben Masken flankiert. Im Zentrum befindet sich in einem geflochtenen Lorbeerkranz das Wappen der Herren und späteren Grafen von Eltz-Kempenich, darunter die Inschrift: Maria Jacobe geborne Tochter zu Eltz F(räulein?) M(eisterin) z(u) M(arien)rod 1663. Die obere Hälfte des Füllbretts ist mit Symbolen verziert, die sich auf die Gottesmutter beziehen. Hinzuweisen ist auf die stark stilisierten Lilien, Symbole der Reinheit, und auf die Pfingstrosen in einer Vase. (Maria wird oft als „Rose ohne Dornen“ angesprochen). Die Schnitzereien von äußerster Einfachheit zeugen von künstlerischem Unvermögen. Udo Liessem vermutet: „Wahrscheinlich kommt das daher, daß das Kloster, das im 30jährigen Krieg stark gelitten hatte und auch sonst nicht sonderlich begütert war, sich keinen Künstler beim Neubau leisten konnte.“¹⁰)

Später wurde ein weiteres Hofhaus errichtet, ein neues Gesindehaus. Das eine Hofhaus hatte vierzehn, das andere elf Zimmer.

Von der Kirche des Klosters Mariaroth ist nichts mehr erhalten. Bei den Kirchen der Prämonstratenserinnen handelt es sich, wie Albert Verbeek sagt, „vorwiegend um schlichte dreischiffige Kirchen mit großer Empore im zweitürmig (?) angelegten Westbau.“¹¹) Im Durchschnitt hatten sie eine lichte Länge von 30 bis 40 Metern und ein etwa 6,50 m breites Mittelschiff. Häufig hatten diese Kirchen Balkendecken. Die Schiffe waren durch runde Scheidbögen voneinander getrennt. Zwischen Mittelschiff und Apsis war ein Chorgeviert eingefügt. Die strenge, ungeteilte Kastenform des Hauptraumes entsprach einem alten Architekturideal, das gerade den Reformorden in ihren asketischen Anfängen gemäß sein mochte. Vielfach war die Schlichtheit aber auch durch die verfügbaren Mittel erzwungen. Die Kirchen des Ordens waren im Rheinland bevorzugt mit Dop-

pelturmfassaden versehen. Dies kann man bis ins 13. Jahrhundert beobachten. „Im übrigen handelt es sich um einen allgemein für Frauenstifte und -klöster bevorzugten Bautypus, der sich im Rheinland seit Mitte des 12. Jahrhunderts deshalb überwiegend bei den Kirchen der Frauen des Prämonstratenserordens findet, weil diese die Mehrzahl der Neugründungen bestreiten“¹²). Ähnlich wird man sich die romanische Kirche von Mariaroth vorstellen dürfen. Ob nach dem Dreißigjährigen Krieg ein barocker Neubau erfolgte oder nur eine barocke Ausstattung, ist nicht festzustellen.

Die Einwohner von Niederfell nahmen 1794 die Altäre aus Mariaroth fort, vergüteten sie jedoch später in Geld. Nach der Inschrift am Hochaltar sind die Stiftungen der Grafen von der Leyen aus dem Jahr 1768. In der Nische des Altaraufsatzes in spätbarocken Formen steht eine Madonna. Die Seitenaltäre sind den Heiligen Nikolaus und Jodokus geweiht. Die Bürger von Niederfell retteten auch die Statuen der Ordensstifter Augustinus und Norbert. Ein Rokoko-Altaraufsatz wurde in der Kapelle von Brey aufgestellt. Die Mariarother Orgel kam in die Dieblicher Kirche, später nach Alken, wo sie 1931 gegen ein Harmonium ausgetauscht wurde. Die wertvolle Kreuzigungsgruppe fand in der Pfarrkirche von Waldesch einen würdigen Rahmen. Die Kanzel trug das Monogramm des Klosters und die Jahreszahl 1793. Sie kam ebenfalls nach Niederfell, wurde aber später ersetzt¹³).

Schon 1471 stand außerhalb des Klosterberings eine Kapelle zu Ehren des heiligen Georg. In einem Bericht aus dem Jahr 1782 heißt es, veranlaßt durch eine Wolfsplage im 14. Jahrhundert seien die Einwohner von Waldesch und von Dieblich jedes Jahr am Fest des Patrons zu der Kapelle gepilgert, die nach der Aufhebung des Klosters verfiel. Schon vor 1850 hatte der zuständige Dieblicher Pfarrer den Wunsch ausgesprochen, daß sie wiederhergestellt würde. Kurze Zeit später stürzte das Dach ein. Ein Legat von 100 Talern ermöglichte den Wiederaufbau. 1869 wurden die Mauern bis zur Höhe der Fensterbänke abgetragen und dann in ursprünglicher Höhe neu aufgeführt. Tür- und Fensterrahmen sind aus Basaltlava, dem sog. Mendiger Stein. Die Kapelle hat die Form eines Rechtecks, ist im Lichten 24 Fuß lang und 12 Fuß breit. Bis zur Wölbung ist sie 12 Fuß hoch. Der damalige Pfarrer von Dieblich ließ aus Trier einen Tragaltar kommen, benedizierte die Kapelle zu Ehren der Muttergottes und

feierte am 27. August 1870 dort die erste Messe¹⁴). Ein Grund für den Wechsel des Patroziniums ist kaum ersichtlich, doch könnte er darin liegen, daß man das Hauptpatrozinium des Ortes wieder aufleben lassen wollte. Auf dem Altar steht eine Mondsichelmadonna mit Kind, um die Mitte des 18. Jahrhunderts geschaffen¹⁵), die angeblich aus Dieblich stammt. 1896 erhielt die Kapelle einen Dreireiter mit einer kleinen Glocke. Die Tür, eine gute Schreinerarbeit, ist ein typisches Beispiel für „ländliche“ Neugotik. Die beiden Kreuze in den unteren Türspiegeln weisen auf die sakrale Bedeutung des dahinterliegenden Raumes hin. Die Stelle des Oberlichts wird durch eine Konstruktion aus geschmiedeten Bandeisen eingenommen.

Die Kapelle, das Füllbrett und das Stück einer mächtigen Bruchsteinmauer sind die einzigen sichtbaren Zeugnisse eines kleinen Nonnenklosters.

Anmerkungen:

1) Vgl. MRR I 548; CDRM I 232.

2) J. Marx, Geschichte des Erzstifts Trier, Band 4, S. 211.

3) Vgl. MUB I 692.

4) Vgl. zum Ganzen: Marx a.a.O. — G. Reitz, Altes und Neues über das ehemalige Kloster Marienroth (Mariarod) bei Waldesch (in: Mittelrheinische Geschichtsblätter 9. Jg., 1929, Nr. 11 und 12; 10. Jg., 1930, Nr. 1 und 2) — P. Schug, Geschichte der Dekanate Bassenheim, Kaisersesch, Koblenz Münstermaifeld (Veröffentlichungen des Bistumsarchivs Trier, H. 11), Trier 1966, S. 59—62.

5) Vgl. Rh. Ant. II 2 S 210f. — J. Klein, Das Moselthal von Koblenz bis Zell. Koblenz 1832 (Nachdruck: Trier 1982), S. 59f.

6) Vgl. K. de Faria e Castro, Die Nationalgüter im Arrondissement Koblenz und ihre Veräußerung in den Jahren 1803 bis 1813 (Rheinisches Archiv 85), Bonn 1973.

7) Vgl. F. Michel u. a., Die Kunstdenkmäler des Landkreises Koblenz. Düsseldorf 1944 (Nachdruck 1981), S. 127ff.

8) Wie Anm. 4.

9) Die unverheirateten Mitglieder des Hauses Eltz führen neben dem der jeweiligen Linie zustehenden Adelstitel die Bezeichnung ‚Sohn‘ bzw. ‚Tochter‘ vor dem Namen.

10) U. Liessem, Nur eine Mauer erinnert an die adeligen Nonnen (in: Rhein-Zeitung, Ausg. Koblenz, Silvester 1977).

11) A. Verbeek, Romanische Prämonstratenserinnenkirchen am Niederrhein (in: Festschrift für Franz Graf Wolff Metternich. Neuss 1973, S. 131—141), S. 131.

12) Verbeek, a.a.O., S. 139.

13) Vgl. hierzu: Michel (wie Anm. 7) — P. Lehfeldt, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Koblenz. Düsseldorf 1886. — G. Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Rheinland-Pfalz/Saarland, bearbeitet von H. Caspary, W. Götz und E. Kilnge. München 1972.

14) Reitz nennt hierfür das Datum 23. August 1871. — P. de Lorenzi, Beiträge zur Geschichte sämtlicher Pfarreien der Diözese Trier. II.: Regierungsbezirk Koblenz. Trier 1887, nennt die Kapelle in Mariaroth nicht.

15) Wie Anm. 13.

Antike Wasserversorgung in Briga (Brey) zur Römerzeit

Paul-Peter Eich

Solange die Menschen die Erde bewohnen, wird der Standort ihrer Siedlungen von dem Vorhandensein des trinkbaren Wassers mitbestimmt. Die älteste mir bekannte schriftliche Überlieferung über die menschliche Wasserversorgung ist der Brunnen auf dem Wege nach Sur zwischen Kades und Barad. Die von Sarai (später Sara genannt) entflozene Magd Agar bekam hier die Einsicht, wieder zu Sarai, der Frau des Abraham, zurückzukehren. Es war der später genannte „Brunnen des Lebendigen, der nach mir schaut“. Wenig später erfahren wir von einem Streit, der zwischen Abraham und Abimelech, dem König von Gerara, wegen eines Wasserbrunnens entstanden ist. Die Knechte des Abimelech hatten mit Gewalt der Sippe des Abraham den Brunnen abgenommen. Abraham und Abimelech einigten sich und schlossen einen Vertrag miteinander. Abraham gab Abimelech Schafe und Rinder. Sieben abgesonderte Lämmer mußte Abimelech zusätzlich von Abraham annehmen. Mit dieser Annahme der Zugabe hat Abimelech ausdrücklich das Anerkenntnis bekräftigt, daß der strittige Brunnen von Abraham gegraben worden sei. (Genesis 21, 31). Abimelech rückte wieder in das Philisterland ab. Dies geschah zu Bersabee, was Schwurbrunnen oder Siebenbrunnen heißt. Von der heiligen Zahl sieben, die beim Schwur eine große Rolle spielte, leitet sich das im Hebräischen übliche Zeitwort „schwören“ ab (ca. 1970 v. Chr.). Später hören wir von dem Jakobsbrunnen, den Jakob bei Sichar gegraben hat (ca. 1900 v. Chr.). An diesem ca. 30 m tiefen Schöpfbrunnen traf sich Jesus mit der Samariterin und begehrte von ihr zu trinken (Joh. 4,4 bis 4,42). Dieser Schöpfbrunnen war um 1930 noch 23 m tief (Franz Michel Willam, „Das Leben Jesu im Lande und Volke Israel“, 1932).

Die alten Kulturvölker kannten neben Schöpfbrunnen und Zisternen (Wasserbehälter zur künstlichen Speicherung des Trinkwassers) auch schon Wasserleitungen. Diese waren mit einer technischen Vollkommenheit errichtet, die den heutigen Wissenschaftlern immer wieder neue Rätsel aufgibt, z. B. die griechische Hochdruckleitung in Pergamon (Mysien in Kleinasien), die griechische Ingenieure gebaut haben (Garbrecht/Holtorff, Wasserwirtschaftliche Anlagen des antiken Pergamon, die Madradag-Leitung, Mitteilungen, Heft 37, Leichtweiß-Institut für Wasserbau der technischen Universität Braunschweig, 1973; Walde-mar Haberey, Die römische Wasserleitung nach Köln, Anhang).

Der Römer zog zwar das aus eigener Kraft hervorsprudelnde Quellwasser dem aus dem Untergrund Geschöpften vor. Doch in vielen, besonders den südlichen Gebieten des Reiches war Trinkwasser wegen der biologischen und klimatischen Gegebenheiten nur aus Brunnen oder Zisternen zu bekommen. Bauhandwerker und Soldaten hatten daher reichliche Erfahrung im Brunnenbau. Technisch richtete sich die Ausführung nach der erforderlichen Tiefe, der Art und Standfestigkeit des zu durchstößenden Bodens.

Der am Niederrhein und in der Kölner Bucht überwiegend geübte Bauablauf beginnt mit dem Ausheben einer bis in das Grundwasser hineinreichenden trichterförmigen Grube. Der unterste, immer unter Wasser bleibende Brunnensack wird mit Eichenbohlen rechteckig, bei kleineren auch faßartig ausgezimmert. Auch der Brunnenschacht kann von unten bis oben rechteckig aus Bohlen hochgeführt sein, dieses ohne Nägel in fachgerechter Zimmermannsarbeit. Eine derartige Brunnenschach-

tanlage wurde an dem Sauerbrunnen bei dem Tauberbach (Grenze zwischen Brey und Rhens) vor einigen Jahren beobachtet.

Häufig sind die Schächte vom Steinmetz mit sauber zugerichteten Segmentblöcken mörtellos aufgesetzt. Danach wird der freie Raum zwischen Baugrube und Brunnenmauer zugefüllt. Greift der Brunnenboden in feinen Sand, der beim Schöpfen aufgewirbelt würde, so wird er mit einer Schicht von grobem Kies bedeckt. Da, wie immer im Kolonialgebiet, viele Brunnen im Eigenbau errichtet wurden, sind die uns erhaltenen in Form und Ausführung keineswegs einheitlich.¹⁾

Die so in den Erdboden niedergebrachten Brunnen werden im nachmaligen deutschen Westen als „Pütz“ bezeichnet. Der Name Pütz leitet sich aus lateinisch puteus ab. Zwei Flurnamen sind bei Brey erhalten, die auf einen derartigen Brunnen zurückzuführen sind: Pützweiden (beim Kirchenstück) und in der Pützdell (beim ehemaligen Kloster Pedernach). Bei den festgestellten römischen Siedlungsplätzen auf Buchholz, bei den Schlüsselstückern, am Eichbaum, am Stein und am Wiesborn muß angenommen werden, daß die Wasserversorgung ebenso war.²⁾

Heute werden Brunnen abgesenkt. Zu Beginn wird ein stabiler Betonring etwas in die Erde hineingelassen, dann wird das Erdreich unter dem Ring herausgeräumt; der Ring sinkt tiefer, jetzt wird ihm ein gleicher aufgesetzt. Dieser Vorgang wiederholt sich so oft, bis das Grundwasser erreicht ist. Dann ist aber auch schon der Brunnenschacht fertig. Dieser Absenktechnik hat sich ein römischer Brunnenbauer in Köln schon um die Mitte des 1. Jahrhunderts bedient, was ihm aber noch etwas schiefgeraten ist.¹⁾

In wasserarmer Gegend und bei tiefliegendem Grundwasserspiegel muß das Wasser künstlich gespeichert werden. So geschah es mit dem Regen- und Schmelzwasser noch bis vor einigen Jahren in jedem Wohnhaus, auch im Rheinland, um weiches Wasser besonders zum Waschen und für den Garten zu haben. Dazu diente das von der Dachrinne gespeiste Regenfäß und in vielen Bürgerhäusern der im Keller untergebrachte Regensarg, ein gemauerter Behälter, aus dem dann das weiche Wasser geschöpft oder gepumpt werden konnte.

In den Mittelmeerländern sind aus dem Altertum noch großräumige Zisternen erhalten, die der allgemeinen Wasserversorgung dienen.



Antike römische Felsenstollenleitung bei Brey. Der Lichteinfall in dem Stollen kommt aus den antiken Arbeitsschächten

Schon prähistorische Bauern haben Gräben gezogen, um Wasser für sich umzuleiten. Im bandkeramischen Dorf Köln-Lindenthal führte vor wohl 5000 Jahren ein 36 m langer Graben die Tagwässer einem künstlichen Teich zu. Dies dürfte, wenn man so will, die älteste bekannte Wasserleitung sein.¹⁾

Die Rinnen römischer Zeit sind u-förmig bis halbrund. Als Material werden Holz, Stein, Mauerwerk und Keramik gebraucht. Hölzerne Rinnen sind entweder, ähnlich dem Einbaum, trogartig aus einem Baumstamm ausgehöhlt oder aus Planken zusammengesetzt. Die Nahtstelle der Stoßenden kann mit einem aufgenagelten Bleiblech überdeckt und abgedichtet sein. Derartige Holzrinnen wurden aber auch im Mittelalter gebaut. Es ist daher schwer festzustellen, ob eine derartige Leitung eine römische oder mittelalterliche ist.

Holzrohre sind axial aufgebohrte Baumstämme, die bis zu 4 m lang sind. Außen sind sie meist nur grob oder gar nicht zugerichtet. Die lichte Weite reicht von 0,06 bis 0,12 m, wohl auch darüber.

Häufig bestehen die Leitungen im Verteilernetz in der Nähe der Siedlungen aus Tonrohren. Die einzelnen Rohrlängen haben ein aufgeweitetes und ein eingezogenes Ende, damit sie zu einer Leitung zusammengesteckt werden können. Diese Paßenden können einfach konisch oder so abgesetzt sein, daß die Leitung innen ohne Absätze bleibt. Dieses Prinzip ist bis heute beibehalten. Als Dichtungsmaterial dienten Ton, Erdpech, Mörtel und Gewebe. Die so im rheinischen Westen aufgefundenen Wasserleitungen haben wohl nicht unter Druck gestanden. Diese Rohrleitungen waren eigentlich nur Fließleitungen.

Blei war das übliche Material für die städtischen Rohrnetze. Seine giftige Wirkung war wohl bekannt. Doch wurde sie gemindert und ziemlich ausgeschaltet, wenn die Leitung hartes Wasser führte, das eine isolierende Kalkkruste an der Innenwand absetzte. Die teure Bronze wurde nur an Laufbrunnen oder in feineren Bädern als Rohrmaterial gebraucht, nicht für gewöhnliche Leitungen.

Ungünstiges Gelände kann, besonders im Bergland, einer herkömmlichen Führung des Leitungsverlaufs entgegenstehen. Der Leitungsbauer wird dann die querliegende Höhe mit einem Tunnel unterlaufen müssen, um mit seinem Gerinne überhaupt an die Quelle heranzukommen. Wie bereits oben erwähnt, haben schon sehr früh griechische Ingenieure Leitungsstrecken in Tunneln verlegt.

Im römischen Rheinland aber sind sie gar nicht selten, jedoch bei der ca. 80 km langen Wasserleitung aus der Eifel nach Köln wurden bisher keine Stellen festgestellt. Wenn auch keine Leitung bisher ganz untersucht werden konnte, so erlauben doch niedergelegte Beobachtungen eine verlässliche Vorstellung von Anlage und Wirkungsweise der Stollenleitung.¹⁾

Als der Bimsabbau seit 1950 nach der weitgehenden Erschöpfung der Vorräte im Neuwieder Becken sich in immer stärkerem Ausmaß dem Landstrich zwischen Andernach und Niedermendig, einem Teil der sogenannten Pellenz, zuwandte, so trat in großem Ausmaß eine Erscheinung auf, die bisher im Arbeitsgebiet kaum beobachtet worden war. An den von den Bimsgruben durchschnittenen Talhängen der Nette und des Krufter Baches und anderwärts in den Gemarkungen Andernach, Miesenheim, Plaidt, Saffig, Kruft, Nickenich und Eich traten immer wieder unterirdische Gänge auf, die sehr rasch als Wasserleitungsstollen erkannt wurden und deren Zerstörung für einzelne

Bimsgruben katastrophale Folgen mit sich brachte. Die vor dem Bims- und Ascheregen der Vulkanausbrüche in der Eifel zu Tage gelegenen Quellen blieben danach im Untergrund verborgen und versickerten im Grundwasser. Wollte man sie nutzen und weiterleiten, so mußte das unter der Bimsdecke vor sich gehen. Das haben die Anlieger der Römerzeit gründlich besorgt. Der Effekt gleicht den Spuren des Maulwurfs im Großen: Unterirdische, gewundene Gänge mit Auswurfrohren zur Oberfläche. Weil das Gebiet, wie angenommen wird, von autarken Einzelhöfen, villae rusticae, bewirtschaftet wurde, brauchte jeder seine eigene Wasserleitung. Die Technik, den Stollen mit Hilfe hintereinander angelegter kaminartiger Schächte auszuräumen, ist keineswegs auf lockere Böden beschränkt. Allein im Bezirk Koblenz sind in den letzten Jahren zwei in den Felsen gebrochene Stollenleitungen bekannt geworden. Bei Retterath im Kreise Mayen-Koblenz wurde vor Jahren bei Wegebauarbeiten eine Stelle aufgedeckt, wo ein Arbeitsschacht 9 m tief reichte. Aus der Felswand des Stollens waren in Brusthöhe kleine Nischen ausgehauen, die oben noch von den dort bei der Arbeit aufgestellten Lämpchen angerast waren. Diese Leitung ist z. Z. nicht zugänglich. Die einzige Felsenstollenleitung in Deutschland, die mit erheblichen Kostenaufwendungen konserviert wurde, befindet sich in Brey bei Rhens am Oberen Mittelrhein.^{1), 2)}

Als römische Felsenstollenleitung wurde diese Anlage im Jahre 1954 durch Herrn Krebs beim Landesamt für Vor- und Frühgeschichte Koblenz erkannt. 1961 wurde die Leitung näher untersucht. In der Talhecke steht geschieferte Grauwacke unmittelbar unter dünnem Waldhumus an. Die bisher bekannten Arbeitsschächte liegen von Mitte zu Mitte gemessen 8 m, 9 m, 10 m, 6,5 m, 8,5 m und 5 m auseinander. Sie sind etwa quadratisch und zwischen 1,2 x 1,2 m und 2 x 2 m weit. In 4—4,5 m Tiefe erreichen sie den Boden des Stollens. Dieser ist im Mittel 1 m breit und bis 2,2 m hoch. In die Sohle ist die Wasserrinne eingelassen. Sie ist anscheinend mörtellos aus Schieferplatten erstellt und ebenso abgedeckt. Im lichten 0,25 x 0,25 m weit, hat sie auf der gemessenen Strecke ein Gefälle von 1 : 40. Im März 1970 betrug die geschätzte Leistung 2 l/sek.¹⁾

Die übliche Stollenbreite und -höhe war darauf berechnet, daß ein einzelner Mann in dem Stollen arbeiten und das anfallende Gesteinsmaterial gerade hinter sich schaffen konnte.



Ein Museumsstück im Freiland. Mit modernen Mitteln wurde die römische Wasserleitung bei Brey konserviert und für Besichtigungen zugänglich gemacht. Die Anlage befindet sich am Waldlehrpfad in der Talhecke. Sie ist durchs Breyer Tal beim Sportplatz bequem zu erreichen

Der Leitungsverlauf kann z. Z. in der geschieferten Talhecke mit Sicherheit angenommen werden. Die Quelle selbst wird in einer Entfernung von 400 bis 450 m, gemessen von dem derzeit konservierten Leitungsabschnitt, in westlicher Richtung vermutet. Ebenso kann der weitere Leitungsverlauf zu dem römischen Siedlungsgelände z. Z. noch nicht näher bestimmt werden.

Ungeklärt ist die Frage, ob der um das Jahr 1925/26 in der Sandkaule in der Dörfer-Hohl beobachtete Leitungsschacht mit der Leitung aus der Talhecke in Verbindung steht. Der dortige Fund wurde von Vorsteher Andrea Oster in seiner Amtszeit von 1924 bis 1927 zweimal dem Provinzialmuseum in Bonn schriftlich gemeldet. Nach den Angaben in dem letzteren Fragebogen soll diese Wasserleitung aus der Richtung hergekommen sein, wo sich die Quellfassung der heutigen Wasserversorgungsanlage, nämlich auf der Tränk im Hastelbachtal, befindet. Diese Angaben wurden von Vorsteher Andreas Oster, Landwirt Dionys Eich und Lehrer Michael Lauer bezeugt⁴). Über die Lage des

römischen Siedlungsgebietes in dem Distrikt „Auf Mauer“ besteht kein Zweifel. In jüngster Zeit wurden dort wiederholt Mauerreste aus der römischen Zeit freigelegt.

1) Waldemar Haberey, Die Römischen Wasserleitungen nach Köln, 1972.

2) Josef Röder, Römische Wasserleitungen in der Pellenz, in: Germania 39, 1961, Heft 1/2.

3) Anmerkung des Verfassers: Vorstehende Veröffentlichung ist erstmalig 1975 in der Festschrift 75 des Verkehrs- und Verschönerungsvereins Brey e. V. erschienen. Seither haben an den genannten Siedlungsplätzen noch keine Grabungen stattgefunden. Die Fundstellen bleiben vorerst mit dem Schleier des Geheimnis umwittert. Die Siedlungsplätze „Auf Buchholz“, „Auf Gahr“ und der Siedlungsplatz „Bei den Schlüsselstücker“ liegen beiderseitig der Quelle des Gahrbaches ganz nahe beieinander, eigentlich viel zu nahe für zwei römische villae rusticae der späten provincialen Römerzeit. Das Trümmergrundstück „Bei den Schlüsselstücker“ wird sich als echt römisch erweisen; dagegen nehme ich an, daß „Auf Buchholz“, „Auf Gahr“ eine Hofstelle zu finden ist, die in fränkischer Zeit (Merowingerzeit) entstand. Zur Zeit wird intensiv danach geforscht, ob an dieser Stelle der „Petrushof“ (= „Peder-nach“) verifiziert werden kann. In neuerer Zeit wurden mehrere Urkundenbelege ermittelt, die diese Annahme rechtfertigen.

4) Bis heute ist diese Fundstelle einer römischen Wasserleitung noch nicht bestätigt worden. Persönlich habe ich ernsthafte Bedenken, daß das an dieser Stelle gefundene Mauerwerk einer römischen Wasserleitung zuzuweisen ist. Beobachtungen an anderen Stellen veranlassen mich, meinen Zweifel anzumelden, worüber später berichtet werden soll.

Die Synagoge in Vallendar

Ernst Greve

Die Juden kamen schon während der Römerzeit als Händler und Geschäftsleute ins Rheinland und ließen sich in den Haupthandelsstädten Köln, Mainz und Trier nieder.

Wann die ersten Juden nach Vallendar gekommen sind, ist uns nicht bekannt. Aus den Unterlagen wissen wir jedoch, daß der Sayner Graf Engelbert II im Jahre 1313 einer jüdischen Familie Schutz- und Wohnrecht in Vallendar gewährte.

Im Jahre 1418 untersagte zwar der Kurfürst Otto von Trier den Juden den weiteren Aufenthalt in seinem Kurstaat, da jedoch im hiesigen Raum Mangel an Ärzten und Tierärzten bestand, machte er bei diesem Berufsstand eine Ausnahme. Mit einem erzbischöflichen Respekt holte er einen jüdischen Tierarzt nach Vallendar, der wegen seiner besonderen Kunst und Heilmittel bei Pferden und anderen Tieren bekannt war und in der folgenden Zeit auch im kurfürstlichen Marstall kurierte. In der Konzession ist als Eintrag überliefert:

Hat unser gnediger Herr Ytzing der jungen Judden von Cronenberg erlaubt seyn Wohnung in Vallendar zu haben und Ine zu schirmen zu hanthaben glich anderer Judden, die da gewest oder noch seyn.

1486 erhielt Vallendar die erste Niederlassungsgenehmigung für eine jüdische Siedlung im Kurfürstentum durch Kurfürst Johann von Boden, weil hier in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts mehreren Judenfamilien Wohn- und Schutzrecht gewährt wurden. Die Juden mußten dafür neben Steuern und allgemeinen Abgaben ein Judenschutzgeld von jährlich 20 Gulden bezahlen. Das Verhältnis der Vallendarer Bevölkerung zu „ihren“ Juden war gut, auch nachdem Graf Ludwig im Artikel 13 seiner Polizeiverordnung vom 1. Mai 1573 folgendes verfügte:

Die Heyden oder Zigeuner, desgleichen die Juden sollen in unserm Land kein Gleidt noch Freyheit haben. Wo auch jemandt mit der Thatt gegen sie handeln würde, soll daran nicht gefrevelt haben.²⁾

Die in Vallendar wohnenden Juden waren vorwiegend als Händler und Metzger tätig. Für die religiöse Erziehung der Kinder und zur Ausübung ihrer Gottesdienste gründeten sie eine Judenschule in Vallendar. Ansonsten besuchten die Juden Kinder die katholische Volksschule.

Im Jahre 1795 kauften die Juden in der Löhr-gasse einen Raum und bauten ihn zu einer Synagoge um. In den Beschreibungen des Raumes steht mehrmals, daß dieser Raum sehr dunkel und feucht war.

Nach der Säkularisation des Kurfürstentums Trier kam die Grafschaft Vallendar zu Nassau. Vallendar wurde zum Amt erhoben. Nach der Neuordnung forderte das Herzogtum Nassau 1811 einen Bericht über die Juden in den einzelnen Ämtern an. Aus dem Bericht über die Juden vom Bürgermeister Stachel geht das gute Verhältnis der Vallendarer Bevölkerung mit den Juden hervor. Deshalb setzt sich Bürgermeister Stachel auch sehr dafür ein, daß Christen und Juden in den Ämtern gleichgestellt werden.

Seit 1815 gehörte Vallendar zur preußischen Rheinprovinz.

Auf eine Umfrageaktion der Regierung in Koblenz zur Situation der Juden antwortete der Bürgermeister von Vallendar am 13. 6. 1843 folgendes:

Da hier keine Juden sind, die sich so auszeichnen, daß sie eine selbstständige Äußerung über die in der nebenallegierten sehr geehrten Verfügung gestellten Fragen abgeben können,



Die Ruine der Synagoge vor dem Umbau zur Schmiedewerkstatt 1956

diese vielmehr ihre eigenen Zustände nicht einmal gehörig kennen, so habe ich die Ehre, die gestellten Fragen in Nachstehendem gehorsamst zu beantworten.

- ad 1) Die Zahl der hiesigen Juden beträgt 103. In den anderen hierhin gehörigen Gemeinden leben keine.
- ad 2) Positive gesetzliche Bestimmungen bestehen nicht. Das Kultuswesen ist von den Voreltern ererbt und eine jüdische Schule hat hier nie bestanden.
- ad 3) Seit 1795 besteht hier eine Synagoge, früher bestand eine Judenschule. Sie ist das Eigentum der Juden und zu ihr ge-

hören die hier wohnenden. Die Juden von Immendorf gehören ebenfalls zur hiesigen Synagoge, haben sich aber getrennt und sich eine eigene Synagoge erbaut, werden aber noch auf dem hiesigen Kirchhof begraben. Alle volljährigen und selbstständigen Juden müssen sich zur Gemeinde halten.

- ad 4) Die Judenschaft befindet sich nicht im Besitz irgendeines Rechtes.
- ad 5) Die Mitgliedschaft der Gemeinde wird von der Königlichen Regierung verliehen, weil die diesseitigen Juden des Schutzes bedürfen. Alle Mitglieder haben ein volles und ein gleiches Stimmrecht in den Gemeindeangelegenheiten.
- ad 6) Die Gemeinde wird in Kultusangelegenheiten durch Vorsteher repräsentiert und nicht noch durch besondere Repräsen-



Die noch vorhandene Rosette in der Rückwand der ehemaligen Synagoge

tanten. Sie werden gewählt nach Stimmenmehrheit von der versammelten Gemeinde und auf die Dauer von drei Jahren. Sie vertreten die Gemeinde in allen Verwaltungs- und Kirchenangelegenheiten und haben die Befugnis, in der Synagoge Geldstrafen zu erkennen.

- ad 7) Es ist kein Rabbiner hier.
- ad 9) Zur Besorgung der gottesdienstlichen Verrichtungen ist ein Vorsänger angenommen. Derselbe wird von der Gemeinde gewählt und mit ihm ein Akkord auf gegenseitige Kündigung geschlossen. Seine Besoldung besteht nur in Emolumenten.
- ad 10) Die Gemeinde hat kein Vermögen, sie besitzt nur die Synagoge, worauf 200 Reichstaler Schulden haften, und den Kirchhof. Für Kranken- und Armenpflege sind keine Stiftungen vorhanden.
- ad 11) Die Kultuskosten wurden bisher und werden noch aus den Steig, den Opfer- und Strafgeldern bestritten und wird hierüber eigene Rechnung geführt, deren Revision dem Bürgermeister unterliegt.

ad 12) Der Vorstand übt ein Strafrecht aus, das sich jedoch bloß auf Geld erstreckt. Es war kein Bann hier. In Streitigkeiten in Gemeindeangelegenheiten entscheidet der Bürgermeister, in solchen Kultusangelegenheiten, wenn sie das Äußerliche betreffen, der Vorstand. Es sind keine Spaltungen.

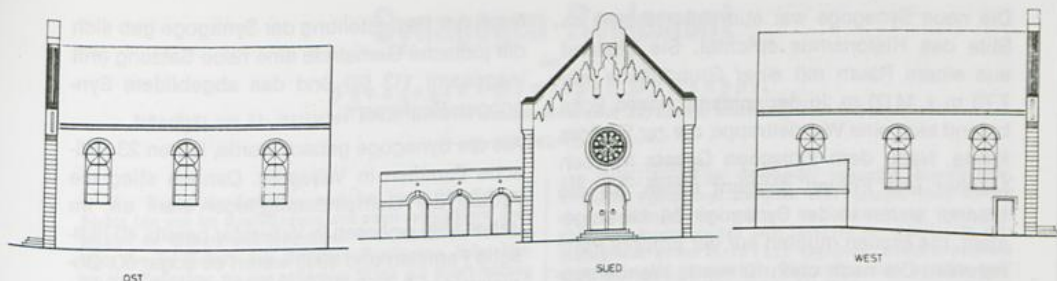
ad 14) Der Religionsunterricht wird von den angenommenen Privatlehrern und Vorsängern erteilt. Die Aufsicht führen die Vorsteher.

Im Jahre 1853 war die israelische Gemeinde auf 23 Familien (10 Metzger, 4 Händler, 2 Viehhändler und 7 ohne Stand) mit 128 Seelen angewachsen. Für so viele Gläubiger war die Synagoge viel zu klein, und so stellte der Vorstand bei der Regierung in Koblenz den Antrag, eine Kollekte zum Bau einer neuen Synagoge veranstalten zu dürfen. Im Antrag wurde dargelegt, daß die Vallendarer Juden durch diese Umlage jährlich 100 bis 120 Taler aufbringen wollten. Der Antrag wurde gestattet und gleichzeitig wurde die Durchführung einer Kollekte bei den Glaubensgenossen in der Rheinprovinz bewilligt.

1855 kauften die Juden in der Eulsgasse (heute Eulerstraße 3) ein Grundstück für 500 Taler und beauftragten den Koblenzer Stadtbaumeister Herrmann Antonius Nebel, der 1848 die Nachfolge von Johann Claudius von Lassaulx antrat, einen Bauentwurf und eine Kostenaufstellung zum Bau einer Synagoge zu erstellen. Die Kosten wurden auf 800 Taler errechnet, und daraufhin wurde die Baugenehmigung eingeholt.

Bei der Grundsteinlegung am 18. April 1856 wurde vorn neben der Tür eine Flasche mit folgender Urkunde eingemauert:

„Durch Hülfe und zur Verehrung Gottes hat die aus 21 unbemittelten Familien bestehende israelische Gemeinde zu Vallendar theils aus eigenen Mitteln, theils von einem von Herrn Alexander Bender hier aufgenommenen Passivkapital und theils aus dem Ertrage einer bei den Israeliten der Rheinprovinz bewilligten Collecte auf dem von Mathias Raffauf gekauften Bauplatz in der Eulsgasse zu Vallendar eine neue Synagoge begründet, zu deren Entstehung der zeitliche Bürgermeister Johann Friedrich Schmitz von Vallendar und der israelitische Vorstand Bermann Scheye, David Götz und Joseph Loeb durch Beistand Gottes thätig mitwirkten. Möge das Unternehmen dem All-



Rekonstruktion der Vallendarer Synagoge mit angebautem Badehaus ohne den kleinen Turm, für den keine Unterlagen vorhanden sind

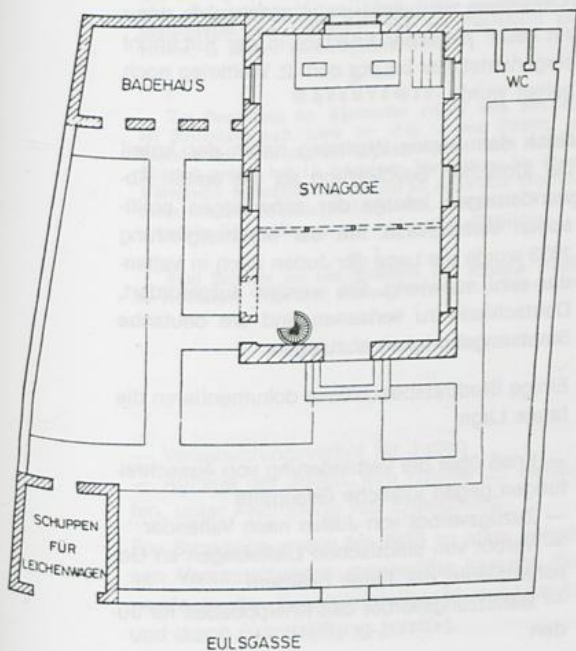
mächtigen wohlgefällig sein und den himmlischen Segen erhalten, um welchen wir alle demütigst bitten.

Geschehen und geschrieben zu Vallendar durch den Bürgermeister unter Beidrückung seines Amtssiegel bei der Grundsteinlegung am 18. April 1856.

L. S. g. Johann Friedrich Schmitz, Bürgermeister zu Vallendar

Herz Loeb, Abraham Löb, Magnus Loeve, Süskind Loeb, Jacob Kahn, Isaac Scheye, Moses

Rekonstruktion des Grundrisses der Vallendarer Synagoge mit Badehaus, Schuppen für Leichenwagen, den Treppen, den Außenanlagen und den Umfassungsmauern



Salomon, Isaac Nathan, Süskind Alexander, Fischel Loeb, Mathias Salomon, David Loeb Nathan, Beruch Seligmann, Moses Loeb, Lambert Lazarus, Seligmann Fischel, Gottschalk Herz, Samson Salomon

Bermann Scheye Vorsteher, David Göth II. Vorsteher, Joseph Loeb Rechner."

Ferner befanden sich in der nämlichen versiegelten Flasche eine Schrift des israelitischen Lehrers Leopold Dahl in hebräischer Sprache.

Mit dieser Flasche wurden noch ins Fundament eingemauert:

eine Flasche weißen Wein von 1855
eine blechene Büchse mit Roggen 1855
eine blechene Büchse mit folgenden Geldsorten:
ein Pfennig-Stück, ein zwei-Pfennig-Stück, ein drei-Pfennig-Stück, ein vier-Pfennig-Stück, ein Halb-Silbergroschen-Stück, ein Silbergroschen, ein fünf-Groschen-Stück, ein harter Preußischer Taler.

Die Synagoge wurde am 7. August 1857 mit einem Gottesdienst eingeweiht. Die Coblenzer Zeitung schrieb darüber:

Vallendar 8. August

Gestern ist hier ein Fest gefeiert worden, das auch außerhalb erwähnt zu werden verdient. Es galt der Einweihung des neuen Tempels der israelitischen Gemeinde, welche zu Ehren des Tages ihre Häuser mit Laub und Blumen geschmückt hatten. Von der alten Synagoge, wo der letzte Gottesdienst gehalten wurde, bewegte sich ein langer, feierlicher Zug, die Jugend voran, nach dem neuen Gebäude, dessen vergoldeter Schlüssel auf einem sammetenen Kissen getragen wurde, gleiches geschah mit den Gesetzesrollen.

In der festlich geschmückten Synagoge fungierte der Ober-Rabbiner Dr. Schwarz aus Köln und hielt eine ansprechende Rede über die Bedeutung des Tages.

Die neue Synagoge war aus Natursteinen im Stile des Historismus errichtet. Sie bestand aus einem Raum mit einer Grundfläche von 7,70 m x 14,00 m. In der vorderen linken Ecke befand sich eine Wendeltreppe, die zur Empore führte. Nach dem jüdischen Gesetz müssen Männer und Frauen getrennt sitzen, für die Männer waren in der Synagoge Bänke aufgestellt, die Frauen mußten auf der Empore Platz nehmen. Die nach oben führende Wendeltreppe war aus Sittlichkeitsgründen mit einem Vorhang verkleidet.

An der Stirnseite des Gebäudes war ein 25 cm hohes Podest, auf dem unter der großen Rosette der Schrank für die Torahs, der Tisch zum Verlesen der Torah und der Tisch für den Vorbeten standen. Vor dem Schrank war ein roter Samtvorhang mit reicher Perlstickerei. An Neujahr und Jonkipur wurde ein weißer Vorhang vor dem Schrank hochgezogen, und die Bänke wurden mit weißen Tüchern belegt.

Die Synagoge in Vallendar besaß fünf große und zwei kleine Torahs, drei große Torahs waren damals schon sehr alt und hatten wertvolle Silberbeschläge.

Rechts neben dem Podest standen drei Bänke, auf denen die Knaben Platz nehmen mußten.

In den Akten sind mehrere Eingaben an die Regierung in Koblenz mit Beschwerden über die Sitzverteilung in der Synagoge. Die Sitzverteilung erfolgte nämlich vom Vorstand nach Ansehen und Abgabenhöhe. Gleichzeitig mit der Errichtung der Synagoge wurde im nördlichen Grundstücksteil ein Badehaus angebaut. Die Wasserstelle war so tief gelegt, daß fließendes Grundwasser für die Waschungen geschöpft werden konnte. Im Badehaus befand sich ein Ofen, auf dem Wasser für die vorgeschriebenen Waschungen erwärmt wurde.

An der südlichen Grundstücksgrenze waren die Toiletten aufgestellt, eine für Männer und eine für Frauen.

Später wurde an der Eulerstraße noch ein Schuppen für den Leichenwagen errichtet.

Das Grundstück war von einer Steinmauer umgeben mit einem schmiedeeisernen Gartentor.

Vor der Synagoge war eine breite Treppe und ein kleiner freier Platz, der als Vorhof diente.

Damit zu spät kommende Frauen den Gottesdienst nicht störten, war an der linken Seite eine kleine Tür eingebaut worden, die direkt zur Wendeltreppe führte.

Nach der Fertigstellung der Synagoge gab sich die jüdische Gemeinde eine neue Satzung (mit insgesamt 113 §§) und das abgebildete Synagogen-Reglement:

Als die Synagoge gebaut wurde, lebten 23 jüdische Familien in Vallendar. Danach stieg die Anzahl der Gemeindeglieder stark an. Im Jahre 1880 wohnten in Vallendar bereits 40 jüdische Familien und 1903 waren es sogar 50. Obgleich der Zusammenhalt der Juden in Vallendar sehr stark war, gestalteten die Juden das wirtschaftliche, kulturelle und gesellschaftliche Leben in Vallendar weitgehend mit. Sie hatten einen eigenen Theaterverein, beteiligten sich aber auch an den Vallendarer Vereinen. In die Vorstände einiger Vereine wurden immer wieder Juden gewählt. Besonders gefördert wurden „die Bemoosten“ und der „Freie Wassersportverein“, dessen Haus am Rhein mit starker Unterstützung der jüdischen Familie Scheye erbaut wurde.

Ende des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts finden wir so manchen jüdischen Namen bei den Ratsmitgliedern der Stadt Vallendar, ein Beweis dafür, daß einige Juden sich kommunalpolitisch betätigten.

Die Zeit der Juden in Vallendar war für beide Seiten recht segensreich.

Da auf dem Vallendarer Friedhof nur Beerdigungen von katholischen Geistlichen vorgenommen werden durften, richteten die Juden einen Friedhof nördlich von Vallendar in der Gemarkung Weitersburg ein. 1862 wurde dann ein neuer jüdischer Friedhof in der Kirchhohl eingerichtet, der bis vor dem 2. Weltkrieg noch belegt wurde.

Nach dem ersten Weltkrieg nahm der Anteil der jüdischen Bevölkerung ab, die ersten Abwanderungen infolge der schwierigen politischen Verhältnisse. Mit der Machtergreifung 1933 wurde die Lage der Juden auch in Vallendar sehr schwierig. Sie wurden aufgefordert, Deutschland zu verlassen und die deutsche Staatsangehörigkeit abzulegen.

Einige Stadtratsbeschlüsse dokumentieren die fatale Lage:

- Erlaß über die Verhinderung von Ausschreitungen gegen jüdische Geschäfte
- Zuzugsverbot von Juden nach Vallendar
- Verbot von städtischen Lieferungen an Geschäftsleute, die Juden beliefern
- Benutzungsverbot des Kneippbades für Juden

Synagogen-Reglement

der

Synagogen - Gemeinde Vallendar.

festgestellt am 17. Dezember 1863, revidiert am 16. November 1870, vom Vorstande und Repräsentanten.

§. 1.

Der Zugang zur Synagoge muß bei jedem Mitgliede anständig sein und die Kopfbedeckung aus einem anständigen Hute bestehen an Sabbath und Feiertagen. Bei Gebeten an Wochentagen oder bei Sabbath- und Feiertags-Vereinigung, findet hiervon eine Ausnahme, wo eine anständige Mütze als Kopfbedeckung zulässig ist.

§. 2.

Im Vorhofe der Synagoge muß die größte Ruhe herrschen, auch ist das Rauchen dort untersagt; der Eintritt in die Synagoge muß anständig und geistig, sowie der in die betreffenden Plätze; und muß jedes Mitglied seinen angemessenen Platz einnehmen. Beim Vorlesen der **Thora**, sowie von Beginn des **Krusaf** (Gebetes an ist der Ausgang nicht gestattet. Besondere Bedürfnisse nehmen hiervon eine Ausnahme.

§. 3.

Die Plätze in den Bänken erfolgen der Reihenfolge nach, und zwar zuerst die verheiratete Männer nach der Zeit der Verehelichung, bei Frauen auf dem Frauenhause der entsprechenden, bei unverheirateten Mitgliedern nach dem Geburtsalter, bei Trauer verwechsell die Trauernden ihre Plätze nach jüdischem Ritus. Knaben unter 13 Jahren treten in besondere für sie eingerichtete Plätze; fremde einziehende Mitglieder, welche mit ihren Familien feste Plätze in der Reihenfolge erlangen wollen, haben sich vorher mit der Gemeinde-Verwaltung zu einigen, sonst denselben nur unbesetzte Plätze gestattet sind.

§. 4.

Während des Gottesdienstes muß in der Synagoge die größte Ruhe herrschen, es darf Niemand mit dem Vorbeter laut beten noch singen; nur solche Gebete, welche nach jüdischem Ritus zum lauten Vortrage vorgeschrieben sind, nehmen hiervon eine Ausnahme. Der Gottesdienst und Andacht dürfen auf keine Weise gestört werden.

§. 5.

Beim Abhalten des Gottesdienstes müssen nach jüdischem Ritus 10 Personen (männlich), welche das 13. Lebensjahr überschritten haben, zugegen sein; es müssen, damit das Abhalten des Gottesdienstes nicht unterbrochen wird, von jeder Haushaltung wo zwei brauchbare Mann zugegen sind, einer und wo drei oder mehrere sind, zwei zum Gottesdienste bei jeder Gelegenheit erscheinen, jedoch sind annehmbare Entschuldigungen eine Ausnahme, wird der Gottesdienst unterbrochen, so werden die betreffenden bestraft.

§. 6.

Ehrenrechte.

Die Verteilung der Ehrenrechte erfolgt nach dem Alter der Reihenfolge nach, sowie der Sitz in den Bänken, zum Aufrufen bei Vorlesung der **Thora** kommt jedes männliche Mitglied, welches das 13. Lebensjahr überschritten, die übrigen Ehrenrechte beschränken sich nur auf die männlichen Mitglieder, welche das 20. Lebensjahr überschritten, bei hohen Festtagen sämtliche Ehrenrechte nur auf verheiratete Mitglieder.

§. 7.

Fünf Minuten vor dem Anheben der **Thora** erhalten die betreffenden Mitglieder, welchen Ehrenrechte zukommen, jeder

eine Karte, worauf die Ehrenrechte namentlich bemerkt sind, diejenigen, welche beim Ausgehen nicht zugegen sind, werden als abwesend betrachtet und geht die Reihenfolge an ihnen vorüber. Die Karten werden beim Aufrufen der Ehrenrechte mitgebracht und an den Vereiner abgegeben, welche ihre Karten nicht mitbringen, können ihre Ehrenrechte nicht ausüben und kommt alsdann der folgende an die Reihe.

§. 8.

Will ein Mitglied einem Nichtmitgliede ein Ehrenrecht zukommen lassen, so hat es, bevor die Karten ausgegeben sind, dem Vorstande die Meldung zu machen und für jede Ehrenbezugung 25 S. zu zahlen; auch haben diejenigen Mitglieder, welchen außergewöhnliche gerätliche Ehrenbezugungen zukommen, sich frühzeitig beim Vorstande zu melden, sonst sie unberücksichtigt bleiben.

§. 9.

Beim Aufrufen zur **Thora** erhält jeder Aufgerufene einen (**Mi Scheberach**) Ehrenstrich, verlangt der Aufgerufene noch einen, so hat derselbe 50 S. zu zahlen, wenn er die Gabe nicht höher beizumessen, mehrere sind nicht gestattet, und fließt dieser Betrag in die Armenkasse, dieses ist auch bei Fremden in Anwendung zu bringen.

§. 10.

In Ermangelung oder Abwesenheit des Lehrers darf Niemand ohne Erlaubnis des Vorstandes den Vorbeter-Dienst versehen.

§. 11.

Kindern, welche noch nicht schulpflichtig sind, ist der Zutritt zur Synagoge nicht gestattet, für die Kinder, welchen der Zutritt gestattet ist, sind die Eltern verantwortlich und werden dieselben bei verursachten Störungen der Kinder bestraft, oder die Kinder von einem Standortmitgliede aus der Synagoge entfernt.

§. 12.

Der Gottesdienst in Privathäusern ist nur an Tagen wo die **Thora** nicht verlesen wird, gestattet, und unterliegt derselbe der Anordnung des Vorstandes, sowie das Verhalten bei Todesfällen, Feiertagen und Gottesdienst während der Trauerzeit im Vortrage haben sich sämtliche Mitglieder in allen Cultus-Angelegenheiten nach den Anordnungen des Vorstandes zu fügen.

Zwischenhandlungen gegen vorstehendes Reglement werden geahndet wie folgt:

1. Für nicht erscheinen bei §. 5. 20 S.

2. Für Verstöße gegen die Ordnung in Betreff der übrigen Paragraphen von 10 S. bis 2 Mark und sind die Familienhäupter und Vormünder für die Strafen verantwortlich. Das Einziehen der Strafgelder kann mit Entziehen der Ehrenrechte oder sonst angemessenen Entziehungen ausgeführt werden.

Der Vorstand.

- Versammlungsverbot für Juden
- Auflage der Juden, ihre Häuser zu verkaufen, unter Androhung von Enteignung.

Die Synagoge wurde bis 1935 zu allen religiösen Veranstaltungen regelmäßig benutzt. Sie wurde in der Reichskristallnacht ausgeraubt und durch Brandstiftung zerstört.

In seinem Buch „Der 10. November 1938“ schrieb Simon Bürkheimer über die Zerstörung der Synagoge in Vallendar:

Im Jahre 1938 zählte die jüdische Gemeinde in Vallendar, die zum Rabinat Köln gehörte, nur noch 15 Familien. Am 10. 11. 1938 drang die SA während des Morgengottesdienstes in die Syn-

nagoge, zwang die Männer, die ihre Gebetsriemen und Gebetsmäntel nicht abnehmen durften, mit den 15 Thoras durch die Straßen der Stadt Vallendar bis zum Polizeipräsidium zu ziehen. Als die Synagoge am 12. 11. mit Stroh und Öl in Brand gesteckt wurde, warf man die Thoras in das lohende Feuer. Das Silber kam zur Gestapo, die dem Vorstand der Gemeinde später den Silberwert zurückbezahlte. Der Vorstand sollte dann die Synagoge für M 100,- an die Stadt abgeben. Er weigerte sich aber, dieser Forderung nachzukommen. Es ist nicht bekannt, was später aus der Synagoge geworden ist. Die neben der Synagoge stehende Mikwoh wurde niedergebrannt.

Aus den Listen der Gestapo Koblenz geht hervor, daß am 22. März 1942, am 30. April 1942

und am 27. Juli 1942 die 41 noch in Vallendar lebenden Juden evakuiert und ausgebürgert wurden. Dazu schreibt die jüdische Kultusgemeinde Koblenz:

Tief erschüttert stehen wir Überlebenden vor der grausamen Tatsache, daß nicht ein einziger Angehöriger die Deportation überlebt hat.

1957 erwarb ein Schmiedemeister das Grundstück mit der Ruine und baute die ehemalige Synagoge zu einer Werkstatt mit darüberliegender Wohnung um.

Außer den Umfassungsmauern blieb nur noch die Rückwand mit der herrlichen Rosette von der Synagoge übrig, die erhaltenswert ist und der Nachwelt als Zeuge für die jüdische Gemeinde Vallendar überliefert werden sollte.

Die Bannmühle in Vallendar

Josef Schmidt

Vallendar war früher wegen der vielen in seinem Gebiet betriebenen Mühlen bekannt. Die Bachläufe, die das Vallendarer Tal durchfließen, boten sich geradezu an, Mühlen durch Wasserkraft zu betreiben. An Hillscheider und Fehrbach sowie Wambach, gab es schon im frühen Mittelalter Mühlenbetriebe verschiedener Art. Der Löhrbach, zu dem sich die genannten Bachläufe vereinigen, dürfte als der bedeu-

tendste Wasserlauf in Vallendar angesehen werden. Er speiste schon frühzeitig an verschiedenen geeigneten Stellen viele Mühlen. In einer Urkunde aus dem Jahre 1052 wird gesagt, daß bereits damals ein Königsgut in Vallendar bestand mit „Wasser, Wasserläufen, Mühlchen und Mühl- und Fischgerechtigkeiten“. Diese lagen sicherlich überwiegend am Hauptbachlauf, dem Löhrbach, und gehörten zum Königs-

hof. Die Mühlen waren somit Herrschaftsmühlen, die für die Könige und später für den Kaiser arbeiteten.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hat eine dieser königlichen Mühlen schon in der Nähe der Hauptmühle oder vielleicht an derselben Stelle gestanden.

Der Vallendarer Königshof kam mit seinen Ländereien, Mühlen und Fischereien durch kaiserliche Schenkung im Jahre 1052 an das Domstift zu Goslar; 1304 an das Haus Isenburg-Braunberg. Die Mühlengerechtigkeit gehörte um 1400 den Grafen von Sayn-Wittgenstein, den Herren von Vallendar.

Diese besaßen eine Bannmühle, das heißt eine Mühle für den Bann Vallendar, worin das im Bezirk des Banngebietes von Vallendar verbrauchte Mehl gemahlen werden durfte.

Jeder Bäcker im Bannbezirk von Vallendar — der Herrschaft Vallendar — war somit verpflichtet, sein Mehl nur aus der Bannmühle zu beziehen, andernfalls er bestraft wurde.

Privatleute und Bäcker waren verpflichtet, ihr Getreide nur in der Bannmühle mahlen zu lassen, wofür der Müller eine Gebühr in Form der sogenannten Molter erhob. Die Molter war ein Teil des gemahlene Getreides. Geld brauchte somit für das Inanspruchnehmen der Mühle nicht bezahlt zu werden. Der Molteranteil war nach altem Herkommen fest bestimmt.

Die Bewohner des unteren Teils von Vallendar, etwa von der heutigen Mühlengasse, die von der Bannmühle ihren Namen ableitet, bis zum sog. Kapellchen, dieses stand an der Einmündung der Heer- in die Rheinstraße (B 42), waren verpflichtet, wenn der Mühlenteich gebrochen war, die notwendigen Schanzen zur Befestigung des Bachdammes einzuschlagen. Das dazu erforderliche Stammholz hatte der Landesherr, die Schanzen die Gemeinde zu liefern.

Aus einer späteren Urkunde erfahren wir Näheres über die Bannmühle, unter der Überschrift „Molter zu Vallendar“:

Die Mühle wurde mit Moltergerechtsame an einen Müller in Lehn-pacht gegeben. Er hatte jährlich dem gräflichen Lehnsherren einen Lehnzins, nicht in Geld, sondern in natura 50 Malter Korn und 10 Malter Weizen zu entrichten. (Malter = altes Trockenmaß oder Mahllohn, ca 115—180 L). Außerdem mußte er zwei Wagen Heu liefern und auf seine Kosten die notwendigen Reparaturen an der Mühle besorgen, sowie das Eisenwerk instandhalten. So

bestand die Vallendarer Bannmühle Jahrhunderte lang.

Im 18. Jahrhundert wurde sie an die Familien Klisserat und Wirtz verpachtet. 1767 ging das Herrschaftsrecht über Vallendar voll von den Grafen von Sayn-Wittgenstein auf Kurtrier über. Im Jahre 1803 an den Fürsten von Nassau, als die rechte Rheinseite in nassauische Hoheit kam. Das Herrschaftsrecht wurde später abgelöst und die Bannmühle verkauft. Sie kam in bürgerlichen Besitz. In den folgenden Jahrzehnten wechselten oft die Besitzer.

Die Zeit der kleinen Getreidemühlen begann im 19. Jahrhundert nachzulassen. Sie waren nicht mehr ergiebig und konnten mit den aufkommenden modernen Mühlen nicht mehr konkurrieren. Der Mühlenbetrieb ließ auch in der Bannmühle nach.

1902 brach in der Mühle ein Großbrand aus, dem das gesamte Mühlenwerk zum Opfer fiel. Das Gebäude brannte bis auf seine Grundmauern nieder. Als Getreidemühle hatte sie aufgehört zu existieren.

Im August 1902 wurde das Anwesen von einem Vallendarer Kaufmann erworben. Er baute die ehemalige Bannmühle, wie sie noch lange im Volksmund hieß, in eine Wollfabrik um. Später übernahm sein Sohn den Besitz und modernisierte den Betrieb. Ein weiterer Brand vernichtete die Fabrik 1922 restlos. Nach dem Wiederaufbau, der noch im selben Jahre begann, nahm der Besitzer die Fabrikation wieder auf. Die Wasserkraft konnte mittels eines Wasserrades, wie in alten Zeiten, weitergenutzt werden, sie wurde aber zusätzlich von Motoren unterstützt, wodurch die Leistung wuchs.

Nach dem zweiten Weltkrieg ging der Gebäudekomplex an einen anderen Besitzer über. Nun wurde nach verschiedenen Umbauten ein Kran- und Maschinenbaubetrieb eingerichtet. Die ehemalige Bannmühle konnte zu einem modernen Industriebetrieb umfunktioniert werden. Mühlengraben und Mühlengebäude lassen heute noch den ursprünglichen Zweck des Geländes erkennen.

Für Vallendarer Generationen vor uns hatte die alte Mühle eine wichtige, lebenserhaltende Aufgabe zu erfüllen.

Heute stellt sie nur noch ein interessantes Stück Vallendarer Geschichte dar.

Quelle: Wilh. Capitain

Die Vallendarer Lokalschiffahrt

Josef Schmidt

Es sind nun rund hundert Jahre her, daß zwischen Vallendar und Koblenz ein Personenschiffahrtsverkehr eröffnet wurde. Schon seit Mitte des vorigen Jahrhunderts entwickelte sich auf dem Wasserwege Koblenz — Vallendar ein reger Güterverkehr. Mittels großer Kähne wurde Stückgut von Vallendar nach Koblenz und umgekehrt befördert. Kleine Dampfschiffe zogen die Kähne und waren für die damalige Zeit eine besondere Neuigkeit, da Dampfschiffe noch nicht allzulange den Rhein befuhren. Dieser Güterumschlag wurde noch einige Jahre nach dem ersten Weltkrieg von der Schifferfamilie Müller, im Volksmund Nappeler genannt, weiterbetrieben.

Nachdem die Dampfschiffe ausgebaut und verbessert werden konnten und der Güterverkehr überwiegend auf Eisenbahn und Straße verlegt wurde, lohnte sich der kleine Gütertransport per Nachen oder Kahn nicht mehr.

Um 1880 begann in Vallendar die Personenschiffahrt, die sich in den kommenden Jahrzehnten gut bewährte. Die Schiffer Zell und Müller boten der Bevölkerung die Schiffe „Nympe“ und „Aurora“ an. Diese fuhren nun planmäßig von Vallendar nach Koblenz und zurück.

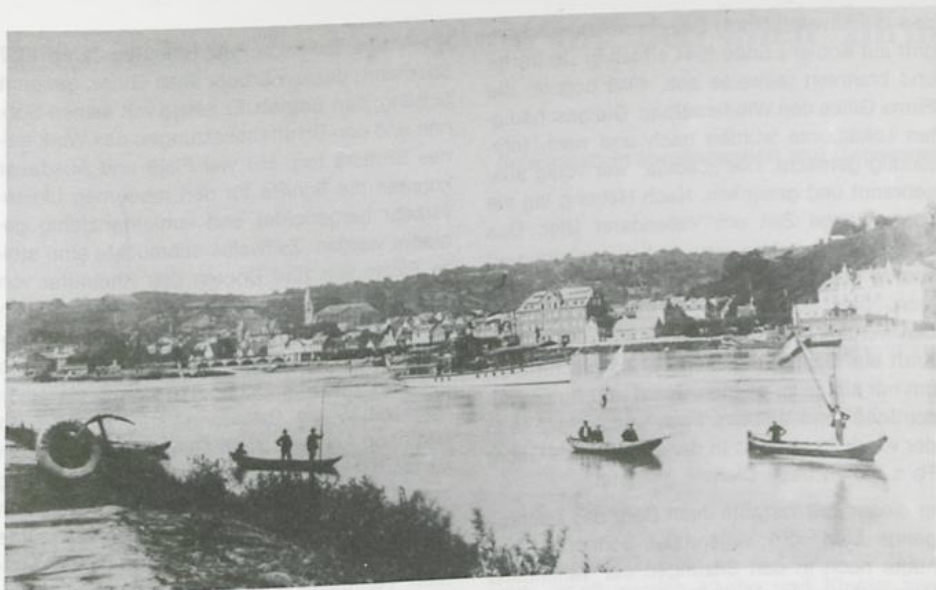
Nach einigen Jahren übernahmen die Gebrüder Hamann den Personenverkehr in Vallendar. Sie ließen zwei Dampfschiffe, den Schraubendampfer „Industrie“ und den Raddampfer „Stolzenfels“ bauen. Mit diesen neuen Schiffen nahmen sie den Pendelverkehr Vallendar — Urbar — Koblenz und zurück auf. Die Schiffe fuhren damals mit großem Geräusch und qual-

menden Schornsteinen durch den sonst so stillen Rheinarms zwischen Vallendar und Niederwerth. Schiffsführer und bedienende Mannschaft waren abends von Ruß und Qualm geschwärzt kaum wiederzuerkennen. Auch die Passagiere bekamen ihren Teil ab. Beide Boote wurden verkauft und durch zwei neue verbesserte Schiffe ersetzt. Diese erhielten die Namen „Deutscher Kaiser“ und „Stadt Vallendar“.

Der Lokalbootsverkehr bewährte sich. Ausflügler und Geschäftsleute konnten verhältnismäßig schnell nach Koblenz. Von dort kamen die Besucher gerne mit dem Schiff nach Vallendar, um hier die Ausflugslokale Humboldthöhe, die in diesen Jahren eröffnet hatte, Aussichtsturm Kaiser Friedrich-Höhe, Wüstenhof, zum kühlen Grunde und Kretzers Mühle — heute Forellenhof —, zu besuchen. Die Vallendarer Rheinschiffahrt trug wesentlich zu freundschaftlichen Beziehungen der Bürger beider Städte untereinander bei.

Viele Episoden gibt es um die Rheinschiffe von Vallendar zu erzählen. Das Schiff „Deutscher Kaiser“ hatte einen verhältnismäßig hohen Salonaufbau, der bei starkem Wellengang und Westwind beträchtlich hin und her schwankte. Er machte Verbeugungen wie ein Heuwagen. Die Passagiere gerieten oft in Angst, weshalb sie lieber den Dampfer „Stadt Vallendar“ benutzten. Das Schiff „Deutscher Kaiser“ erhielt wegen seiner Schwankungen den Beinamen „Heuwagen“. Es wurde später durch ein neues Boot „Kaiser Wilhelm“ ersetzt. Bis zum Jahre 1907 befuhren beide die Strecke.

Das Schiff „Stadt Vallendar“, dem man inzwi-



Salonboot „Deutscher Kaiser“ um 1902. Auf den vorgelagerten Kähnen vor dem Niederwerther Ufer sind Mitglieder der Karnivalsgesellschaft „Die Bemoosten“ aus Vallendar zu erkennen

schen den Beinamen „Schnorres“ gegeben hatte, wurde verkauft und in Berlin zum Spreedampfer umgemustert. Bis zum Ende des ersten Weltkrieges hielt man mit dem Dampfschiff „Kaiser Wilhelm“ alleine die Personenschiffahrt aufrecht. Auch ihm gab der Volksmund den Ehrennamen „Vallendarer Schnorres“. Beide Schiffe hatten bei der Bergfahrt schwer zu drücken. Besonders dann, wenn bei hohem Wasserstand die Strömung des Rheins stark war, keuchten und stöhnten sie und kamen nur langsam weiter. Die Verbundenheit der Vallendarer Bevölkerung mit ihren Schiffen war so groß, daß sie aus dem Kolbenrhythmus heraushörte: „Kommt ihr Leutscher, helft mer besje, dreckt mer besje“; und bei der Talfahrt ging es mit dem jubelnden Schiffskolben: „Ratata, ich brauch euch net!“ Damals betrug der Fahrpreis von Vallendar nach Koblenz 10 Pfennige auf dem Oberdeck, und im Salon zahlten die Fahrgäste 20 Pfennige.

Die Personenschiffahrt zwischen Vallendar und Koblenz mit ihren Zwischenstationen war neben Eisen- und Straßenbahn nicht mehr wegzudenken. So wurde dann bald nach dem ersten Weltkrieg wieder begonnen. Die Gebrüder Hamann waren verstorben. Um 1920 begann die

Firma Rings und Gilles mit dem Motorschiff „Fortuna“ den neuen Linienverkehr. 1924 kamen die Firmen Wilh. Knorr und Jak. Müller aus Vallendar mit ihren Schiffen „Germania“ und „Stadt Vallendar“ hinzu. Sie übernahmen gleichzeitig Personen- und Gütertransporte. Bis 1927 hielten zeitweise drei Schiffe die Personenbeförderung aufrecht. Bei Bedarf übernahmen die Schiffseigner auch den kleinen Schleppdienst für die im Vallendarer Hafen bestückten Schleppkähne.

In diesen Jahren stellte man den Schiffsbetrieb von Dampfkraft auf Dieselmotore um. Die Schiffe wurden mehr und mehr modernisiert. Fritz Gilles ließ neben der „Fortuna“ im Jahre 1927 die „Rheinperle“ und 1931 die „Cäcilia“ bauen. Der Linienverkehr konnte auf Ausflugsfahrten ausgedehnt werden.

Die schmucken Boote wurden gerne von der Bevölkerung angenommen, stellten sie doch eine bequeme Verkehrsverbindung dar. Man nahm sich noch Zeit. In einer knappen halben Stunde war Koblenz erreicht. Die Schiffsglocken der Vallendarer Flotte waren in Vallendar wie in Koblenz ein vertrauter Klang an den Rheinufern. Bis heute hat sich der schöne alte Schifferbrauch erhalten, bei der ersten Fahrt am Morgen in Höhe der Niederwerther Kirche des Schiffers Morgengebet einzuläuten.

Die Lokalschiffahrt wurde weiter ausgebaut. Leider mußte auch sie im Jahre 1940 kriegsbedingt den Betrieb einstellen. Die Schiffe wur-

den dienstverpflichtet. Bei einem Bombenangriff auf Koblenz Ende 1944 erhielten sie Treffer und brannten teilweise aus. 1948 begann die Firma Gilles den Wiederaufbau. Die beschädigten Lokalboote wurden nach und nach fahrtüchtig gemacht. Die „Cäcilia“ war völlig ausgebrannt und gesunken. Nach Hebung lag sie später lange Zeit am Vallendarer Ufer. Das Schiffswrack wurde um- und ausgebaut und konnte den Personenverkehr wieder aufnehmen. Viele Schwierigkeiten mußten überwunden werden. Fritz Gilles setzte sich mit ganzer Kraft ein. Seine Veteranen der Lokalschiffahrt, um nur einige zu nennen, Josef und Anton Muno, Josef und Wilhelm Fais, und nicht zuletzt der von 1926 bis 1981 in der Firma tätige Georg Fais, haben treue Dienste geleistet.

In dieser Zeit verfaßte Jean Berg das nachfolgende Lied vom Vallendarer Schnorres, das heute noch in den Sitzungen der Vallendarer Karnevalsgesellschaft „Die Bemoosten“ gerne gesungen wird. Die Vallendarer haben es in ihren Heimatliederschatz aufgenommen.

Dä Vallerer Schnorres

Wer ein ganzes Lewe lang
Nur am Rhein gehuckt,
On am Ufer ab on zo
En dä Rhein gespuckt.
Wer spaziert es hin on her
Wie su'n Rheinkadett,
Von dem kann mer ruhig sohn
Dät dä stervt em Bett!

On dann saust dä Schnorres ab,
Längs die Werther Kerch,
Die Maschinn, die schwetzt on stöhnt,
Weil es gieht gen Berch.
Dä Muno reft: am Kelterhaus
Wahte schunn die Leut!
Dremm macht flott, steigt en, steigt aus,
Mir hann je net vill Zeit!

Refrain:

Wichtig es dä Scheffsverkehr,
Mir fahre met dem Schnorr's su ger.
Fritzje stieht am Steuerstohl,
O wie es dat wundervoll!
Gieht ihr von der Breck, ihr Pänz,
Mir fahre jetzt no Kowelenz,
Holle do de Hottvolee,
Für die Humboldthöh!

Nach dem Tode von Fritz Gilles im Jahre 1957 übernahm dessen Bruder Jean Gilles, genannt Schäng, den Betrieb. Er setzte mit seinen Söhnen und den Schiffsbesatzungen das Werk seines Bruders fort. Mit viel Fleiß und Ausdauer konnten die Schiffe für den modernen Linienverkehr hergerichtet und konkurrenzfähig gemacht werden. Zeitweise schmückte eine stolze Flotte von fünf Booten das Rheinufer von Vallendar. Es waren die Schiffe „Ursula“, „Fortuna“, „Gretula“, „Rheinperle“ und „Cäcilia“. Jedes Jahr werden sie in den Wintermonaten überholt und herausgeputzt, damit sie traditionsgemäß am Gründonnerstag ihre Saison beginnen können. Jean Gilles gab nach dem Verkauf des Motorschiffes „Ursula“ den Auftrag zum Bau des großen 450 Personen fassenden Salonschiffes „Stadt Vallendar“. Dieses wurde 1980 in Dienst gestellt. Es ist eines der modernsten Fahrgastschiffe im Rhein-Mosel-Gebiet. Nach neuesten Erkenntnissen konnte es ausgestattet werden, um in seinen Salons 350 und auf den Sonnendecks 100 Personen Platz zu bieten. Dieses Schiff wird überwiegend zu Gesellschaftsfahrten, Tagungen und Ausflügen aller Art auf dem Rhein und der Mosel eingesetzt. Eine gepflegte Gastronomie an Bord erhöht dem Fahrgast die Freude des Schiffsausfluges.

Leider war es Jean Gilles nicht mehr vergönnt, dieses schöne Schiff selbst zu erleben. Er verstarb im Jahre 1979.

Die Söhne haben sein Werk und Erbe übernommen und führen heute in dem Familienbetrieb „Personenschiffahrt Gilles GmbH“ die alte Tradition fort. Mit den anderen Schiffen, der „Fortuna“, die 1969 gebaut und 250 Personen faßt, der „Rheinperle“ aus dem Jahre 1927 und nach Beschädigung durch Kriegseinwirkung umgebaut, mit einem Fassungsvermögen von 170 Personen sowie der „Cäcilia“ aus dem Jahre 1931 mit 150 Plätzen wird der Lokalbootverkehr fortgesetzt. Zur Belebung des Fremdenverkehrs übernehmen Schiffe der Fa. Gilles zusätzlich auch die beliebten Rundfahrten um das Rhein-Moseleck.

Mögen sie noch lange Jahre dem Fahrgast zur Freude die traditionelle Lokalschiffahrt Vallendar — Koblenz aufrechterhalten.

Rund um den alten Turm

Schönstatt in Vergangenheit und Gegenwart

Bernhard Puschmann, Pallottiner

I. Teil: Alt-Schönstatt

Fortsetzung

4. Augustiner-Chorfrauen in Schönstatt 1143—1567

Im Heimat-Jahrbuch 1984 Kreis Mayen-Koblenz, S. 57—61 wurde 1. der Ortsname Schönstatt erklärt und die Schönstatt umgebende Landschaft aufgezeigt. Es folgten 2. Angaben über die geschichtlichen Koordinaten oder Zusammenhänge der Klosterverlegung von Lonning nach Vallendar und 3. ein Überblick über die Klostergeschichte. Diese umfaßt mehr als vier Jahrhunderte. Eine vollständige Darstellung kann hier freilich nicht geboten werden. Wir versuchen zunächst (4.) ein Bild von Alt-Schönstatt zu zeichnen. Das geistige Profil der Gründung, ihre Spiritualität, wie man heute gern sagt, und die vermögensrechtliche Sicherung des Klosters wird im kommenden Jahrgang unseres Heimat-Jahrbuchs (1986) behandelt.

a. Der Klosterbau

1. Das Liebfrauenmünster

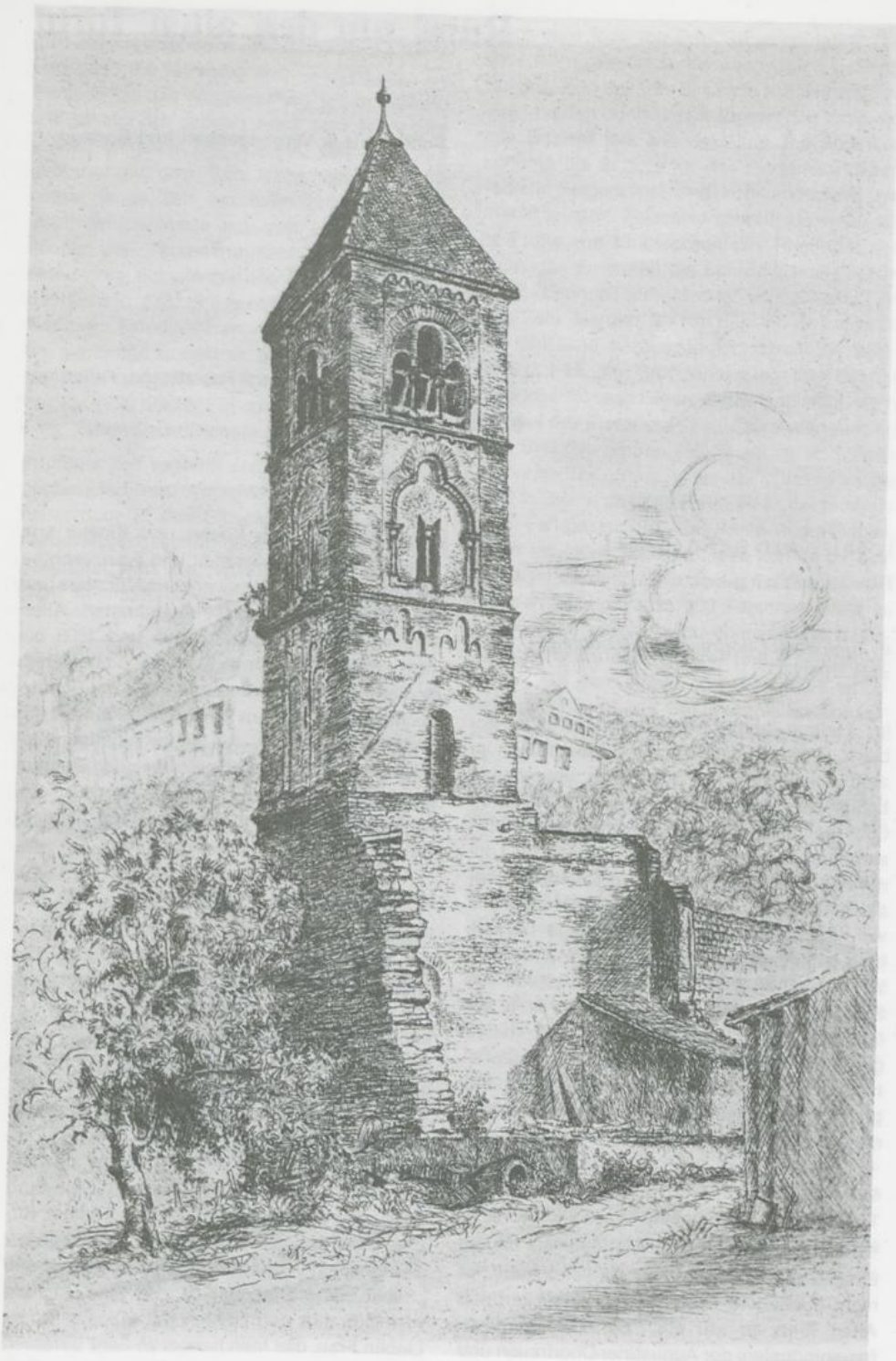
a) Der Alte Turm als Wahrzeichen

Eine Gesamtansicht von Alt-Schönstatt ist nicht überliefert. Unser Bericht kreist um den Alten Turm. Er war ein Eckpfeiler des Liebfrauenmünsters der Augustiner-Chorfrauen und des anliegenden Klosters. 1567 gaben die restlichen Schwestern Kirche und Kloster auf und wurden hinter die sicheren Mauern von Koblenz geleitet. Im dreißigjährigen Krieg

(1618—1648) wurden Kirche und Kloster von Kriegshorden — Schweden und Franzosen — zerstört. 1) Nur das Westwerk des Münsters und das Kellergewölbe des sogenannten Alten Hauses blieben erhalten. 1885 und 1898 bis 1903 wurden die Türme von der preußischen Regierung stilgerecht erneuert und mit Schutzdächern versehen. Am 21. März 1932 stürzte der Südturm zusammen. Als Zeuge einstiger Klosterherrlichkeit, als Wahrzeichen und „Deutfinger Gottes“, ragt der Nordturm nunmehr einsam gen Himmel. Er mahnt an die Vergänglichkeit alles Irdischen.

b) Name und Titel der Kirche

Für eine Klostergemeinde ist die Klosterkirche der nach außen sichtbare Mittelpunkt, die Herzmitte der Gemeinschaft. Die Klosterkirche von Alt-Schönstatt wird erstmals in einer Urkunde des Trierer Erzbischofs Hillin (1152—69) vom 5. August 1167 erwähnt; sie ist „an seinen geliebten Sohn und Freund Bertolf, Prior der Kirche in Vallendar, und an die Schwesterngemeinschaft dortselbst“ gerichtet. In den Urkunden von 1242 bis 1541 heißt die Kirche abwechselnd Kirche oder Münster Unserer Lieben Frau oder, unter Beifügung des zweiten Titulars, Kirche Unserer Lieben Frau und des Heiligen Evangelisten Johannes. 1356 taucht der Name „Sankt Barbara in Valendir“ auf. Eine Urkunde von 1535 gibt den Namen mit „Closter Unser Lieben Frau, das man nennet zo Sent Barbaren buissent Valender“ wieder. Ein späteres Reliquienverzeichnis des Klosters erwähnt einen Schädelknochen der Hl. Barbara in Silberfassung.



„Der alte Schönstatt-Turm“; Radierung von Sr. M. Rw. Hermes SAC

c) Erscheinungsbild und Einrichtung

Die Klosterkirche²⁾ war, wie aus Grabungen um die Jahrhundertwende hervorgeht, eine 33 m lange, wahrscheinlich flachgedeckte Pfeilerbasilika mit Querschiff und drei Altarnischen. Querschiff und Chor waren erhöht, ihr Fußboden war mit schwarzen, weißen und rötlich glasierten Tonplättchen belegt. Attische Säulenfüße traten zutage. Nach altem Brauch war die Kirche geostet, d.h. ihre Längsachse vom Portal zum Hochaltar war ostwärts gewandt, zur aufgehenden Sonne hin, in der man das Bild des auferstandenen Christus erblickte.

Der Hochaltar trug den Titel Unserer Lieben Frau und war vermutlich mit einer Mariendarstellung geschmückt, die vielleicht dem Siegelbild des großen Konventssiegels ähnelte. Die Nebenaltäre waren dem Heiligen Kreuz und dem Heiligen Nikolaus geweiht. Die Schönstatturkunden verzeichnen auch einen Margareten-Altar sowie den Michaelsaltar in der vor dem Osttrakt des Klosters liegenden Friedhofskapelle. Kapelle und Vikarie werden erstmals in einer Urkunde von 1319 im Kopialbuch erwähnt. Erzbischof Albero hatte dem Kloster bereits in der Verlegungsurkunde von 1143 das Beerdigungsrecht verliehen, „wenn jemand wegen der Gebetsfürsprache dort beige-setzt werden wolle.“

Der breite, unverzierte Unterbau des Westwerks wird von Experten früher datiert als die ebenfalls spätromanischen Türme, die wohl erst in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts vollendet wurden. 1224 tauscht Graf Heinrich von Sayn sein Gut in Moselweiß gegen 16 dem Konvent gehörende Waldpferde ein. Diese „*eques silvatici*“ werden vermutlich von diesem Zeitpunkt an nicht mehr für den Bau von Kirche und Kloster benötigt. Die drei Obergeschosse der Türme sind originell gegliedert. Die 1650 kg schwere Hauptglocke schenkte Kurfürst Jakob von Eltz (1567—1581) der Pfarrkirche von Vallendar.

2. Sonstige Gebäude, Räume und Anlagen des Klosters

a) Überblick

Neben den Sakralbauten (Kirche, Kapelle) braucht ein Kloster Wohn-, Arbeits- und Wirtschaftsräume. Urkundlich genannt werden der Speisesaal (*refectorium*), der Schlafsaal (*dormitorium*) und der Kreuzgang (*ambitus*). Außerdem kommen in Frage: Kapitelsaal, Wohnung der Meisterin, der Priorin und (außerhalb des Konvents) des Priors, Pfortenzimmer, Sprech-

raum, Gästeräume, Noviziatsräume, Bibliothek, Skriptorium, Wärmeraum (*calefactorium*), Krankenabteilung mit Apotheke, Badehaus, Kleiderkammer, Wäscheraum, Küche, Vorratsräume, Keller, Bäckerei, Arbeitsräume für Pergamentsbereitung (*attenuatio membranarum*), Weberei, Stickerei, Schneiderei, Schusterei, Kelterei; ferner Landwirtschaftsgebäude (meist außerhalb der Klausur): Scheunen, Stallungen, Klostermühle, Hühnerhof u.a.

Außerhalb des Klausurbereichs waren vermutlich noch größere Gartenanlagen vorhanden. Das *Gewohnheitenbuch* von Springiersbach (entstanden zwischen 1123 und 1128)³⁾ Nr. 124 nennt etwa folgende Kräuter, die im Klostergarten angebaut wurden („*herbis quae infra claustrum nutriuntur*,“): Salbei (*salvia*), Ysop, Raute (*ruta*) und Fenchel (*feniculum*). Die gleiche Quelle erwähnt an Arbeiten außerhalb des Klosters: Unkraut-Jäten (*extirpatio inutilium germinum*), Getreide-, Hirse- und Rübenanbau und Weinbergsbestellung. Laut *Kopialbuch* besaß das Kloster u.a. auch im nahen Wambachtal Weinberge.

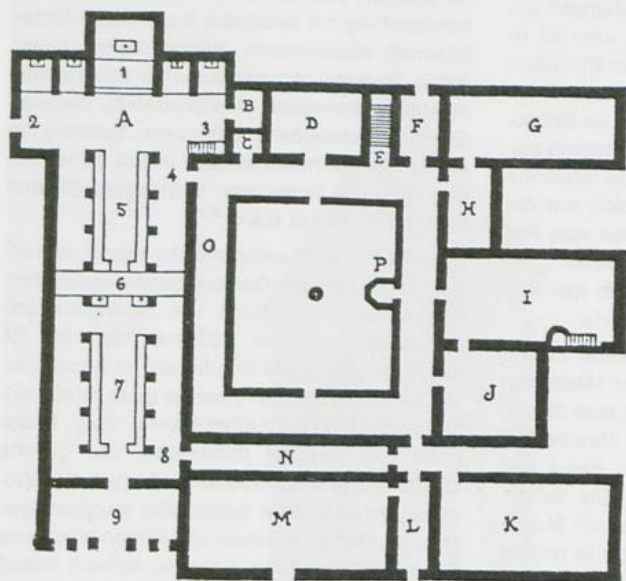
Die Wasserversorgung des Klosters erfolgte durch Umleitung des heutigen Aubachs und Wambachs durch das Klostergebiet und das Kloster selbst. Die zwei Bäche, damals Abach und Wangebach genannt, vereinigen sich nordöstlich unweit des Klosters.⁴⁾ Die Gesamtanlage von Altschönstatt war, wie damals allgemein üblich, mit Mauern umgeben („*septa dicti monasterii*“).

b) Lageplan

Ein Gesamtplan der Klosteranlage von Altschönstatt ist nicht überliefert. Doch lassen sich aus gesicherten Bau-Resten und aus zeitgenössischen Grundrissen anderer Klöster⁵⁾ wesentliche Teile der Gesamtanlage rekonstruieren.

Durch das restliche Westwerk und durch Ausgrabungen ist die Klosterkirche nach Ort, Länge, Breite und Richtung festgelegt. Die Münsterkirche ist als eine schirmende Nordbegrenzung des Klosterinnenhofs anzusehen. Der Innenhof war auch an der West-, Süd- und Ostseite von Klostergebäuden umschlossen, die hufeisenförmig in rechten Winkeln zueinander lagen. Den geräumigen quadratischen Innenhof umschloß ein überdachter Kreuzgang, der sich an die Gebäudemauern anlehnte. Von ihm führten verschiedene Türen und Aufgänge in die Seitentrakte. Wo die einzelnen oben erwähnten Räume und Säle zu lokalisieren sind und in

IDEAL-PLAN EINER CISTERCIENSER-ABTEI



A. Kirche

1. Presbyterium
2. Tür zum Klosterfriedhof
3. Schlaftaaltreppe
4. Tür der Mönche
5. Chor der Mönche
6. Lettner (Chorschranke)
7. Chor der Laienbrüder
8. Tür der Laienbrüder (Konversenportal)
9. Vorhalle (Paradies)

- B. Sakristei
 C. Armarium (Bibliothek)
 D. Kapitelsaal
 E. Treppe zum Schlaftaal der Mönche
 F. Auditorium (Sprechsaal)
 G. Studier- u. Arbeitsaal der Mönche
 H. Wärmestube
 I. Refektorium der Mönche
 J. Küche
 K. Refektorium der Laienbrüder
 L. Durchgang
 M. Vorratsräume und Werkstätten
 N. Gang der Laienbrüder
 O. Kreuzgangflügel (für Abendlesung und Fußwaschung)
 P. Brunnenhaus

welchem Baugeschoß sie lagen, erhellt aus dem beigefügten Ideal-Lageplan einer mittelalterlichen Klosteranlage. Im Areal des Innenhofs von Kloster Alt-Schönstatt fand man bei Grabungsarbeiten eine Brunnenanlage. Über dem nahezu unversehrt auf uns gekommenen Klosterkeller im Ostrakt, über dem im alten Kloster vermutlich die Küche lag, erbaute Servatius Weickel etwa um 1658 das noch heute neben der Michaelskapelle stehende sogenannte „Alte Haus“. Weickel, der längere Jahre als Kriegskommissar und leitender Finanzbeamter des kurfürstlich-erzbischöflichen Stuhles gewirkt hatte, erhielt am 22. September 1656 von Erzbischof Karl Kaspar (1652—76) den Klosterhof Schönstatt in Erbpacht. Die Familie Weickel hat beim Aufbau ihres Hauses wahrscheinlich auch die alte Michaelskapelle wieder instand gesetzt, die im dreißigjährigen Krieg das Schicksal von Kirche und Kloster teilte. Die Wohnung des Klosterpriors lag außerhalb der Klausur neben dem Nordturm des Alt-Schönstatt-Münsters.

c) Zahl der Schwestern und Klosterangestellten
 Die Größe einer Wohn- und Arbeitsniederlassung richtet sich nicht nur nach dem Ziel der Niederlassung, sondern auch nach der Zahl

Idealplan einer Cistercienser-Abtei; nach A. Schneider — A. Wienand (Und sie folgten der Regel St. Benedikts, Wienand Verlag Köln 1981, S. 492)

der dort wohnhaften bzw. tätigen Personen. Im vorliegenden Fall sind das die Chor- und die Laienschwestern der Augustinerinnen und die weltlichen Klosterangestellten.

Die Zahl der Schwestern in Lonngig ist uns unbekannt. Durchaus möglich wäre es, daß bei der Verlegung der Schwesterngemeinschaft von Lonngig nach Vallendar-Schönstatt auch die wachsende Personenzahl der Augustiner und der Augustinerinnen eine Rolle spielte. Von vornherein ist festzuhalten, daß die Schwesternzahl in den verschiedenen Jahrhunderten wahrscheinlich öfters variierte. Jedenfalls entfaltete sich der Schwesternkonvent innerhalb der ersten 80 Jahre seit der Verlegung nach Vallendar zu beträchtlicher Größe. Erzbischof Theoderich von Wied (1212—42) ordnete durch Urkunde vom 16. November 1226 unter Strafsanktion an, daß die Aufnahme weiterer Schwestern die Zahl 100 nicht übersteigen dürfe, ungerechnet der zu diesem Zeitpunkt bereits zugewiesenen Stiftsprüden. Diese Richtzahl erscheint im Vergleich zu anderen Frauen-

klöstern in der damaligen Zeit verhältnismäßig hoch angesetzt. Die durchschnittliche Mitgliederzahl in Frauenklöstern betrug im 13. Jahrhundert zwischen 20 und 30 Nonnen und 10 Konversen-Schwestern.⁶⁾

Gut 250 Jahre später, A.D. 1489, gibt die Mater-Priorin Elisabeth Goitzmoitz folgenden Personenstandsbericht an den Erzbischof Johann von Baden (1465—1503): „Die Last im Haus ist: Den alten Jungfern müssen wir heut bei Tag geben 62 Gulden und drei Malter Korn. Item haben wir aufnehmen müssen den alten Jungfern und anderer zu Vallender halber neun Kinder, also daß im Haus seind 66 Schwestern und vor dem Haus 14 Personen. Summa 80 Personen ohne Gäst und Arbeitsleut die täglich zukommen.“

Für die Zeit unmittelbar vor der Versetzung der Augustinerinnen von Schönstatt nach Koblenz (1567) sei folgender Kurzbericht zum Personenstand des Klosters angeführt: „Unter ihm (= Erzbischof Jakob von Eltz, 1567—81) ging eine bedeutende Veränderung mit dem Kloster Schönstatt vor. Schon in dem Kirchenrath zu Trier 1549 und später auch zu Trient wurde der Klosterverbesserungen gedacht. In dem fünften Kapitel der 25. Sitzung des letzteren wurde sogar beschlossen, daß die Frauenklöster auf dem Lande, wo sie in den damaligen stürmischen Zeiten vielem Unfug ausgesetzt waren, sollten in Städte oder Dörfer versetzt werden. Dazu kam noch, daß jetzt eine Person aus einer adelichen Familie in das Kloster Schönstatt aufgenommen wurde. Als aber während ihrem Probejahr ein körperlicher Fehler an ihr entdeckt wurde, ward sie wieder abgeschickt. Darüber erzürnt, soll diese nun das Kloster erwünscht und gesagt haben, es werde von nun an keine Chanoinesse von Adel mehr bekommen. Und wirklich geschah es, daß bald darauf, sey es nun durch eine Vergiftung oder durch etwas anders, starben kurz nach einander fast alle Nonnen dieses Klosters, so daß es lauter unadelige aufzunehmen genöthigt war, die aber alle wieder in Einem Jahre dahin starben, bis auf vier Nonnen und acht Layenschwestern.“ Nach anderer Lesart betrug der Personenstand bei der Verlegung fünf Conventualen und sieben Layenschwestern. „Dieses dann, nemlich die gefährliche Situation bey eingerissener Ketzerey und die Ungesundheit des Orts, woher nun diese entstanden seyn mag, bewogen damalige Priorin Anna Merlen und noch übrige Klosterfrauen bey Churfürst Jacoben von Eltz anzustehen, auf daß sie an einen Ort, wo sie in

beyden Stucken mehrere Sicherheit vor Leib und Seel finden könnten, mögen transferirt werden. Welcher dann gnädigst selbigem Gesuch Gehör geben, und wurden diesem zu Folge anno 1567 auf das Fest des heiligen Gereonis die Jungfern und Convent Canonissarum regularium S. Augustini, so bishero zu Schönstatt in St. Barbaren Kloster gewohnt, in die Stadt Coblenz in St. Georgen Convent transferiret, und durch den Hochwürdigsten Herren Gregor Virnenburg Suffraganeum des Erzbisthums Trier ist die Kirch und Gotteshaus in der heiligen Jungfrauen und Martyrin Barbarae Ehren geweiht und geheiligt worden, und St. Georg als ein Mitpatron derselben Kirchen gehalten worden, und ist Eingang in gemeldtes Gotteshaus geschehen in Gegenwart und Beyseyn der Hochweisen Räthen unseres gnädigsten Churfürsten...., 7).

Forts. folgt

Anmerkungen — Puschmann, Rd. um d. Alten Turm, Forts.

- 1) Kloster Schönstatt wurde, ähnlich wie die Nachbarklöster Beselich und Niederwerth in der Zeit von 1633 bis 1637 verwüstet.
- 2) Vgl. P. O. Rave, Roman. Baukunst a. Rhein, 1922, S. 12 u. Tafel 43; Kubach-Michel-Schnitzler, Die Kunstdenkmäler d. LKr Koblenz, 1944, S. 377 ff; G. Dehio, Hdb. d. dtsh. Kunstdenkmäler Rheinland-Pfalz, Neubearb. Caspary-Götz-Klinge, 1972, S. 953
- 3) *Consuetudines Springirsbacenses-Rodenses*, ed. St. Weinfurter, in: *Corp. Christian.*, cont. mediaev., Bd. 48, Turnhout 1978, Nr. 99 u. 124
- 4) B. Puschmann, Ein Wasserrechtsstreit zw. Vallendar u. Schönstatt aus d. J. 1307, in: *Heimatkal. LKr. Koblenz* 1961, 30—33
- 5) Idealplan einer Zisterzienserabtei: A. Schneider, Ursprung und Entwicklung einer benedikt-zisterziens. Klosteranlage, in: A. Schneider — A. Wienand, *Und sie folgten d. Regel Benedikts*, Köln 1981, Wienand Verlag, S. 492
- 6) Vgl. M. Kuhn-Rehfuß, *Zisterzienserinnen i. Deutschland*, in: *Ausstellungskatalog Zisterzienser*, Aachen 1980, S. 132 f.
- 7) *Brower-Masen Metropolis Eccl. Trev.*, Bd. 2 Koblenz 1856, S. 256.

Die steinzeitliche Burg Urmitz

Bei Weißenthurm befand sich eine „Stadt“ der Michelberger Kultur

Wolfgang Höhn

Etwa um die Zeit, da das 6. Jahrtausend v. Chr. begann, breitete sich infolge eines feuchtwarmen Klimas in Innereuropa der Urwald so stark aus, daß die Menschen zum Rückzug vor ihm gezwungen waren und Örtlichkeiten aufsuchen mußten, wohin ihnen der üppig gedeihende Wald nicht folgen konnte. Die Flucht der Menschen jener frühen Zeitläufe wurde nötig, da man damals noch keine Waffe gegen den Urwald kannte. Das Steinbeil mußte erst „erfunden“ und dann weitgehend vervollkommen werden. Erst als vom 4. Jahrtausend, dem Beginn der jüngeren Steinzeit, an der Wald sich langsam zu lichten begann — es trat eine Klimaveränderung ein, gekennzeichnet zwar von Wärme, aber auch von großer Trockenheit —, strömten die Völker, die sich bis dahin gebildet hatten, in die inneren Gebiete unseres Kontinents hinein. Vier große Kulturkreise und Völkergruppen bildeten sich, wie nach den bisherigen Forschungsergebnissen aus den vergesellschafteten Funden und Hinterlassenschaften des jungsteinzeitlichen Europas festzustellen ist.

Der westeuropäische, bis nach Süddeutschland reichende Kreis, zu dem auch der Eifelraum zu rechnen ist, zeigte in seiner gar nicht oder nur sehr wenig verzierten Keramik den sogenannten „Lederstil“, Gefäße, die aussehen, als habe man sie Lederbeuteln nachgebildet, u. a. als bezeichnendes Gefäß den sogenannten Tulpenbecher. Die Völker des Westkreises kannten den Hackbau, waren aber hauptsächlich Jäger, Fischer und Viehzüchter. — Der zweite Kulturkreis ist der südosteuropäische der Bandkeramik. Die Träger dieser Kultur waren Ackerbauern und siedelten fast ausschließlich auf Lössböden. Sie müssen friedliche Menschen gewesen sein, da fast keine Beile oder Waffen — im Gegensatz zu den westeuropäischen Steinzeitmenschen — bei ihnen vorhanden waren. Ihre Töpfe sind mit Spiral- und Mä-

anderbändern verziert. — Der dritte Kulturkreis ist der nordosteuropäische der Kammkeramik. Für ihn sind Gefäße charakteristisch, in deren Wandung die Verzierungen mit einem Kamm eingegraben worden sind. — Und schließlich gibt es noch als vierten den nordischen Kreis mit der Tiefstich- und der Schnurkeramik. Die Menschen dieser Kultur waren Viehzüchter, Ackerbauern, Jäger und Krieger. Die Keramik zeigt entweder Tiefstichmuster oder solche aus Schnureindrücken und daraus erfolgten Abwandlungen. Auf Einzelheiten dieser vier Kulturkreise einzugehen, sei uns, da es nur vom Thema wegführt, erspart. Interessant ist die Feststellung, daß diese Kulturen und ihre Völker im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr miteinander Kontakt bekamen. Die beiden nordischen Gruppen dehnten ihr Siedlungsgebiet aus und wanderten in großen Scharen nach Süden, Osten und teilweise auch nach Westen. Dabei fanden Verschmelzungen mit den überschichteten Völkern statt, und es entstanden neue Sonderkulturen und Volksstämme. Es wäre verfehlt, wollte man etwa den gesamten westischen Kreis als ein einziges geschlossenes Staatswesen ansprechen. Dafür gibt es keinerlei Anlaß oder Beweise. Es handelt sich in den einzelnen Kulturkreisen vielmehr um einander verwandte Volksgruppen und Stämme, nicht aber um große Staatsgebilde. Für die Bandkeramiker sind jedenfalls sichere Anzeichen für vorhanden gewesene Staaten kleineren und größeren Umfanges bisher nicht erbracht worden. Es gibt zwar größere Siedlungen, die auch von einer leichten, zaunartigen Befestigung umgeben waren, wie z. B. das heutige Köln-Lindenthal. Aber es ist kaum möglich, jede so geartete Siedlung gleich als Staatswesen anzusprechen.

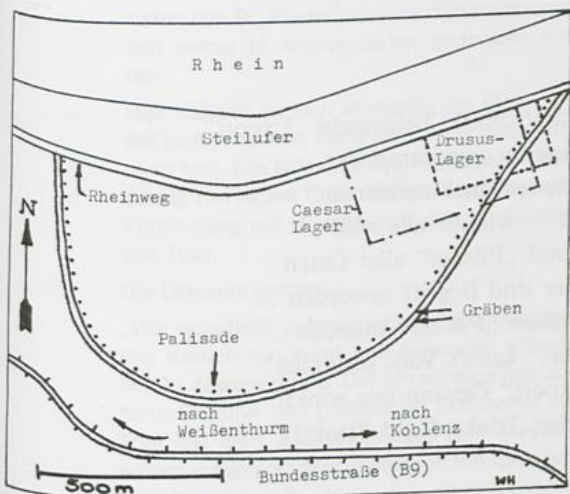
Anders liegen die Dinge im westischen Kreis, in den auch unser engeres Heimatgebiet einzu beziehen ist. Hier nämlich treten große „Burg“

Bauten der nach dem ersten Fundort benannten Michelberger Kultur in Erscheinung. Derartige befestigte Bergsiedlungen sind schon mehrfach, vor allem in den Landen am Rhein, festgestellt worden. Die größte von ihnen ist die sogenannte „Burg Urmitz“ bei Weißenthurm am Rhein, wo die Ausläufer unserer Eifelberge sich am Rande des Neuwieder Beckens verlieren.

Die „Burg“ — diesmal keine Bergfestung — liegt auf einer Bimssandanschwemmung oberhalb der Kapelle „Am guten Mann“ in der Kärlcher Gemarkung, dort, wo sich das Steilufer etwa 12 m über den normalen Rheinwasserstand erhebt. Die Spuren dieser jungsteinzeitlichen Befestigungsanlage wurden im Jahre 1897 von C. Coenen entdeckt. Gegen Osten lehnte sich die „Burg“ an das steile Rheinufer an. Durch zwei parallele Sohlgräben, zwischen denen sich ein Wall erhebt und hinter denen man eine Palisade feststellen konnte, wurde sie befestigt. Die Befestigung, die ein unregelmäßiges Dreivierteloval von rund 1275 m Länge und 840 m Breite bildet, darf man auf Grund dieser Dimensionen wohl als ziemlich ausgedehnt bezeichnen. Die Gräben sind 8—9 m breit und lagen 11 m voneinander entfernt. Die Höhe des Walles zwischen ihnen war leider nicht mehr zu ermitteln. In einer Entfernung von etwa 6 m hinter dem zweiten Sohlgraben erhob sich die Palisade. Eigenartig berührt die Tatsache, daß beim äußeren Graben etwa 22 dammartige Durchlässe, Grabenlücken also, festgestellt werden konnten. Bei dem inneren, zweiten Graben wurde fast die doppelte Zahl an Durchläs-

sen gefunden. An den Punkten, an denen ein Durchlaß des Außengrabens mit einem solchen des inneren Sohlgrabens übereinstimmt, darf man wohl getrost von Toren sprechen, da anzunehmen ist, daß an diesen Stellen auch im Wall zwischen den Gräben entsprechende Lücken vorhanden waren. Hinter diesen Toren, deren Breite etwa auf 6 m geschätzt wird, wurden kleine hufeisenförmige Pfahlgräben auffindig gemacht. Man hat sie als Überbleibsel einer vorübergehenden Verrammelung der Tore betrachtet. Einige Hüttenstellen, wahrscheinlich von den im westeuropäischen Kulturkreis üblichen Reisigzelthütten herrührend, wurden innerhalb der „Burg Urmitz“ gefunden, an der vor allem die Größe und in zweiter Linie die Art der Befestigung auffällt. Immerhin bildeten mehr als 100 Hektar die von Gräben, Wall und Palisaden gebildete Siedlungsfläche.

In diesem Bereich, und zwar im nordöstlichen Teil der „Burg“ hat man (nach Kurt Pastenaci) zwei römische Legionslager festgestellt. Wahrscheinlich ist das größere das des C. Julius Caesar, der 55 und 53 v. Chr. unser Gebiet durchquerte, während das kleinere auf Nero Claudius Drusus zurückzuführen ist, der seit 13 v. Chr. als Statthalter der gallischen Provinzen dauernd Krieg gegen germanische Stämme führte. Die Eigenart der Befestigung der „Burg“ läßt vermuten, daß diese Festung nicht nur als Zuflucht für Menschen, sondern auch für das Vieh diente. Deshalb hatte man wohl die zahlreichen Lücken des äußeren Grabens geschaffen. Daß der Innengraben doppelt so viele Lücken aufweist, deutet wohl darauf hin, daß den Verteidigern der jungsteinzeitlichen „Stadt“ eine möglichst schnelle und reibungslose Besetzung des Walles an der vom Feinde bedrohten Stelle ermöglicht werden sollte. Auch am Steillager des Rheinstromes wird sich vermutlich einst eine Palisade befunden haben. Schließlich darf wohl auch aus der beachtlichen Größe der Anlage geschlossen werden, daß sie nicht nur den Menschen, sondern auch ihren Viehherden, die die wertvollste Habe darstellten, die Zuflucht ermöglichen sollte. Jedenfalls darf man das für die damalige Zeit gewaltige Werk als sicheres Kennzeichen für einen ziemlich großen und volkreichen Staat ansehen. Im Kriegsfall werden allein zur Bewachung der Befestigung mehrere tausend Menschen notwendig gewesen sein, und es darf angenommen werden, daß außerdem Hunderte von Kriegern stets bereitgehalten wurden, um dem Angreifer überall dort, wo es vonnöten war, entgegenzutreten.



Für die Anlage von Befestigungen gibt es viele Gründe. Der ursprüngliche wird sicher gewesen sein, daß die Erbauer sich gegen einen überlegenen Feind schützen wollten. Wenn also der westische Kulturkreis (wahrscheinlich als erster) Burgen baut, so kann daraus gefolgert werden, daß er sich dem nordischen Kreis gegenüber unterlegen fühlte. Da bisher im nordischen Kreis keine derartigen Befestigungsanlagen aus der Jungsteinzeit gefunden worden sind, ist anzunehmen, daß die in ihm lebenden Völker ihre Überlegenheit gegenüber den Nachbarn wohl gekannt haben. Damit stimmt ja auch die Tatsache überein, daß die beiden Großvölker des Nordens, die Großsteingräberleute und die Schnurkeramiker, die Grenzen ihres Siedlungsraumes und ihrer Herrschaft immer weiter ausdehnen konnten.

Nun finden wir aber in unserer jungsteinzeitlichen „Burg Urmitz“ eine Befestigung, die fern von den Grenzen zum nordischen Kulturkreis lag, und die nach Ausweis der gefundenen Spuren von keinem der beiden Nordvölker bedroht worden ist. Man kann daher annehmen, daß die Volksstämme der westischen Kultur untereinander uneins gewesen sind und sich gegenseitig befehdet und bekämpft haben. Demzufolge kann die Urmitzer Festung auch zum Schutze gegeneinander angelegt worden sein. Im nordischen Kreis hingegen hat damals anscheinend Eintracht und Friede geherrscht, denn da die nordischen Völker einander ebenbürtig waren und da sie von ihren westlichen Nachbarn her den Burgbau kannten, hätten sie gewiß bei andauernden und sich wiederholenden Kämpfen gegeneinander ebenfalls Befestigungen angelegt.

Die Ansicht, daß die „Burg Urmitz“ nur Fluchtburg oder große Viehkoppel gewesen sei, darf als überholt angesehen werden. Vielmehr wies die Erdbefestigung wohl eine ständige Besiedlung auf, die an mehrere, zwar verhältnismäßig eng beieinanderliegende, aber doch selbstständige dorfähnliche Anwesen erinnert. Wahrscheinlich hat sich hier zu Beginn des zweiten vorchristlichen Jahrtausends auch schon ein reges Marktleben abgespielt. Daß bei der Schaffung der Rheinfestung auf orientalische Vorbilder zurückgegriffen worden ist, läßt sich nicht leugnen. Denn die doppelte Verteidigungslinie mit hufeisenförmigen Bastionen oder Zwingerhöfen kennzeichnet eine im Orient oft angewendete Form des Festungsbauens. Ob die Menschen jener fernen Zeit unmittelbar oder durch die Vermittlung anderer Völker Kenntnis von den Eigenarten orientalischer Festungsbauweise erhalten haben, wird nicht mehr zu ermitteln sein. Als die „Stadt“ der Michelberger Kultur am Weißenthurmer Rheinufer entstand, war Europa auf dem besten Wege — wenn auch ein volles Jahrtausend nach dem Orient —, eine Hochkultur zu entfalten, deren Anfänge aber bald in den Wirren, die die damals bekannte Welt in ihrer Gesamtheit erfaßten, wieder zunichte gemacht wurden. Jedenfalls beweist die Existenz der „Burg Urmitz“, daß die Menschen des westeuropäischen Kulturkreises schon zwei Jahrtausende nahezu, bevor sich in Süddeutschland und Gallien stadtdähnliche Gemeinwesen bildeten, die sich die Griechen- und Römerstädte des Mittelmeerraumes zum Vorbild genommen hatten, eine Sozialstruktur besaßen, die man als höchst erstaunlich und beachtenswert bezeichnen darf.

„Export“



Den Wirtschaftsmarkt beherrscht „Export“,
Gewinn bringt er uns immerfort.
Jedoch „Export“ in Flaschen ist
Uns Labsal — wie ihr alle wißt ...
„Export“ und „Pilsner“ aller Orten
Dem Kenner sind Begriff geworden ...
Mag dem einen „Pilsner“ munden ...
Am „Export“ kann's Volk gesunden!
Durch „Export“ Gewinn uns winkt!
Also, Brüder: Trinkt doch! Trinkt!

Pepro, Weißenthurm

Die Kärlicher Urkunde von 1458

Josef Schmitt

Die alte Mutter-Pfarrei St. Mauritius in Mülheim-Kärlich birgt unter ihren Urkunden ein Pergament aus der Zeit des Trierer Kurfürsten Johann von Baden (1456 — 1503). Sein Name ist vor allem mit dem Bau der Universität in Trier verbunden. Die Kurfürsten von Trier, die später ein bedeutendes Schloß in Kärlich besaßen, führen die Anfänge dieses Besitzes in das Jahr 1344 zurück.

Bisher nahm man als Verwalter des erzbischöflichen Besitzes die Herren von Helfenstein an. (Die Helfensteiner bewohnten einen Bergkegel gegenüber dem Ehrenbreitstein. Erzbischof Hillin (1152 — 69) hatte hier eine Burg erbauen lassen). Die Helfensteiner mögen später die Verwalter der erzbischöflichen Güter in Kärlich geworden sein. Doch nicht in früherer Zeit, wie bisher angenommen wurde. Denn die Urkunden nennen die Besitzungen der Helfensteiner in Kärlich ihr Eigentum, nicht ein Lehen. So bestimmt Wilhelm von Helfenstein als Kanonikus von St. Florin in Koblenz in seinem Testament von 1350 „seine Güter zu Molenheim und Kerliche als Lieferungen von Weizenbrot für die amtierenden Kanoniker und Kapläne zu St. Florin“. Und kurz vor seinem Tode (27. 8. 1350) schenkt er „die Weineinkünfte aus *seinem* Hof zu Kerliche zur Verteilung an die Kanoniker und Altaristen von St. Florin“, welche dafür allmonatlich seiner in Anniversarien gedenken sollten.

Hier handelt es sich eindeutig um Eigentum der Helfensteiner, nicht um den erzbischöflichen Hof. Die Urkunde von 1458 spricht eindeutig von einem Ritter **Philipp von Steyne** in Verbindung mit diesem Hof des Kurfürsten von Trier.

Die Urkunde lautet:

„Wir schultheiß und scheffen des gerichtes von Kerlich tun kund und bekennen uffentlich in diesem briefe: Der ehrwürdige her Johann Erwelter und bestätigter Erzbischof zu Trier hat dem Juncker philipp vom Steyne, seinen erben und dem jeweiligen Inhaber des Hauptbriefes mit willen des dompropstes,

domdechans und capittels des Domes zu Trier verkauft eine Rente in Höhe von 32 oberländischer Gulden, jährlich zu zahlen an St. Martin aus dem Zolle zu Engers. Als Pfand hat er ihm verliehen und belehnt mit dem bischöflichen Hof zu Kerlich mit allen zugehörigen Renthen, Zinsen und Einkünften. Falls der obengenannte Herr von Trier bzw. dessen Nachfolger mit der Barzahlung der Rente von 32 Gulden säumig werden, kann sich der obengenannte Juncker Philipp von Steyne bzw. der jeweilige Inhaber des genannten Hauptbriefes in Besitz des Hofes zu Kerlich setzen lassen mit allen Rechten. Wir Schultheiß und scheffen des gerichtes zu kerlich bekennen und versprechen, daß wie aufgrund des Wortlautes des Hauptbriefes, sooft die 32 Gulden nicht bezahlt werden, die Pflicht haben, den obengenannten Juncker Philipp, von Steyne bzw. den Inhaber der Urkunde in den Besitz des Hofes zu kerlich zu setzen und ihm behilflich sein wollen, die Besitzrechte anzutreten.

Zu urkund ham wir unseres gerichtes Insiegel gehangen an diesen brieff, der gegeben ist am Sonntage Invocavit nach Christi geburt tausendvierundfünffzig und acht jar nach gewohnheit zu schreiben im Stifft von Trier.“ (Übersetzung v. Prof. Dr. Hermann Hallauer, Bonn-Godesberg)

In dieser Urkunde ist eindeutig eine Belehnung des erzbischöflichen Hofes zu Kärlich an den Ritter Philipp von Steyne genannt. Wielange die Herren von Steyne den Hof verwaltet haben, ist nicht bekannt.

Obige Urkunde wird bestätigt durch eine Notiz im Buch des Mittelrheinischen Adels (Nr. 22, S. 229 im Staats-Arch. v. Koblenz). Dort heißt es: „Der Erzbischof von Trier verkauft Philipp v. Stein für eine Schuld eine Rente aus dem Zoll zu Engers unter Verpfändung des Erzstiftischen Hofes zu Kärlich. 1458, Apr. 25

Im erzb. Temporale VII f 319“

Mit dieser Notiz wird obige Urkunde bestätigt und in ihrem Wert erkannt.

Wer sind die Herren „von Steyne“ oder „von Stein“?

Es ist ein Rittergeschlecht von der Lahn. Ihr Stammsitz ist die Burg Stein unter der Burg Nassau gegenüber dem Städtchen Nassau an der Lahn. Der spätere Freiherr von Stein stammt aus diesem Geschlecht. Philipp von Steyne ist der Sohn von Johann v. Steyne und Lysa von Pirmont.

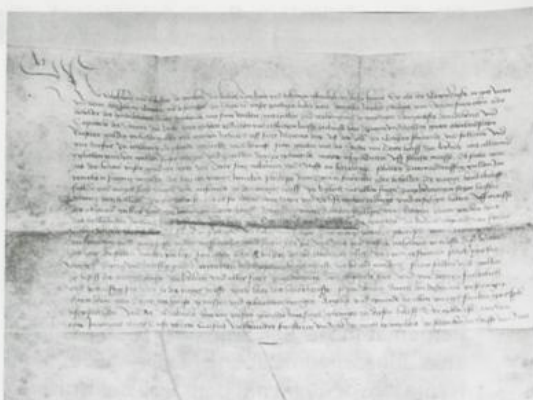
Die Urkunde ist gut erhalten. Sie ist auf Pergament geschrieben. Größe: 30 zu 19,5 cm. Mit 22 Zeilen von 23 cm Länge. Das Siegel ist unbeschädigt und ist an der Urkunde durch einen Pergament-Streifen befestigt, der wiederum durch das Siegel geht. Das Siegel stellt auf seiner Vorderseite den Märtyrer St. Mauritius dar. Er ist der Pfarrpatron von Kärlich. St. Mauritius hält mit der Rechten einen langen Speer, mit der Linken den Schild an den Füßen; auf der Vorderseite des Schildes findet sich ein gleichschenkliches Kreuz mit einer dreieckigen Spitze. (Das heutige Wappen von St. Maurice/Rhone hat heute noch das gleiche Kreuz wie unsere Kärlicher Urkunde von 1458).

Die Schrift um das Bild von St. Mauritius lautet: SIGILLUM SCABINORUM IN KERLICH also: Siegel der Schöffen in Kärlich.

Die Datierung der Urkunde: „nach gewohnheit zu schreiben im Stiff von Trier“. Zur damaligen Zeit hatte das Stift Trier seine eigenen Berechnungen des Jahres. Das Jahr begann mit dem 25. März, dem Fest der Verkündigung Mariens. Danach ist die Urkunde zu datieren auf den 11. Februar des Jahres 1459!

Die bisher gefundenen Siegel von Kärlich, die im deutschen Siegelbuch verzeichnet sind, tragen alle ein jüngeres Datum. Sie beginnen erst nach einer Himmeroder Urkunde mit 1488. Damit ist dieser Fund von 1458 bzw. 1459 nicht nur für den Ort Kärlich, sondern auch für die Siegel-Kunde von Bedeutung.

Den Fund dieser Urkunde verdanke ich einem glücklichen Zufall. Bei einem Treffen erzählte mit ein Handwerker von der Mosel von alten Papieren in seinem Besitz. Dabei erwähnte er auch Kärlich. Ungläubig suchte ich ihn sehr bald auf. Zu meiner großen Überraschung stimmte seine Aussage. Ich konnte die Urkunde von ihm erwerben und so nun veröffentlichen. Die Urkunde ist im Besitz des Verfassers.



Kärlicher Urkunde von 1458

Quellen und Literatur:

Pfarrarchiv St. Mauritius-Kärlich, Abt. Urkunden.
Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, Landkreis Koblenz.
Michel, Die Herren v. Helfenstein, Trierisches Archiv, Trier 1906.
Mittelrheinische Adelsbücher, Staats-Archiv-Koblenz.
Ewald, Rheinische Siegel, Bd. III.

Siegel der Schöffen in Kärlich



Altes Handwerk in Mühlheim-Kärlich

Winfried Henrichs

Neben der Landwirtschaft existierte schon seit alters in den ländlich geprägten Orten unseres Raumes ein bedeutsames Handwerk, das den Bedarf der Bewohner zufriedenstellte. Allerdings vollzog sich hier im Verlaufe des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts ein einschneidender Strukturwandel, dem mehrere traditionelle Handwerke zum Opfer fielen. Teilweise starben sie aus, weil kein Bedarf für ihre Produkte und Leistungen mehr vorhanden war, teilweise wandelten sie sich, wie z. B. der Schmied zum Schlosser, zum Automechaniker und nicht zuletzt zum Karosseriebauer wurde, teilweise führte die zunehmende Mechanisierung der Verarbeitung zu einem Konkurrenzdruck, dem die traditionellen Handwerke nicht standhalten konnten, so daß sie aufgegeben wurden oder ihre Betätigung noch für eine Übergangszeit weniger in der Neuherstellung als vielmehr in der Reparatur fanden.

Die Mechanisierung und Industrialisierung führte mit Hilfe der Dampfkraft und der Elektrifizierung zum Zusammenbruch vieler Zweige der Metall- und Holzverarbeitung. Die konkurrierende Industrie schuf Ersatzstoffe und bot gleichwertige Erzeugnisse bedeutend billiger an.

Doch Jahrhunderte lang waren diese Handwerke für den Bedarf der Bevölkerung unentbehrlich; sicher ein Grund, einige etwas genauer zu betrachten.

In unserem Ort ansässig waren u. a. Gerber, Wagner und Schmied. Sie sollen im folgenden als Beispiel für frühes handwerkliches Können eingehender vorgestellt werden.

Der Beruf des Gerbers ist mit Sicherheit einer der ältesten. Lederprodukte sind seit der Vorzeit nachgewiesen, wurden als Kleidungs-

stücke genutzt und waren schon lange als Gefäße im Gebrauch, ehe Töpferwaren hergestellt wurden. Denn die zu Leder gegerbte Haut behält die wesentlichen Eigenschaften der tierischen Haut, aber zusätzlich besitzt sie eine große Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse, u. a. Festigkeit, Biegsamkeit und Geschmeidigkeit. Außerdem widersteht sie der Nässe und der Fäulnis.

Diese Eigenschaften erhält sie durch den Gerbstoff, in der Loh- oder Rotgerberei durch Eichenlohe, in der Alaun- oder Weißgerberei durch Kochsalz, in der Mineralgerberei durch Mineralsalze (Eisen und Chrom) und in der Sämisch- oder Ölgerberei durch Fette. Die gerbenden Substanzen dringen in die Poren der Haut ein, umhüllen die Fasern und werden von denselben fixiert. In Mühlheim Kärlich wurde fast ausschließlich die Lohgerberei betrieben. Voraussetzung für das Handwerk war ein fließendes Gewässer, das möglichst hartes Wasser führen mußte. Dies war vor allem am Lohrbach gegeben, aber auch am Mühlheimer Bach.

Verarbeitet wurden die Häute von Rindern, Kälbern, Pferden, Schafen, Ziegen, aber auch von Wildschweinen, Dachsen und anderen Tieren. Stier- und Ochsenhäute sind eine geeignete Grundlage für Sohlleder oder für schwere Riemen und Sättel. Kuhhäute und Pferdedecken ergeben ein dünneres Leder, während Kalbfelle ein zähes, weiches und biegsames Oberleder ergeben. Schaffelle werden zu Handschuhen, Pantoffeln u. a. verarbeitet, Ziegenhäute nicht zuletzt zu Bezügen für Trommeln.

In Mühlheim wurde früher meistens Sohlleder hergestellt, von der Gerberei in der Ringstraße aber mehr Fahllleder (= Oberleder).

Für die Gerbereien war die Lohe unentbehrlich,



Untermühle und Gerberei Münch, Ringstraße 4

also die Eichenrinde. Junge Eichenstämme kämen dafür in Frage, in unserer Gemarkung zuletzt geschält im Flurbereich gegenüber dem „Roten Kreuz“. Die Arbeit des Lohschälens wurde meist im Mai durchgeführt, wenn der Saft in die Bäume stieg und sich die Rinde leicht lösen ließ. Beim Stehendschälens, der hier üblichen Verfahrensweise, wurde die Rinde von den noch stehenden Stämmchen geschält; beim Liegendschälens wurden die Stämmchen zunächst geschlagen, ehe die Rinde abgenommen wurde. Die alten Stämme hatten weniger Gerbstoff; daher nahm man die Rinde der glatten, jungen Stämme. Hatte man die Eichen dann abgeschnitten, entstanden am Boden neue Austriebe aus dem Wurzelstock, die nach etwa 20 Jahren geschält werden konnten. Aus der geschnittenen und in der Lohmühle gemahlene Lohe wurde dann bei der Wässerung der Gerbstoff ausgezogen. Für einen Zentner Sohlleder benötigte man etwa 5 Zentner Eichenrinde.

Meistens wurden Rinderhäute bearbeitet. Die frische Haut, die möglichst dick sein sollte, wurde bei der Herstellung von Sohlleder etwa 8 Tage im fließenden Bach gewässert, damit die Blutreste ausgewaschen wurden und die Hautquellen konnte, was das Eindringen des Gerbstoffes später erleichterte. Danach kam die Haut für 2 bis 3 Wochen in eine Weißkalkbrühe (gelöschtee Kalkmilch) und mußte jeden Tag zweimal umgeschlagen werden. Nach dieser

Behandlung konnten die Haare mit einem Schabeisen leicht beseitigt werden.

Im nächsten Arbeitsgang wurde die Haut mit einem scharfen Schabeisen entfleischt. Später benutzte man dazu auch den „Degen“, ein flexibles Messer, das sich der auf dem Scherbaum ausgebreiteten Haut besser anpaßte. So wurden Schleimhaut und Fleischreste abgeschnitten und die Haut zwischen den einzelnen Arbeitsgängen immer wieder gewässert.

Nach dieser Vorbereitung setzte die Vorgerbung ein. Die Haut durfte nur langsam nach und nach mit einer immer konzentrierteren Gabe aus Gerbstoff in Verbindung gebracht werden, so daß dieser langsam von beiden Seiten her bis zur Mitte der Haut durchzog. Dabei mußten die Häute immer wieder gewendet werden. Nach 6 bis 8 Wochen war die Vorgerbung beendet.

Dann begann die Hauptgerbung in einer hölzernen Versetzgrube von 2 x 2 x 2 m. Abwechselnd wurden in die Grube eine 5 cm hohe Schicht Lohe, dann eine Haut, dann wieder eine Loheschicht usw. eingebracht, bis die Grube gefüllt war. Als Deckschicht wurde alte Lohe eingebracht, die dann mit Brettern abgedeckt und mit schweren Steinen gesichert wurde. In

die Grube wurde nach der Füllung heißes Wasser eingelassen, bis dieses die Oberkante erreicht hatte. Etwa 5 Monate ließ man die Häute ziehen; dann wurden sie herausgeholt, und die Lohe wurde abgekehrt. Anschließend wurde der Vorgang der Hauptgerbung noch dreimal wiederholt. Danach war das Leder fertig; es wurde abgekehrt, getrocknet, gewalzt und mit Talg eingerieben. Erst jetzt stand es nach etwa zweijähriger Bearbeitung für den Schuhmacher bereit.

Da der Mülheimer Bach von den anliegenden Häusern Fäkalien aufgenommen hatte, war das Wasser relativ gering säurehaltig, so daß dem Gerbwasser eine sehr starke Säurekonzentration zugegeben werden mußte. Daher wurde in der Gerberei Münch, Ringstraße, vor allem Fahlleder (= Oberleder) hergestellt, das eine schwierige Zurichtung verlangte, da das Fahlleder sehr gleichmäßig und geschmeidig sein mußte. Schon vor dem Gerbvorgang wurden deshalb die für diese Herstellung vorgesehenen Häute durch Abhobeln auf eine einheitliche Stärke gebracht. Der Gerbvorgang selbst war derselbe wie bei Sohlleder, doch mußte später die Gerbsäure vollständig ausgewaschen werden, damit das Leder weich und flexibel wurde.

Die Gerberei in der Ringstraße war früher mit einer Mühle kombiniert, der Untermühle, die von einem Teil des Bachwassers angetrieben wurde. Als der Mühlbetrieb schon aufgegeben war, konnte noch bis etwa 1925 die Lederwalze mit Hilfe des Mühlrades angetrieben werden. Die verbrauchte Lohe wurde gepreßt und nach der Trocknung als Heizmaterial verwendet.

Der letzte Gerber in Mülheim ist Josef Anton Münch, Ringstraße 4, der den Betrieb in der 4. Generation übernommen hat. 1861 gab es in

Mülheim noch 5 Gerbereien, von denen 4 wohl am Lohrbach gelegen haben. Der Name des Lohrwegs ist wahrscheinlich auf die Eichenlohe zurückzuführen.

Das hergestellte Leder wurde meistens an Lederhändler verkauft. Vor dem 2. Weltkrieg kostete eine Großviehhaut etwa 100 RM. Dabei verteilten sich die Kosten jeweils zu einem Drittel auf die Haut selbst, auf die Zutaten und auf Lohn bzw. Verdienst. An einer bearbeiteten Haut finden sich verschiedenwertige Stücke. Halsstück und Flanken sind minderwertiger und wurden früher für Brandsohlen, für Schuhkappen oder zum Beschlagen von Holzschuhen genutzt. Nur das bessere Kernstück diente für Sohlen.

Als das Leder in immer stärkerem Maße durch Kunststoffe ersetzt wurde, lohnte sich der Betrieb nicht mehr, so daß der letzte Gerber am Ort ihn 1967 aufgeben mußte.

Der Wagner oder Stellmacher war früher einer der wichtigsten Handwerker des Dorfes. Er baute Wagen, Karren, Eggen, Pflüge und andere Geräte aus Holz. Zu seiner Aufgabe gehörte aber auch das Herstellen von Leitern und Gestellen sonstiger Art, die besonders in der Landwirtschaft benötigt wurden. Die größten Aufträge waren Erntewagen, Karren, Bauernwagen, später auch Fahrzeuge für den Bimstransport. Das meiste Gerät war so solide gebaut, daß es Jahrzehnte überstand — und dies trotz stärkster Nutzung. Es hielt der Beanspruchung stand, weil es aus Hartholz (Eiche, Akazie, Esche, Buche) gefertigt war. Daraus ergibt sich, daß der Wagner mehr in der Reparatur als in der Neuanfertigung tätig war.

Wichtigstes Werkzeug des Wagners waren vor allem Halte- und Einspannvorrichtungen, Hobelbank, Schnitzbank und Drehbank, die später durch Maschinen ersetzt wurden. Vor 1918 wurden Drehbank und Bandsäge mit dem Fuß betätigt; dabei mußte die ganze Familie des Handwerkers mithelfen. Als ab 1918 Elektrizität zur Verfügung stand, konnten die ersten elektrischen Maschinen (Bandsäge, Hobelmaschine, Drechselbank) menschliche Kraft ersetzen.

Das Symbol des Handwerks ist das Wagenrad. Bei seiner Herstellung wurde zunächst ein dicker Eichenstamm, manchmal auch Esche und Akazie, gehauen, so daß eine grobe Nabe entstand. Die Rundung wurde mit dem Zirkel aufgetragen und das Holzstück geglättet und in Form gebracht. Mit dem Nabenbohrer wurde dann das Mittelloch erbohrt, anschließend

Bewegen der Häute in der Vorgerbung





Walzen des Sohlleders zum Herstellen von Schuhsohlenleder



Verdünnen und Egalisieren des Leders mit einem Falzmesser bei der Herstellung von Oberleder

folgten die Löcher für 12 Speichen in der Rundung. Die Speichen wurden mit dem Schneidmesser von Hand geschnitten und sauber gehobelt. Für ein Rad wurden dann noch 6 Felgenstücke benötigt, die ebenfalls nach Maß geschnitten wurden, so daß sie aneinanderpaßten und eine ideale Rundung ergaben. Schließlich wurde die Nabe etwa 2 Stunden in Wasser gekocht. Nun konnten die Speichen eingeschlagen werden. Beim Trocknen des Holzes zog sich die Nabe zusammen, so daß die Speichen festsaßen. Jetzt wurden die für die Speichen vorbereiteten Felgenstücke in die Speichen festgekeilt und miteinander verdübelt. In das Nabenloch wurde zuletzt eine Eisenbüchse eingelassen.

An der Herstellung eines Rades arbeitete man etwa 4 Tage, allein für die Nabe benötigte man einen Tag. Um 1925 kostete ein Rad etwa 25 RM, in den 50er Jahren etwa 50 DM.

Heute noch betrieben wird die Herstellung von Obstleitern, die in unserem Kirschenanbaugebiet immer in großer Zahl benötigt werden. Der Wagner sucht passende Fichtenstangen aus, die bei den längsten Leitern mit über 40 Sprossen etwa 11 m lang sind. Zunächst werden die

beiden gleich dicken Stangen mit der Schälmaschine (früher mit der Hand) geputzt. Die Sprossen werden schon im Winter auf Vorrat hergestellt. Dazu werden Holzstücke auf Länge geschnitten und gerissen (= gespalten) schließlich mit dem Handbeil roh behauen und mit Schneidmesser und Hobel gerundet. Die beiden Stangen werden dann so fest aneinander gebunden, daß sie sich nicht mehr verschieben können. Auf beiden Stangen werden jetzt in gleichmäßigem Abstand (25 cm) Sprossenlöcher aufgezeichnet, dann bohrt man die Löcher, die schließlich noch konisch aufgeraut werden. Die Sprossen werden anschließend mit Hilfe der Schneidbank und des Schneidmessers in die konischen Löcher der Stangen eingesetzt. Nach 6 bis 7 Sprossen folgt jeweils statt der runden Sprosse eine sogen. „Scheide“ (= breite Sprosse), die für den Halt der Leiter dient. Bevor die Leiter zusammengebaut wird, werden die Fußenden der Stangen mit dem Handbeil beigespitzt. Mit dem Eisenhammer wird dann die Leiter zusammengefügt. Die Überlänge der Sprossen an den Seiten wird abgeschnitten, und die Stangen werden nochmals behobelt. An den Stellen, wo die Scheiden sitzen, erfolgt noch eine

Befestigung mit Nägeln durch die Stangen. Früher benutzte man statt der Nägel Holzzapfen.

In Mülheim-Kärlich gab es früher 4 Wagner, einen in der Koblenzer Straße, einen in der Ringstraße und zwei in der Hauptstraße. Durch die Umstellung auf Metallwagen wurde das Handwerk verdrängt. Der letzte Wagner, der bis 1964 noch ganz in seinem Fach gearbeitet hat, ist Andreas Nickenig, Koblenzer Str. 31, der seinen Betrieb in der 4. Generation übernommen hatte.

Das, was der Schmied herstellte und bearbeitete, war ungeheuer vielfältig. Während in den Städten deshalb schon frühzeitig eine Spezialisierung eintrat (Nagelschmied, Hufschmied, Sensenschmied, Blechschmied, Büchsenmacher u. a.), war auf dem Lande diese Einschränkung kaum gegeben. Aufgabe des Schmiedes waren hier Hufbeschlag, das Aufziehen von Reifen auf Holzräder, Anfertigung und Reparatur eiserner landwirtschaftlicher Geräte sowie von Zubehörteilen für Pflug, Karren und Wagen. Man betrieb also im wesentlichen eine Huf- und Wagenschmiede.

Wichtigstes Gerät des Schmieds waren neben Esse und Blasebalg die Feuerschüssel und der Amboß. Bei der Ausübung des Handwerks wurden schließlich Hämmer, Zangen, Biegegabeln, Schraubenschlüssel und Schneideeinrichtungen für Gewinde benötigt. Der Hufschmied hatte Klauenschneider, Hufmesser und Raspeln zur Verfügung.

Beim Beschlagen eines Pferdes wurden zunächst die alten Hufeisen mit der Abreißzange abgezogen und die Nägel entfernt, nachdem sie aufgenietet worden waren. Der Huf wurde dann mit Hilfe von Hauklinge, Hufmesser und Holzklöppel beschnitten, danach mit einer Raspel auf dem Beschlagbock bearbeitet, so daß die Flächen glatt und die Kanten gebrochen waren. Danach wurden die neuen Hufeisen angemessen — jedes Pferd hat unterschiedliche Hufe — und runde Hufeisen für die Vorder- bzw. spitzere für die Hinterläufe ausgesucht. Im Schmiedefeuer wurden die Hufeisen dann „warm gemacht“, bis sie dunkelglühend waren. Beim Aufpassen auf den Huf wurden die Eisen nachträglich geformt und aufgelegt, so daß das Horn des Hufs leicht anbrannte. Gleich darauf mußten die Eisen mit Wasser abgekühlt und aufgenagelt werden, im allgemeinen jedes Eisen mit 6 Nägeln, die 5 bis 7 cm lang waren. Dabei mußte der Schmied genau aufpassen, daß er das Pferd nicht „vernagelte“

und mit der Spitze ins lebende Fleisch geriet; die am Huf umlaufende Nagellinie mußte getroffen werden.

Die Hufeisen wurden etwa alle 6 bis 8 Wochen erneuert. Das Beschlagen eines Tieres dauerte 2,5 bis 3 Stunden. Um 1935 wurden für das Beschlagen aller Hufe 3 bis 4 RM, später 6 RM gezahlt, in den 60er Jahren 15 bis 20 DM. Auch Ochsen und Fahrkühe mußten beschlagen werden. Dazu nahm man je Huf zwei Platten; allerdings genügte es meistens, nur die äußere Klaue durch eine aufgenagelte Eisenplatte zu schützen.

Neben dem Hufbeschlag war das Aufziehen von Eisenreifen auf die Holzräder eine häufige Tätigkeit. Ausgangsmaterial war ein Flacheisenstab, auf dem man das Rad von einer Markierung an einmal ablaufen ließ. Dann wurde noch eine Eisenbreite zugegeben, die durch die Schweißung später wieder verloren ging. An der gekennzeichneten Stelle des Stabes wurde das benötigte Stück mit dem Meißel abgeschlagen, nachdem es im Feuer erhitzt worden war. In der Biegemaschine erhielt das Eisen seine ideale Rundung. An der Stoßstelle wurde das Flacheisen so abgeschrägt, daß die beiden Enden sich deckten. Vorher wurde an dieser Stelle noch

Einschlagen der Sprossenlöcher für eine Obstleiter



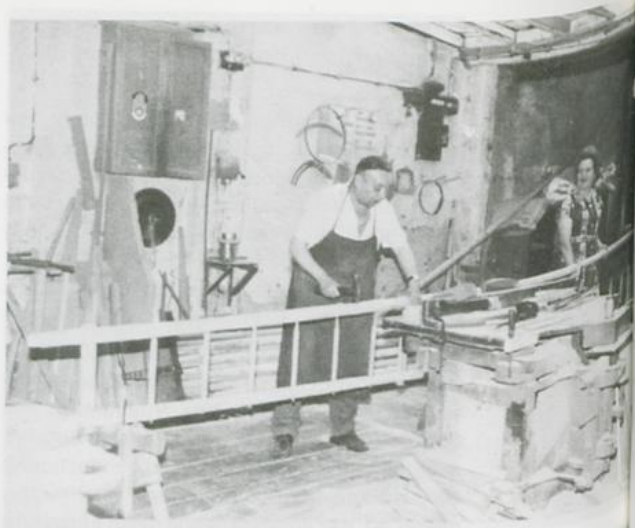
ein Loch gebohrt, durch das eine Niete geschoben und im Feuer verschweißt wurde.

Danach wurde der nun geschlossene Reifen zwei- bis dreimal durchs Feuer gezogen, wobei darauf geachtet wurde, daß die heiße Flugasche immer den Reifenteil bedeckte, der jeweils nicht ins Feuer selbst hineinragt. Auf diese Weise wurde der gesamte Reifen warm gehalten.

Das Holzrad stand dann schon auf der Spitze dreier pyramidenförmig aufgestellter Balken bereit. Der heiße, weiche Reifen wurde an einer Stelle an den Kranz des Rades angelegt und mit der Reifenklaue über die gesamte Holzfelge gezogen und mit Wasser abgekühlt. Oberhalb jeder zweiten Speiche wurden schließlich noch ein Loch gebohrt und ein Nagel eingeschlagen.

Die gesamte Arbeitszeit für den Vorgang betrug etwa 3 Stunden. Vor dem 2. Weltkrieg wurden dafür 15 bis 20 RM bezahlt.

In Mülheim-Kärlich gab es in den 20er Jahren acht Schmiedewerkstätten, zwei in der Hochstraße, zwei in der Poststraße, eine in der Bachstraße, eine in der Schweizer, eine in der Haupt- und eine in der Waldstraße. Die letzte Schmiede betrieb Max Haymann, Ringstraße 16, bis 1967. Als die Zahl der Pferde immer mehr abnahm und die Holzwagen durch gummiereifte landwirtschaftliche Wagen ersetzt wurden, war die Tätigkeit des Schmieds, eines der ältesten und vielfältigsten Handwerke, nicht mehr gefragt.



Oben: Zusammenbauen der Leiter

Mitte: Warmmachen eines Wagenreifens in der Feuerschüssel

Unten: Aufziehen eines Reifens auf das hölzerne Wagenrad

Die Herrschaft Bassenheim und ihre Nachbarorte in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges

Karl-Heinz Reif

Im Dreißigjährigen Krieg waren die außerhalb der fest ummauerten Städte Andernach und Koblenz gelegenen Ortschaften schutzlos der umherziehenden Soldateska ausgeliefert.

Spanische, französische, schwedische und kaiserliche Regimenter richteten auf ihren Streifzügen durch das Rhein- und Moseltal verheerende Schäden an, von denen auch die Landorte des kurtrierischen Amtes Bergpflege nicht verschont blieben.

Die Ereignisse und Schrecken jener Tage schildern mehrere Berichte und Schriftstücke des damaligen Bassenheimer Pfarrers Andreas Fuchs, die er in den Jahren 1634 bis 1636 in jeweils kurzen Abständen an seinen Patronatsherrn richtete.

Dem Adressat, Junker Damian Waldbott von Bassenheim, fiel das Öffnen der Briefe sicherlich schwer, wenn er auf diese Weise von neuen Zerstörungen erfuhr und aus der Fremde tatenlos zusehen mußte, wie seine Herrschaft und sein Schloß langsam völlig ruiniert wurden.

Bereits am 15. Oktober 1634 hatte Pfarrer Andreas Fuchs zum Schutz der Herrschaft und des Dorfes bei Herrn Oberst Nivenheim, Herrn von Fürstenberg und Junker Caspar von der Leyen aus dem Hauptquartier in Heddesdorf 7 deutsche und 6 schwedische Soldaten*) angefordert. Nachdem sie 4 Tage und 5 Nächte in Bassenheim auf Wache standen, erhielten sie den Befehl aufzubrechen. Zum Dank gab man dem deutschen Korporal zwei Reichstaler, dem spanischen Fähnrich vier und den gemeinen Soldaten jeweils einen Taler. Nur einer der Sol-

daten forderte nichts, da er des neuen Hofmanns Hermann Dürenbachs Pferd mitnahm. Mit einem Ohm alten und neuen Wein und einem Malter Korn, die offensichtlich zur Verpflegung nötig waren, erhöhte sich die Abgabe auf insgesamt 80 Reichstaler. Da man inzwischen ihre Exzellenz Graf von Mansfeld auf dem Weg nach Bassenheim vermutete, begab sich der Pfarrer mit Herrn Junker von der Leyen, den er nachts zu Ahrenberg traf, erneut ins Hauptquartier. Dort konnte er Herrn Ferdinand Hundt von Saulheim, aus Neuweiler bei Elsas-Zabern, mit seinem Reitknecht als Beschützer gewinnen, der zwar zunächst vorgab, sein bestes zur Verteidigung zu tun, aber schließlich wegen der feindlichen Übermacht weitere Hilfe verweigerte.

Kurze Zeit später logierte Oberst Riedberg mit seinen Leuten 8 Tage im Bassenheimer Schloß. Sie ruinierten das Dorf, nahmen die Pferde mit und steckten mehrere der umliegenden Ortschaften in Brand. Außer vier schlechten Pferden aus den herrschaftlichen Ställen raubten sie noch zwei des verstorbenen Hofmanns, eine Mastkuh und 200 Schafe. Nach Abzug dieser Besatzung blieben nur 12 Schafe übrig.

Noch während der Pfarrer um göttliche Gnade flehte, in der Hoffnung, daß es nun genug sei, meldeten sich weitere Soldaten an, die ins Schloß wollten. Ein im Dorf verbliebener Guar-

*) Vermutlich ein Fehler im Originaltext. Richtig wäre: „6 spanische Soldaten“.

Netwauffgerichtete
Der trämliche Brüderschaft eines Französischen
vnd teutschen Soldatens.



Nicht so friedlich, wie auf diesem Bilde,
als zwei Brüder an einem Tische,
wars in heimatlichem Gefilde
in dem Dreißigjährigen Krieg.
Als zu Bassenheim zwar Kaiserliche,
aber die Verzweiflung war so groß,
lag in Koblenz der Franzos.

dian (Wächter) wies sie jedoch zurück, so daß sie sich nur eine Nacht im Ort aufhielten.

General von Mansfeld übergab vorübergehend seinem Vetter die Befehlsgewalt über die Herrschaft, nachdem man ihn von den verheerenden Schäden in Kenntnis gesetzt hatte.

Kurze Zeit später, am 21. Dezember 1634, zogen die Franzosen in Bassenheim ein und jeder Untertan mußte sie fünf Tage lang, bis zu ihrem Abzug nach Winnigen, beköstigen.

Am 26. Februar 1635 folgte eine weitere Nachricht des Pfarrers aus der Stadt Andernach, wo er sich einige Tage aufhielt. Der Nickenicher Pastor, der dortige Karthäuser Hofmann und ihr beider Herr hatten nach dem Aufbruch der Mansfeldischen Armee Herrn Oberstleutnant Paßmann in Andernach um Bezahlung der angerichteten Schäden gebeten. Wegen der ho-

hen Kosten verwies dieser sie jedoch einfach an den Kölner Kurfürst oder an den Stadtrat.

Unterdessen beabsichtigten die spanischen Truppen bei Trier in Kürze ihren Marsch moselabwärts fortzusetzen.

Von dieser Kriegsgefahr vernahm man in Andernach nur wenig, denn man hatte den sicheren Hinweis erhalten, daß die Spanier von Wittlich an die Mosel ziehen würden, um bei Lieser den Fluß zu überqueren. Da der Saffiger Kellner Balthasar (Schorn) diese Nachricht bestätigte, kannte man in der Stadt weder Not noch Furcht.

In seinem Schreiben vom 2. März 1635 informierte Andreas Fuchs seinen Herrn über eine am 28. Februar zu Koblenz getroffene Verordnung, in der alle Bürger der Stadt aufgefordert wurden, für den Fall der Belagerung einen Brot-

vorrat anzulegen, mit dem man mindestens eine Dauer von drei Monaten überbrücken konnte. Wem dies nicht möglich war, der sollte die Stadt verlassen. Es durfte aber kein trierischer Untertan Korn oder andere Früchte nach Andernach bringen und dort zum Verkauf anbieten.

Inzwischen hatten 500 kaiserliche Soldaten bei dem bereits sehr zerstörten und gebrandschatzten Ort Molsberg im Westerwald Quartier bezogen. Andere Truppenteile vermutete man in der Gegend um Brechen, Villmar und Limburg an der Lahn.

Den Berichten des Pfarrers zufolge blieb die Hoffnung, „daß sie etwas wirkliches ausrichten und den schon lange gewünschten Frieden erlangen mögen.“

Während der letzten französischen Einquartierung und dem gleichzeitigen Vorbeizug der kaiserlichen Soldateska war es zu Mißverständnissen gekommen, bei denen die Kaiserlichen später aus dem Wirtshaus „Zum grünen Wald“ in Andernach einen Boten mit dem Vorwurf nach Bassenheim schickten, daß die Untertanen und Franzosen ihren Trompeter und sein Pferd verletzt und geschädigt hätten, obwohl dies keineswegs der Wahrheit entsprach.

Am 21. April 1635 zog Herr Emmerich von Metternich mit einer ansehnlichen Gesellschaft in Bassenheim ein. Zur Verpflegung und Verstärkung seiner kaiserlichen Soldaten ließ er eine Kalesche Kommisbrot, ein fünffohmiges Faß Wein und zwei Patarren ins Dorf bringen. Nach einem Anschlag auf die Stadt Koblenz und dem Ausbleiben seines Obersten Leutnants war er nach Bassenheim gekommen und hatte dort den Proviant sowie die erwähnten beiden Patarren mit 44 Schützen bis auf weitere Order stationiert. Am Nachmittag kehrte der Generalwachtmeister von Metternich nach Mayen zurück.

Allerdings fügte die Aufnahme der Soldaten, die den Anschlag auf Koblenz unternommen hatten, der Herrschaft noch größeren Schaden zu, da sie nun die Verbitterung der Franzosen zu spüren bekam. Im Gegenzug fiel der Baron de Montcieux mit etlichen Bewaffneten in den zu Koblenz an der Mosel gelegenen Bassenheimer Hof ein, plünderte die Rüstkammer und drohte, das Dorf und den Vorhof in Brand zu setzen, falls die kaiserlichen Schützen von dort nicht abrückten.

Herr von Eilt bot dem Generalwachtmeister an, die besten Sachen aus dem Bassenheimer Hof

in sein Haus zu nehmen, damit sie nicht in die Hände der Franzosen fielen. Der Vorschlag ließ sich jedoch unter den Augen der Feinde nicht verwirklichen. Nach der Meinung des Pastors Fuchs beruhte die Aufsässigkeit der Koblenzer Besatzung auch auf der Tatsache, daß er zum Schutz spanische und kaiserliche Soldaten in seinem Haus beherbergt hatte.

Gleichzeitig hoffte er, daß die im Dorf verbliebenen französischen Gefangenen bald in einem Austausch nach Koblenz zurückgebracht würden.

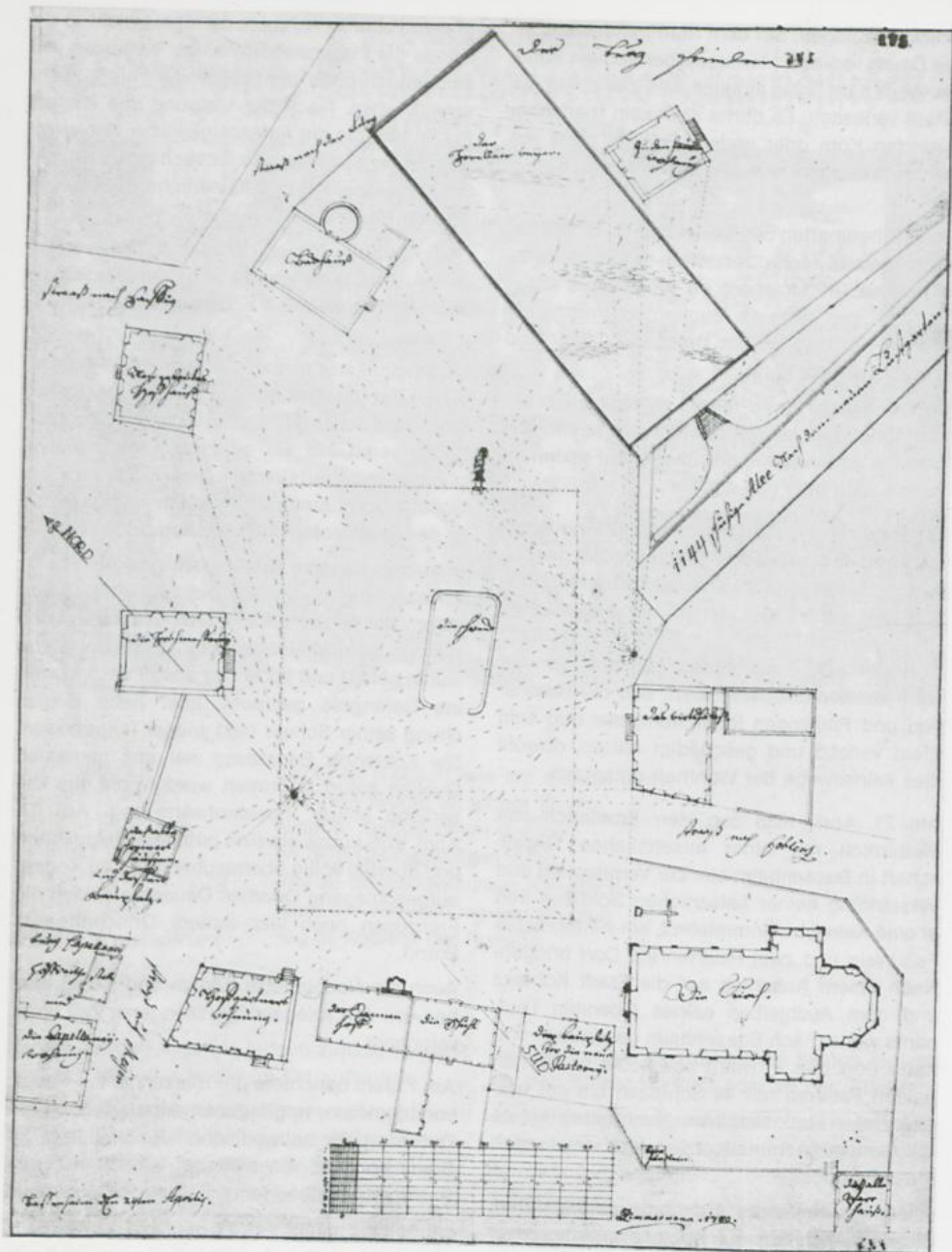
Da bekannt wurde, daß die feindlichen Franzosen in Koblenz besser über die Beschaffenheit des kaiserlichen Militärs in Bassenheim informiert waren als die eigenen Kommandeure, glaubte man an Verrat. Das Einrücken der Schützen mit ihren zwei Konstablern hatte man in der Stadt sofort in Erfahrung gebracht.

In seinen weiteren Briefen beklagte der Pastor vor allem die mangelnde Disziplin bei den Soldaten, die den armen Untertanen Fleisch und Kleidungsstücke entwendeten. Einer der Diebe wurde gefaßt und kurze Zeit später nach Mayen ins Gefängnis gebracht, aber nach Begleichung seiner Schuld bald wieder freigelassen. Die Koblenzer Besatzung war aus geheimen Quellen sofort informiert worden, als das kaiserliche Militär moselauwärts zog. Am 27. April 1635 nutzte sie eine günstige Gelegenheit und überfiel völlig überraschend das zu Koblenz aufgeschlagene Quartier. Danach steckten die Franzosen noch vier weitere Ortschaften in Brand.

Auch die Nachbarorte Kärlich und Kettig blieben von den Kriegereignissen jener Zeit nicht verschont.

Am 7. Juni berichtete der Bassenheimer Pastor von dem am vergangenen Montag erfolgten Durchzug der schwedischen Reiter durch die Stadt Koblenz, die sich bei Kärlich mit den Franzosen unter Herrn Baron de Montcieux zum Angriff formierten.

Die Besatzung der Kärlicher Burg, die mit zwei Hauptleuten und kaiserlichem Fußvolk dem Befehl des Generalwachtmeisters von Metternich unterstand, wurde dreimal aufgefordert sich zu ergeben, leistete aber trotz schwerem Beschuß heftigen Widerstand. Da der Feind nichts ausrichten konnte, plünderte er den Ort, zerstörte die Kirche, ermordete den Glöckner, raubte den Ornat und führte den Kärlicher Pastor Anton Doetsch gefangen nach Koblenz, wo man ihn seiner Kleider entledigte und jäm-



merlich mit Schlägen traktierte. Danach blieb er noch mehrere Tage in französischer Haft. Ähnlich erging es dem Kettiger Pfarrer, der ebenfalls seiner Kleider beraubt und verjagt wurde. Das von den schwedischen und französischen Soldaten in den beiden Ortschaften gestohlene Vieh konnten die Dorfbewohner später auf der Schartwiese bei Neuendorf für einen Reichstaler pro Stück wieder auslösen.

Das Zentrum der Ortschaft Bassenheim als Grundriß aus dem Jahre 1780 mit Wirtshaus, Kirche, Pastorei, Schule, Dannenhof, Hofgärtner-Wohnung, Kaplanei, Bauplatz des Schreiners Hermann Würges, Frühmesserei, Hofhaus, Backhaus und Forellenweiher. L.H.A.K. 53 C5/1935

Zur gleichen Zeit bezog ein kaiserlicher Kommandant zu Bassenheim Quartier. Er hatte zunächst seine Stellung in der Herrschaft Ehrenberg aufgeben müssen, sich aber dann in Ko-

bern gegen die französischen und schwedischen Belagerer tapfer behaupten und das dort gelegene Schloß vor einer Zerstörung bewahren können. Seine Anwesenheit bot dem Bassenheimer Pastor den einzigen Rückhalt, auf den er sich in diesen unruhigen Tagen stützen konnte.

Allerdings enthält die Korrespondenz des Pfarrers auch den Vermerk, daß der Kommandant mit den ungemusterten Soldaten zu gut verfuhr, damit sie beim jetzigen schwedischen Aufbruch nicht davonlaufen.

Als Folge dieser Maßnahme verringerte sich die militärische Disziplin und Ordnung. Die Soldaten brachen nachts in das Bassenheimer Schloß ein, entwendeten 260 Liter Wein aus dem Keller und veranstalteten ein öffentliches Trinkgelage. Eine Beschwerde des Pfarrers über diesen Diebstahl hatte wenig Erfolg, denn kurze Zeit später fehlten im äußeren Keller erneut 35 Liter Wein.

Unter diesen Voraussetzungen schwand auch der Gehorsam bei den eigenen Untertanen, die gegen den nicht sehr beliebten, aber dienstfertigen Pastor Fuchs, der sich nicht nur allein um seine seelsorgerische Tätigkeit kümmerte, offen Partei ergriffen. Über das bei der Herrschaft gegen ihn eingereichte Beschwerdeschreiben äußerte der Pastor entrüstet, „daß er nicht vermeint hätte, so neidische und in der Andacht erkaltete Pfarrkinder hier zu finden, welcher Ort doch so reichlich mit geistlichen Gütern begabt und mit Messen wöchentlich versehen wird, so alles zu der Untertanen mehreren Eifers, zur Andacht und ihrer Seeligkeit gereichen sollte.“

Am 27. Juni 1635 eilten die Franzosen von Koblenz nach Bassenheim und entführten 13 Stück Vieh. Für seine Rückgabe forderten sie von den Untertanen insgesamt 39 Reichstaler.

Tags darauf, den 28. Juni, fügten die kaiserlichen Truppen auf ihrem Marsch nach Brabant den Dorfweiden erhebliche Schäden zu, da die Wiesenflächen von den Pferden völlig ruiniert und abgeäst wurden.

Am 10. Juli 1635 übersandte der Pastor die Nachricht, daß ihn die Franzosen bei der Messe gestört und die Gläubigen mit 200 in den Hecken bei der Mühle gelegenen Soldaten eingeschüchtert und verjagt hätten.

Vorübergehend waren auch die Schweden nach Bassenheim gekommen, hatten aber bald darauf ihren Marsch ins trierische Land fortgesetzt.

Für einige Tage reiste Andreas Fuchs nach Andernach, um dort einige Fässer Wein zu verkaufen.

Zwischenzeitlich zogen die Schweden unter dem Befehlshaber Waldt in Richtung Kärlich.

Beim gemeinsamen Abendessen in Andernach erfuhr der Bassenheimer Pastor von Herrn Oberst Moulie, daß der Kommandeur Waldt, trotz erheblichen Einspruchs des Barons de Montcieux, die Kärlicher Burg den Flammen übergeben hatte.

Auf die Einwände des Franzosen soll Waldt geantwortet haben: „Es müssen wohl (noch) andere Häuser verbrannt werden, als eben diese besagte Burg, ja alle Orte müssen verbrannt sein, da sich die Kaiserlichen aufhalten.“ Nach dieser Äußerung erfolgten weitere Überfälle auf schutzlose Ortschaften, aus denen man das Vieh raubte und die Bevölkerung verjagte.

Als die Schweden am 11. Juli 1635 nach Kastellaun im Hunsrück marschierten, trat Erleichterung ein und Pfarrer Fuchs gab zu verstehen, daß er von Andernach wieder nach Bassenheim reise, damit (dort) eine bessere Ordnung gehalten werde.

Am 5. März 1636 verständigte Andreas Fuchs seinen Herrn von der Einnahme des Klosters Rommersdorf, bei der außer den in Gefangenschaft geratenen Offizieren alle kaiserlichen Soldaten von den Franzosen bei einem Überraschungsangriff niedergemetzelt wurden.

Zum Schutz der Herrschaft logierten zwischen dem 13. und 24. April 1636 im Schloß einige Soldaten aus dem Regiment des Oberst Neuneck. Nachdem sie aber eine Viehherde stahlen, die sie auf dem Gemeindevorhof öffentlich verzehrten und verkauften, erwirkte der Pastor bei Herrn General von Götzen ihren Abzug. Am 12. August 1636 teilte Pfarrer Fuchs seinem Herrn mit, daß die Herbststernte in Niederlahnstein wegen der umherziehenden Franzosen gefährdet sei. Es bestünde aber die Absicht, drei Regimenter der götzischen Armee wegen des ständigen Ausfalls der französischen Besatzung hinter die Festung Ehrenbreitstein zu verlegen, um diesen Fluchtweg zu versperrern.

Die Korrespondenz des Bassenheimer Pfarrers Andreas Fuchs ist eines der seltenen interessanten und zeitgenössischen Zeugnisse, die von den Ereignissen des Dreißigjährigen Krieges in unserer Heimat ausführlich berichten.

Der Teufel auf dem Mülheimer Berg

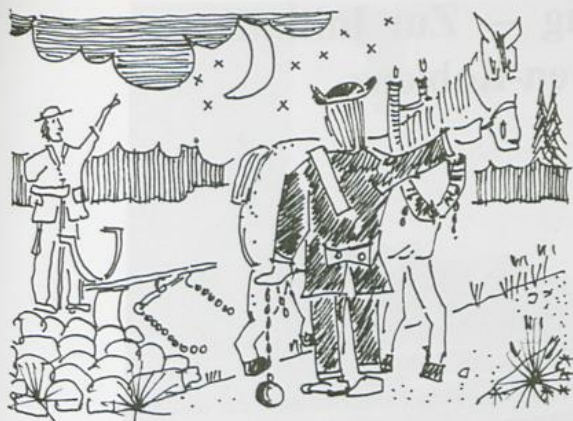
Heinz Henrichs

Es war im Frühjahr des Jahres 1853. Lange schon war die Aprilsonne in den westlichen Nebendunst hinabgesunken. Die hereinbrechende Dämmerung begann das Abendrot zu verwischen, und die ersten Sterne funkelten auf die Erde hinab. Die Bauern, die auf ihren Feldern die Frühjahrssaat bestellten, waren schon längst in ihre Wohnungen zurückgekehrt. Nur ein biederer und fleißiger Bauersmann blieb mit seinem Gaul noch ganz allein auf seinem Acker am Bergabhang zurück. Trotz der großen Fläche des Grundstücks wollte das Bäuerlein heute noch unbedingt mit dem Pflü-

gen fertig werden. Ein zweites Mal mochte er unter keinen Umständen den beschwerlichen Bergweg machen. Auch gehörte das Bestellen eines anderen Ackers zum Programm des nächsten Tages. Zu Hause machte man sich über das allzulange Ausbleiben des Bauern kein Kopfzerbrechen. Seine Frau wußte, daß das Tagewerk ihres Mannes zur Zeit der Feldbestellung fast keine Grenzen fand. Zudem war er im Dorfe nicht nur als sehr fleißig, sondern auch als überaus geizig bekannt. Man sagte von ihm, „er bekomme den Hals nicht voll“.

Unermüdlich und unverdrossen hatte sein Gaul den schweren Pflug seit mehreren Stunden hin und her durch den Acker gezogen. Aber beim Eintritt der Dunkelheit blieb immer noch ein ziemlich breiter Streifen übrig. Das Pferd zog fleißig und war auch heute willig gewesen. Da es jedoch das Heimwärtsziehen der übrigen Gespanne bemerkt hatte, begann es ziemlich ungeduldig und widerspenstig zu werden. Der Bauer bekam seine liebe Not mit ihm. In seinem Ärger gebrauchte er die größten Schimpfworte wie „Verdamntes Mistvieh, der Teufel soll dich holen, ich schlage dich noch kaputt!“ Je mehr sich die Nacht herabsenkte, desto lauter drangen die Fluchworte des Bauern durch die abendliche Stille. Der Gaul verstand das Schimpfen seines Herrn; denn fortgesetzt spitzte er die Ohren, ließ jedoch getrost alles über sich ergehen. Gerade war der Bauer mit Pferd und Pflug an der Straße angelangt, und soeben waren die Fluchworte „Der Teufel soll dich holen!“ wieder durch die sonst friedliche Stille des Abends gedungen, als plötzlich der Gaul anhielt und keinen Schritt mehr weiter ging.





Der Bauer wollte eben den Pflugstock schwingen, um ihn auf dem Rücken des Pferdes niedersausen zu lassen, als plötzlich die Ketten vom Kummel gelöst und auf die Erde geworfen wurden. Dann erscholl das Kommando: „Vorwärts, jöh!“, dem das Pferd willig folgte. Der vom Schrecken erstarrte Bauer sah zu seinem großen Entsetzen am Kopfe des Gauls eine unheimliche schwarze Gestalt, schwärzer noch als die Nacht. Dem Bauersmann stockte das Blut in den Adern, und der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. Er versuchte, um Hilfe zu schreien; aber die Laute blieben ihm im Halse stecken. Dann rief er Gott und alle Heiligen im



Himmel an; denn für ihn stand fest, daß die schwarze Erscheinung der leibhaftige Teufel sein könne, der ihm sein Pferd entführen wollte. In der Not und Verzweiflung stolperte der Bauer auf die schwarze Gestalt zu und bettelte mit erhobenen Händen: „Lieber Teufel, sei doch nicht so gib mit mein Pferd zurück.“ Der Angesprochene blieb stehen, drehte sich um, streckte seine rechte Klaue dem Ängstlichen entgegen und sagte: „Keinen Schritt weiter! Ich habe dein fortgesetztes Rufen, ich solle deinen Gaul holen, vernommen, und nun werde ich deinen Wunsch erfüllen.“ Wieder zum Pferd gewandt, befahl er, „Vorwärts, jöh!“ Auf das nochmalige bittende Händeringen des Bauern hin blieb der „Teufel“ stehen und drohte: „Nun ja, ich will noch einmal Gnade walten lassen. Du mußt mir aber schwören, daß du niemals mehr meinen Namen vergeblich führst, daß du ferner nicht mehr länger mit dem Pferde auf deinem Acker bleiben willst, als die Sonne am Himmel steht, und zum Schluß, daß deine Seele nach deinem Tode mir gehört!“ In seiner großen Angst versprach der Bauer alles, was der Teufel von ihm verlangte. So geheimnisvoll, wie die schwarze Gestalt gekommen war, war sie auch plötzlich wieder verschwunden. Bauer und Pferd traten sofort danach den Heimweg zum Dorfe an.

Der vermutliche Teufel war aber der Mülheimer Schornsteinfeger, der sich nach Ausübung seines Handwerks in Rübenach mit verrußtem Gesicht auf dem Heimweg befunden hatte.

Daheim im Hof hörte der Bauer aus dem Wohnzimmer ein schallendes Gelächter. Mit einem bleichen Gesichte, den Angstschweiß noch auf der Stirne und mit zitternden Gliedern, betrat er seine Wohnstube. Seine Frau empfing ihn mit lachender Miene: „Nun Hannes, heute abend ist es aber besonders spät geworden.“ Auf das Drängen seiner Frau erzählte er von der Erscheinung des Teufels auf dem Berge. Seine Schilderung schloß er mit dem Versprechen, daß er schon dem „Leibhaftigen“ gegeben hatte: „Nie mehr bleibe ich länger draußen auf dem Felde, als die Sonne am Himmel steht!“ Zu seinem größten Entsetzen erzählte dann seine Frau bei bester Laune, daß der Teufel auch ihr hier im Hause erschienen sei und ihr von seinem Erlebnis berichtet habe. Ganz verwirrt rief dann der Bauer aus: „Ist denn das ganze Haus vom Teufel besessen! Ich sterbe vor Angst, und du lachst noch dazu. Das ist für mich ein Zeichen, daß dich der Teufel schon jetzt in seiner Gewalt hat.“

Plädoyer für Dorfplanung — Zur Initiative der Kreisverwaltung Mayen-Koblenz

Peter Lammert

Mit dem Angebot, den kreisangehörigen Gemeinden bei der Einleitung der Dorfentwicklung/Dorferneuerung behilflich zu sein, hat die Kreisverwaltung Mayen-Koblenz eine bemerkenswerte Initiative gestartet. In der Erkenntnis, daß eigentlich die meisten Gemeinden (schon länger) in einer Umbruchphase stecken, in der sie über längerfristige Entwicklung nachdenken, diskutieren und entscheiden müssen, bietet die Kreisverwaltung Vorklärung, Beratung und Begleitung der Dorfentwicklung an. Dieses Leistungsangebot, das inzwischen von vielen Gemeinden in Anspruch genommen wird, ersetzt weder die Beratungsarbeit und Entscheidungsfreiheit der Gemeinde noch die notwendige Planungsleistung freiberuflicher Architekten und Planer. Als Hilfe zur kommunalen Selbsthilfe soll es die Gemeinden in die Lage versetzen, die Dorfentwicklung selbst in die Hand zu nehmen.

Nie zuvor wurde so viel über die Dörfer geredet und — inzwischen — für die Dörfer geplant wie heute. Ganz offensichtlich hat sich Grundlegendes geändert, daß es nötig wurde, Politik für die Dörfer zu machen. Für solche, die noch richtige Dörfer sind und für die vielen, die wie eine Mischung aus Dorf, Kleinstadt, Vorstadt, Siedlung und Baumarkt-Ausstellung aussehen.

Es erübrigt sich nahezu, den Begriff Dorf zu definieren, weil das Dorf in seiner ursprünglichen Form kaum noch existiert. Denn einerseits ist die Landwirtschaft der ursprüngliche Grund für die dörfliche Ansiedlung und andererseits hat die rapide Umstrukturierung der Landwirtschaft in den letzten dreißig Jahren die Dörfer verändert, wenn nicht ihrer historischen Grundsubstanz beraubt. Nach Wirtschaftsdaten und nach Augenschein spielt die Landwirtschaft eine unübersehbare dominierende Rolle im ländlichen Raum: landwirtschaftliche Flächen, Betriebsgrößen, Tierhaltung. Nur im Dorf, der eigens für das Zusammenleben mehrerer bzw.

vieler landwirtschaftlicher Betriebe und Bauernfamilien geschaffenen Siedlungseinheit, ist sie heute in der absoluten Minderheit.

Die Landwirtschaft, früher Mittelpunkt des Dorfes, wird heute zur Umgebung, zur Landschaft gezählt. Trotzdem, es bleibt dabei: ein Dorf ohne Landwirtschaft, ohne bewirtschaftete Landschaft macht keinen Sinn.

Dörfer, das sind heute meistens Wohndörfer, oft auch Entlastungssiedlungen für benachbarte Städte. Selten steht die Anzahl der Arbeitsplätze in ausgeglichenem Verhältnis zur Einwohnerzahl. Der Dorfbewohner pendelt zu seiner Arbeit, zur Schule. Statt in der Stadt zu wohnen, wohnt man auf dem Dorf. Viele heutige Dorfbewohner sind ehemalige Stadtbewohner, sie bringen die Vorstellungen städtischen Lebens — mit Landschaft, versteht sich — aufs Dorf. Daraus entsteht eine Mischkultur, ein neuer Typ von Dorfleben. Nur wenn die Tradition, der ursprüngliche Charakter des Dorfes noch durchschlägt, behält das Dorf auch langfristig eine eigene Note.

Jeder Leser dieser Zeilen kennt die Dörfer von 1984, sieht sie mit den Augen von 1984, findet sie immer noch angenehmer als manche Stadt (kein Wunder), ist an die Baumarkt-Sonderangebote gewöhnt, an die mit neuem Balkongeländer, Typ Bayrischer Wald oder Typ Mallorca, importierte Ferienstimmung, an die gekachelten, gefliesten Saubermann-Fassaden oder die Naturstein-Imitations-Folie auf dem Fachwerkhaus von 1790, an die ehemals gepflasterten, längst überteerten Dorfstraßen, die seit Jahren Durchgangsstraßen sind, an die zugeparkten ehemaligen Dorfplätze, die zugeschütteten, verrohrten Dorfbäche, an die hausbreiten und haushohen Reklamesprüche weitbekannter Brauereien ... Noch ahnt er, was für ein Dorftyp das einmal war, welcher Dorfcharakter dahinter steckt — hinter den Hausver-



Marktplatz Winnigen vor der Dorfplatzgestaltung

kleidungen. Noch findet er in Ortsbild und Landschaft die Individualität des Ortes, findet schöne Straßenräume, Plätze, Häuser und Höfe, findet die Dorfmitte auch ohne Hinweisschild. Es lohnt sich, über die Dörfer zu gehen und sie daraufhin anzusehen. Und das sind nicht nur Äußerlichkeiten. Auch ein Dorf spiegelt im Ortsbild seine eigene Geschichte, seine augenblickliche Verfassung, freilich auch seine finanzielle Lage wider.

Mindestens jeder zweite Leser wohnt, statistisch gesehen, im Neubaugebiet eines Dorfes, oft sind die neuen Wohngebiete größer als das Altdorf. Es gab auch in den letzten Jahrzehnten Planung für Dörfer, aber eben nur für die Neubaugebiete. Viele junge Familien haben am Ortsrand neu gebaut, viele sind zugezogen. Die Ortskerne entleeren sich langsam aber zusehends, alte Häuser waren zu lange nicht gefragt und wurden schon lange nicht mehr saniert. Dreierlei ist mit den Dörfern passiert:

— Die Ortskerne haben in vielen Fällen ihre Attraktivität eingebüßt; sie haben, hoffentlich nur vorübergehend, das Rennen gegen die Neubaugebiete verloren.

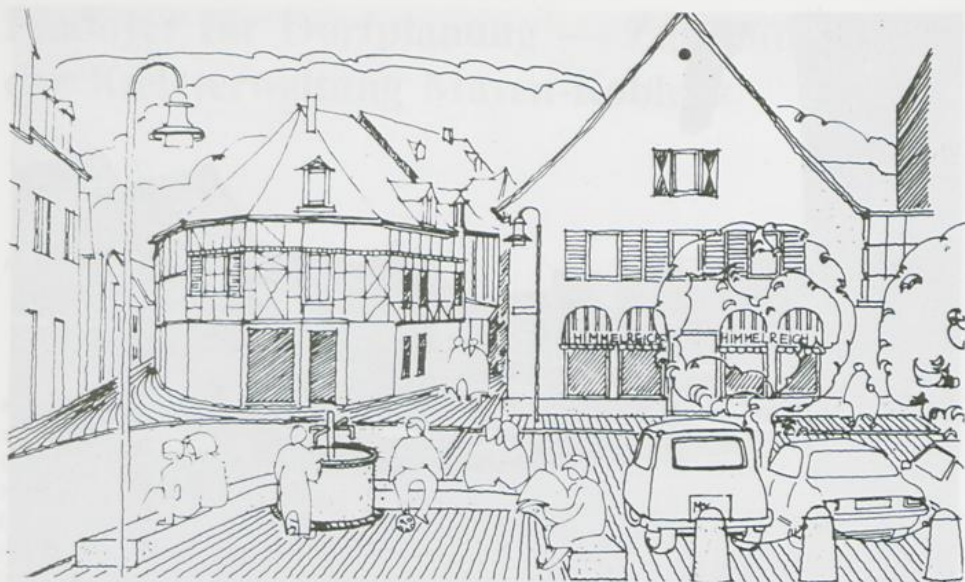
— Der Gesamtzusammenhang des Dorfes, die Klammer zwischen altem Ortskern und Neu-

baugebieten, wurde glatt vergessen; wer im Neubaugebiet wohnt, in der Siedlung, hat eigentlich nichts mit dem Dorf zu tun.

— Die Unterschiede zum Leben in der Stadt, früher gravierende Merkmale von der Kleidung bis zum Bildungsgrad, sind weitgehend aufgehoben: Der Dorfbewohner erfährt heute genauso schnell, was auf der Welt passiert, es gibt keine Informationsvorteile der Stadt. Er hat die gleichen Bedürfnisse, Disco, Kleidung, Auto, wie jeder andere. Nachteile sind oft die Entfernungen zu Bildungseinrichtungen, Geschäften, kulturellen Veranstaltungen, zum Arzt, zum Krankenhaus, der Bus fährt dreimal täglich...

Wenn hier behauptet wird, daß die meisten Dörfer dringend sanierungsbedürftig sind, dann hat dies weiterreichende, über den Dorfrand hinausgehende Gründe: Nur sanierte, gesunde Dörfer garantieren die künftige Vitalität des ländlichen Raums. Darin ist auch die langfristige Funktionsfähigkeit der Landwirtschaft eingeschlossen. Und, wie in einer Kette, die ökologische Funktion der Landschaft im weitesten Sinne, einschließlich ihrer Bedeutung für Erholung und Fremdenverkehr. Insofern ist es eine vorrangige Aufgabe des Landes und der Landkreise, die Dorfentwicklung, Dorfsanierung, Dorferneuerung zu fördern.

Die Initiative des Kreises Mayen-Koblenz kann als vorgeschaltetes Förderprogramm gesehen werden. Der Kreis liefert der Gemeinde (und



schließlich auch den künftig beauftragten Dorfplanern) frei Haus die Grundlagen für ein Dorfentwicklungskonzept: eine Blitzanalyse der örtlichen Probleme, die Analyse der regionalen Zusammenhänge; einen ersten Diskussionsanstieg in die denkbaren Zielvorstellungen künftiger Dorfentwicklung, Dorferneuerung, Dorfreparatur, eine Beurteilung des Planungsbedarfes und die Aufstellung eines Planungs- bzw. Handlungsprogramms; dies alles als Zuarbeit für die Gemeinde und in laufender Abstimmung mit Gemeindeverwaltung und Gemeinderat. Die Gemeinde entscheidet in eigener Verantwortung, ob sie diesen Service in Anspruch nimmt und ob sie nach diesem Einstieg eine Dorfentwicklungsplanung beginnt.

Dorfentwicklungsplanung bedeutet nichts anderes, als daß hinter allen künftigen Einzelmaßnahmen ein Gesamtkonzept, eine längerfristige Perspektive stehen sollte. Dies ist auch eine wesentliche Bedingung der Landesregierung für die Gewährung von Zuschüssen aus dem Dorferneuerungsprogramm. Im Normalfall ist eine Gemeinde überfordert, wenn sie aus eigener Kraft eine Gesamtkonzeption zur Dorfentwicklung erstellen soll. Sie wird immer Fachleute, freie Architekten und Planer, hinzuziehen müssen. Das bedeutet aber nicht, daß der Gemeinderat die Planung aus der Hand gibt. Der beauftragte Planer ist im guten Sinne der fachliche Handlanger der Gemeinde. Alle Planungsschritte und Entscheidungen bis zu einem gültigen Konzept werden gemeinsam

Marktplatz Winnigen: Entwurf eines mustergültig gestalteten und zwischenzeitlich fertiggestellten Dorfplatzes

vollzogen. Diese Beteiligung geht natürlich über Gemeinderat und -verwaltung hinaus: eine Dorfplanung ohne Bürgerbeteiligung macht keinen Sinn, und hier ist sie am leichtesten praktikierbar. Denn trotz aller kabarettreife Erfahrungen aller Planer und Politiker über die informellen Machtverhältnisse in den ländlichen Gemeinden, über unbestrittene Privatinteressen, die auch in der Dorfpolitik im Spiel sind, ist das Dorf und vielleicht noch die kleine Stadt der Raum, in dem unmittelbar spürbare Demokratie, Bürgerbeteiligung und ganz konkrete Bürgermitwirkung am besten funktionieren kann.

Die Probleme sind überschaubar und gehen eigentlich alle an. Das stimmt auch dann, wenn sich manche nicht dafür interessieren. Deshalb ist der Dorfplan das beste und anschaulichste Instrument zur Diskussion der künftigen Entwicklung und Gestaltung des Dorfes.

Im übrigen sollten die Dörfer ihr gesundes Mißtrauen gegen die Planer ruhig aufrechterhalten, zumindest so lange, bis sie sicher sind, den richtigen Planer gefunden zu haben. Die Dörfer, die sich nach bundesdeutschem Dorfplatz-Katalog verplanen lassen, geben meist ihre Identität auf. Die Planer, die ihre Ideen impor-

tieren und laufend von einem Dorf aufs andere transplantieren, sind nicht geeignet für Dorfplanung. Für die Dorfplanung werden engagierte Architekten und Planer gesucht mit Spürsinn für wirkliche Dorfprobleme, mit Blick für das charakteristische Ortsbild, mit Gestaltungsein-

fällen und mit der Bereitschaft zum Dialog, zur Diskussion im Dorf.

Planung fürs Dorf geschieht nicht ausschließlich am Zeichentisch und am Telefon in 300 km Entfernung, Planung fürs Dorf geschieht vor allem im Dorf.

Aktivitäten zum Schutz der Umwelt

RWE Saffig

Obwohl die Edelenergie „Strom“ aufgrund ihrer universellen Einsatzmöglichkeiten und ihrer besonders umweltfreundlichen Anwendung einen wesentlichen Beitrag zu unserem hohen Lebensstandard und zur Entlastung unserer Umwelt leistet, ist ihre Erzeugung in den letzten Jahren zu einem Thema der öffentlichen Umweltschutzdiskussion geworden. Dabei wird oft sehr unreflektiert und emotional argumentiert, so daß der Eindruck entstehen kann, Kraftwerke allein seien für die Waldschäden verantwortlich. Übersehen wird, daß die Kraft- und Fernheizwerke die zweitkleinste Gruppe der Schadstoffemittenten darstellt, obgleich sie am meisten Energie umwandelt.

Dies kommt nicht von ungefähr. Umweltschutz ist für die Elektrizitätswirtschaft schon seit langem eine ständige Herausforderung und ernstgenommene Aufgabe. Das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk (RWE) versteht sich dabei seit jeher als ein Schrittmacher bei der Entwicklung und Anwendung neuer, umweltschonender Technologien und Verfahren.

Erfolge können sich sehen lassen

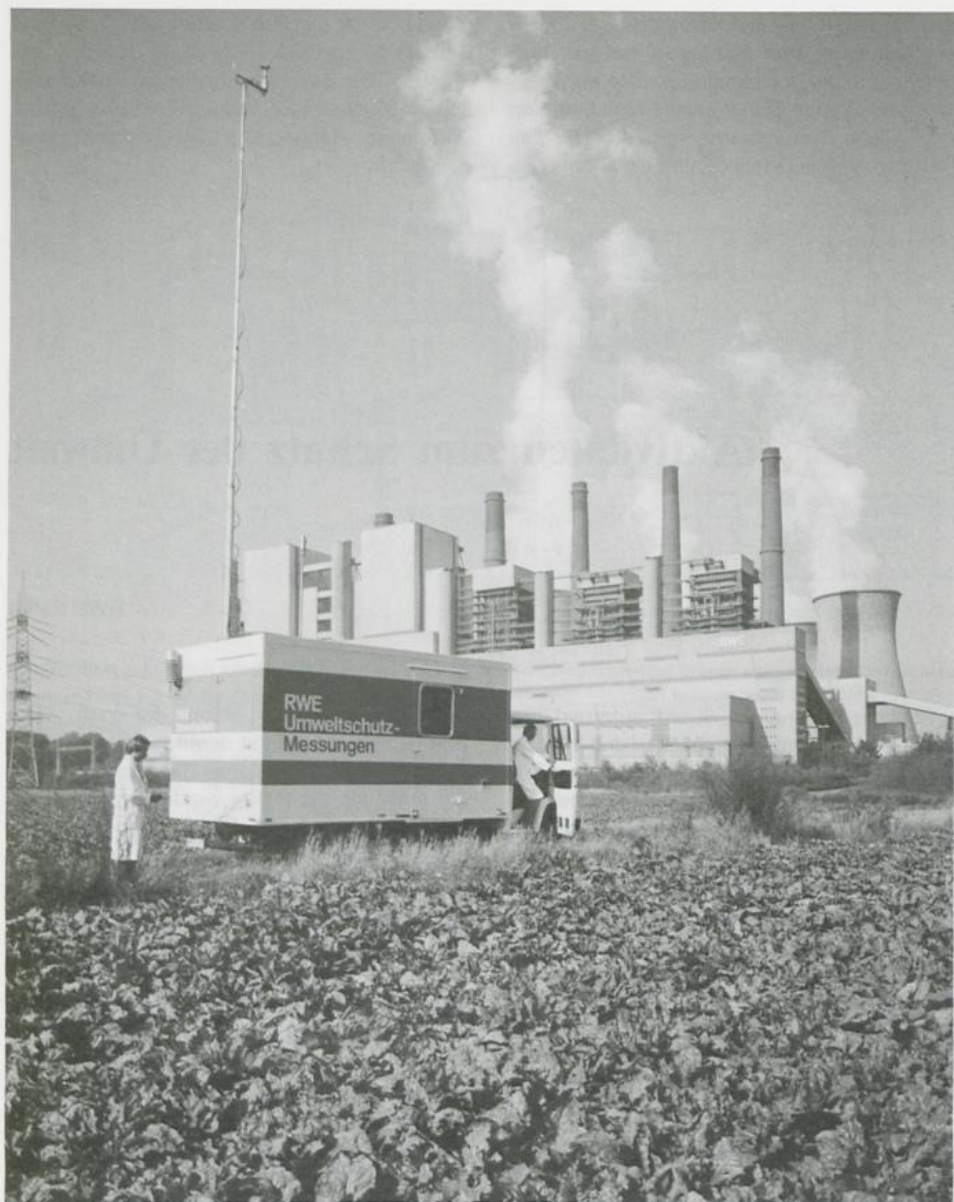
Am Beispiel der Braunkohleverstromung wird deutlich, daß bereits seit Jahrzehnten wesentliche Fortschritte erzielt werden konnten. So wurden 1950 in den RWE-Braunkohlekraftwerken zur Erzeugung von einer kWh Strom noch 3 kg Braunkohle eingesetzt. 1982 waren zur Er-

zeugung der gleichen Menge nur noch 1,3 kg Braunkohle nötig. Eine deutliche Verringerung der Schadstoffemissionen je erzeugter kWh um mehr als die Hälfte wurde somit also bereits allein durch die Entwicklung der Kraftwerkstechnik erzielt. Außerdem konnte die Staubemission durch den Einbau von Elektrofiltern, die bereits in den 50er Jahren installiert und ständig verbessert wurden, soweit verringert werden, daß der Staubabscheidegrad heute 99,9 % erreicht.

Doch auch in anderen umweltrelevanten Bereichen wie Abwärme aus Kraftwerken, Kraftwerksabwässer oder Lärmbelästigung hat sich das RWE mit Erfolg um die Verminderung der Umweltbelastung bemüht. So haben beispielsweise die hier verwirklichten Konzepte zur Abwasseraufbereitung weltweite Anerkennung gefunden. Die Abwässer aus den Kraftwerken sind in ihrer Qualität heute so gut, daß darin Fischintensivzucht betrieben werden kann.

Diese Erfolge sind nun kein Polster, auf dem man sich ausruhen könnte. Sie werden nur in der öffentlichen Diskussion zu häufig nicht zur Kenntnis genommen.

Auch in Zukunft steht die Elektrizitätswirtschaft vor Umweltschutzproblemen, denn natürlich ist man von einem „Idealkraftwerk“, das die Umwelt überhaupt nicht belastet, noch weit entfernt. Hier sind noch große Anstrengungen notwendig, insbesondere bei der Entschwefe-



lung und bei der Entstickung der Kraftwerke. Das RWE stellt sich mit einem breit angelegten Umweltschutzprogramm diesen Herausforderungen.

Das RWE-Programm zum Schutz der Umwelt

Bereits zwei Monate nach Inkrafttreten der Großfeuerungsanlagenverordnung (GFAVO) traf das RWE im September 1983 Entscheidungen für ein neues, umfassendes Programm zur Entschwefelung seiner Kraftwerke:

Der Immissionsmeßwagen im Einsatz. Die Meßdaten geben Auskunft über die Schadstoffbelastung rund um unsere Kraftwerke im Rheinischen Braunkohlenrevier. Ein Beitrag zur freiwilligen Selbstkontrolle.

— Sofortiger Neubau von 4 x 600 MW-Braunkohleleistung mit Naßentschwefelungsverfahren auf den Standorten Neurath und Goldenberg-Werk.

— Dadurch möglich vorzeitige Stilllegung von

alten, weniger umweltfreundlichen Kraftwerken von zusammen 2 200 MW.

— Einbau von Naßentschwefelungsanlagen in allen alten Kraftwerken, die längerfristig betrieben werden.

— Vorzeitige, freiwillige Verringerung des Schwefeldioxid(SO₂)-Ausstoßes um rd. 110 000 t bis 1987 durch Anwendung des Trocken-Additiv-Verfahrens in dafür geeigneten Braunkohlekraftwerken.

— Rauchgasentschwefelung bei Steinkohle- und Ölkraftwerken und Rohgasentschwefelung bei Erdgaskraftwerken.

Ziel dieses Programms ist, den gesamten SO₂-Ausstoß aus RWE-Kraftwerken um 75 % zu verringern. Der Gesamtaufwand für alle diese Maßnahmen wird mindestens 8 Mrd. DM, wahrscheinlich mehr betragen und damit die größte Umweltschutzanstrengung eines einzelnen Unternehmens in der Bundesrepublik Deutschland sein.

Neben dem Schwefeldioxid (SO₂) werden in letzter Zeit auch verstärkt die Stickoxide (NO_x) als Mitverursacher der Waldschäden angesehen. Obwohl die Auswirkungen dieses Stoffes auf die Umwelt und speziell auf den Wald noch weitgehend unbekannt sind, hat das RWE ein Programm zur Reduzierung der NO_x-Emissionen eingeleitet. Das Zwei-Stufen-Programm berücksichtigt die Tatsache, daß zur Zeit — insbesondere für Braunkohlekraftwerke — keine großtechnisch erprobten Entstickungsanlagen zur Verfügung stehen.

In der ersten Stufe wird gemeinsam mit den Kesselherstellern an feuerungstechnischen Maßnahmen zur Verringerung der NO_x-Emissionen aus Braunkohlekraftwerken gearbeitet und in der zweiten Stufe wird dann die Katalysator-Technik in einer Versuchsstrecke auf ihre Anwendbarkeit bei Braunkohlekraftwerken erprobt. Ziel des Versuchsprogramms ist es, genügend Erfahrungen zu gewinnen, um dann ein geeignetes Verfahren zur Umrüstung der Kraftwerke zur Verfügung zu haben. Die Bemühungen zielen darauf ab, den laut Beschluß der Umweltministerkonferenz vom 5.4.1984 vorgegebenen NO_x-Grenzwert von 200 mg/m³ Abluft zu erreichen.

Neben diesen Maßnahmen im Bereich der Kohlekraftwerke engagiert sich das RWE auch im Bereich der Müllverbrennung, denn die wirtschaftliche Nutzung von Hausmüll zur Erzeugung von Strom und Fernwärme ist Umweltschutz „par excellence“. Allerdings ist dies nur

dort möglich, wo aufgrund einer hohen Bevölkerungsdichte mit einem geballten Müllaufkommen gerechnet werden kann.

Zum Beispiel im Ruhrgebiet. Hier betreibt das RWE ein Müll-Heizkraftwerk. Das hohe Müllaufkommen von fünf Ruhrgebietsstädten wird so umweltfreundlich verbrannt, zur Zeit etwa 340 000 t und nach Fertigstellung des in Bau befindlichen neuen Kraftwerks rund 560 000 t jährlich.

Das neue Müll-Heizkraftwerk Essen-Karnap wird dabei mit modernster Umwelttechnik ausgestattet sein, die es erlaubt, die gesetzlich vorgeschriebenen Grenzwerte deutlich zu unterschreiten. So wird z.B. der Staubauswurf nur 30 %, der Chlorausstoß 20 % und der SO₂-Ausstoß 25 % der zulässigen Werte erreichen. Auch wird sichergestellt sein, daß bei der Müllverbrennung nach heutigen Kenntnissen Dioxine nicht oder nur in vernachlässigbar geringer Konzentration entstehen können. Damit wird alles, was heute technisch machbar ist, getan, um eine sichere und umweltfreundliche Strom- und Wärmeversorgung aus Müll zu garantieren.

Kosten der Umweltschutzmaßnahmen

Natürlich haben diese enormen Anstrengungen im Umweltschutzbereich auch ihren Preis. Nach vorläufigen Schätzungen werden sich die Stromerzeugungskosten in Kohlekraftwerken um 1,5—3 Pf/kWh erhöhen. Dies wird alle Stromverbraucher belasten, insbesondere jedoch die stromintensive Industrie. Es besteht die Gefahr, daß der Standort Bundesrepublik Deutschland für einige Produktionen, z.B. der von Aluminium, seine Attraktivität verliert mit der Folge der Stilllegung von Betrieben und einem weiteren Verlust von Arbeitsplätzen.

Deshalb ist bei allen Umweltschutzmaßnahmen auch nach den ökonomischen Folgen zu fragen. Kosten und Nutzen müssen in einem ausgewogenen Verhältnis zueinander stehen. Noch ein Wort zum Nutzen dieser Maßnahmen. Da bekanntlich 50 % der SO₂-Immissionen, also der z.B. auf Wald einwirkenden SO₂-Mengen, aus dem Ausland stammen, würde selbst eine 100 %ige Entschwefelung aller deutschen Kraftwerke die SO₂-Immissionen nur um etwa 20 % senken. Eine Internationalisierung der Umweltschutzanstrengungen ist also unabdingbar, einerseits, um wirksame Maßnahmen zum Schutz der Umwelt treffen zu können, andererseits, um nicht einseitige wirtschaftliche Nachteile für die Bundesrepublik Deutschland entstehen zu lassen.

I. Kunst im Kreis

Bildbesprechungen von Peter Duchêne

„Tanz der Planeten“, Collage (Klebebild)

Dietmar Keller, geb. 1937, Mitglied der „gruppe 72“

Als Technik ist die Collage eine Erfindung unseres Jahrhunderts, die Kubisten zuerst, dann die italienischen Futuristen und Dada, der Surrealismus und der Konstruktivismus haben sich der Collage bedient und ihre Grundformen konzipiert. Bei aller Verwandtschaft der Technik — im Wesen haben die verschiedenen Richtungen unterschiedliche Ziele angestrebt.

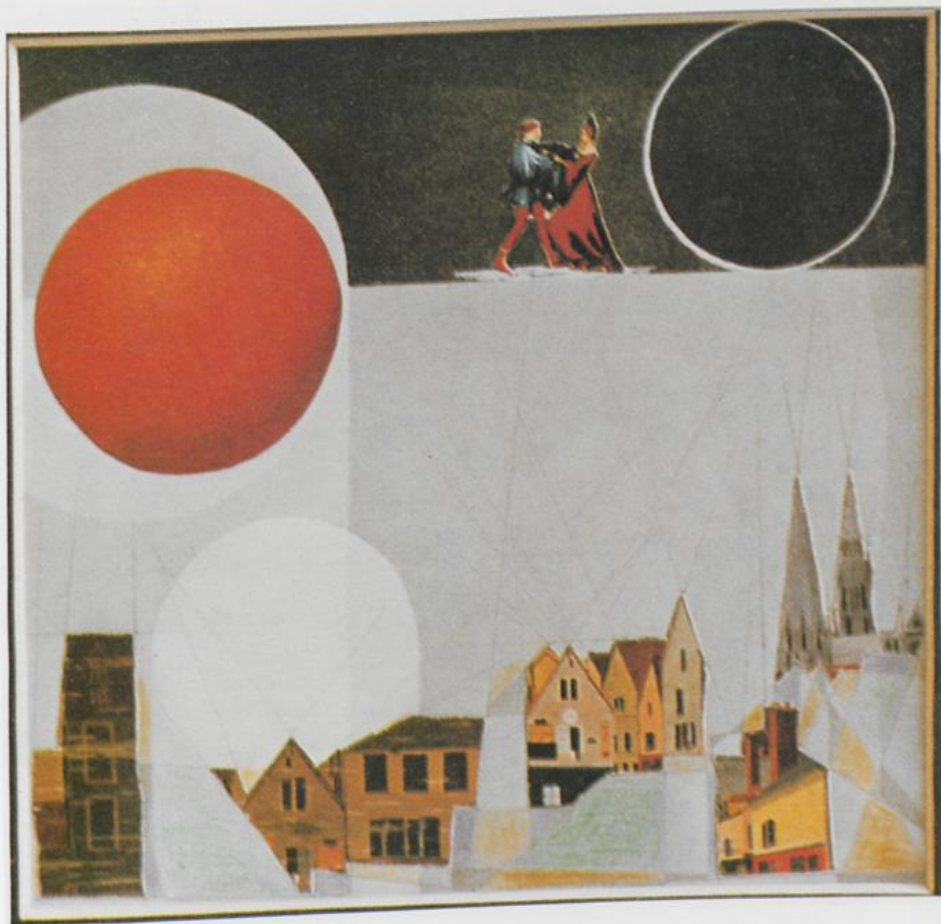
Das besondere Verhältnis der Kunst unseres Jahrhunderts zur Wirklichkeit und die vielfältigen Gesichtspunkte ihrer Darstellung im Bild bestimmen die Geschichte der Collage bis heute.

Doch seit 1945 wird zunehmend das Formale und Ästhetische betont. Die Collage ist indessen kein Ersatz für Malerei, sie bleibt immer durch ihre Technik bestimmt, wenn diese auch häufig äußerlich überspielt wird (Hinzufügung kleiner malerischer und grafischer Elemente).

Das große Vorbild Dietmar Kellers scheint Max Ernst zu sein. Ernst nahm alte Klischees, zerschnitt sie, montierte sie neu zusammen und schuf auf diese Weise groteske, hintergründige, bedrohliche, heitere oder kuriose Bildgeschichten. Wie bei Hannah Höch und Hausmann entstanden Bilder mit einem ungewohnten, aber durchaus aus der gewohnten Erlebniswelt verstehbaren, inhaltlichen Zusammenhang. Der Sprung zum Surrealismus war getan. Denn das, was Max Ernst erzählte, war eben nicht mehr aus den alltäglichen, optischen Eindrücken gewonnen, sondern aus der Fantasie, aus dem Traum. Die Surrealisten haben die Collage nicht in der konkreten Weise von Max Ernst fortgeführt. Wie er haben sie jedoch bei der Verwendung der Collage immer wieder das Prinzip der Vergegenwärtigung des Fantastischen angestrebt. Auch Dietmar Keller tut das mit seinen Collagen.

Er selbst sagt zu seinem Bild „Tanz der Planeten“:

„Das tanzende Paar versinnbildlicht das scheinbare Tanzen der Planeten aus der Sicht des Menschen von der Erde aus, nach dem Leitmotiv „wir hier unten, die da oben“, und doch alles in allem ein Ganzes, ein Kosmos.“





Das große Werk des Dietmar Keller schenkt dem Betrachter ein Bild, das nicht nur die Wirklichkeit der Welt zeigt, sondern sie auch in einer anderen Welt zeigt. Auf dieser Seite greift der Künstler die surrealistische Welt der Traumwelt auf. Die im Traum sind und Hauswerk stellen sich dem Betrachter als eine Welt dar, die sich aus der gewöhnlichen Wirklichkeit heraushebt, in der die Zeit nicht mehr existiert. Die Traumwelt ist eine Welt, die sich aus der gewöhnlichen Wirklichkeit heraushebt, in der die Zeit nicht mehr existiert. Die Traumwelt ist eine Welt, die sich aus der gewöhnlichen Wirklichkeit heraushebt, in der die Zeit nicht mehr existiert. Die Traumwelt ist eine Welt, die sich aus der gewöhnlichen Wirklichkeit heraushebt, in der die Zeit nicht mehr existiert.

„Traumgrenze“

Dietmar Keller

Dietmar Kellers Träumende träumt offensichtlich in bunt. Sie ist getrennt durch die Traumgrenze von der grauen Alltagswelt. Eine südliche Landschaft und Orgelmusik umgibt sie. Die Uhr im Hintergrund versinnbildlicht die zeitliche Begrenzung eines schönen Traumes.

Auch das gehört zur Tradition im Landkreis

Feste und Märkte



Weinfest in Koblenz-Gondorf

Dieses bekannte Moselfest findet jährlich Ende Juni Anfang Juli statt. Zu den Höhepunkten zählen neben dem Festzug auch das historische Festspiel.



Der Kottenheimer Rosenmontagszug

Der Kottenheimer Rosenmontagszug — immer wieder ein Höhepunkt im Reigen der närrischen Veranstaltungen im Landkreis. Mit viel Spaß an der Freud hergerichtete Prunkwagen, gemischt mit einer Vielzahl bunter Fußgruppen, locken alljährlich Besucher aus Nah und Fern an.



Ostereierkippen in Winnigen

Bei diesem alten Winninger Ostersonntagsbrauch handelt es sich um ein Spiel, bei dem die stärkste Eierschale den Sieg und damit das gegnerische Ei bringt. Am Hexenbrunnen wird hierzu original Winninger Eierwein gereicht.



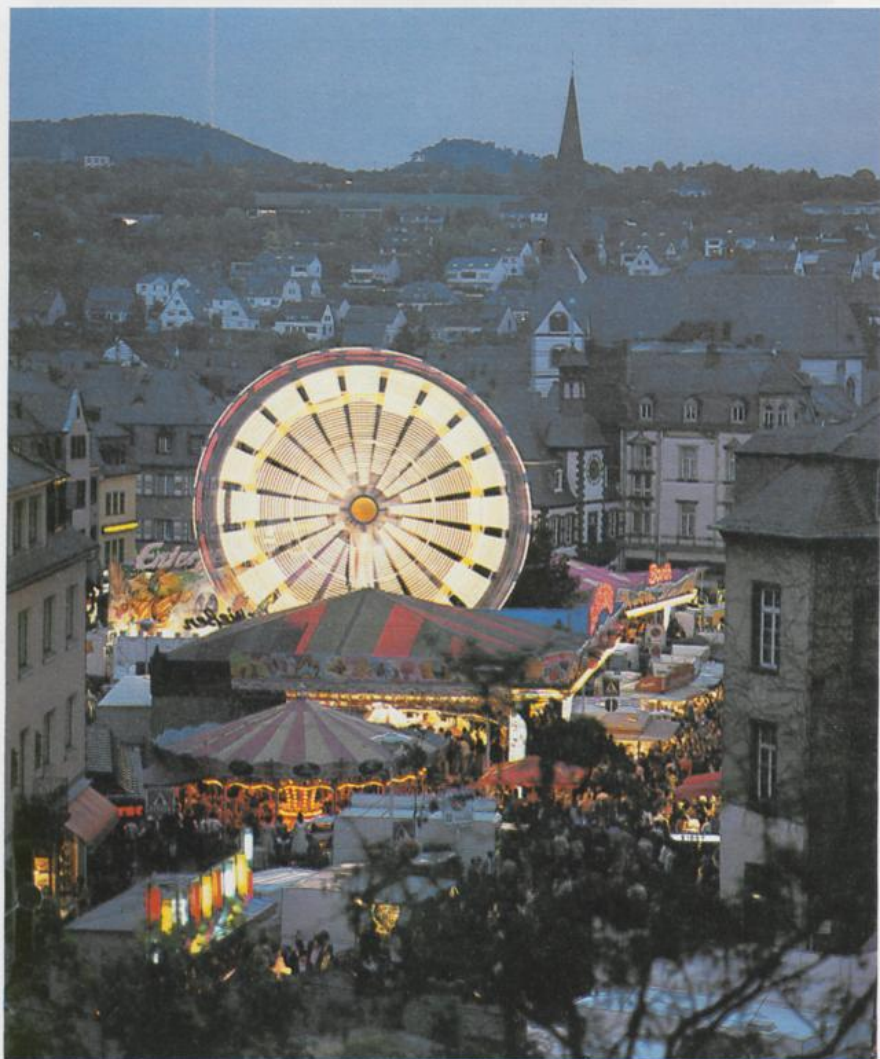
Gambrinus-Fest in Mendig

Seit 1973 wird in der Bierbrauerstadt Mendig in einem zweijährigen Abstand das Gambrinus-Fest 5 Tage gefeiert. Der Name dieser Veranstaltung im Mai geht auf den sagenumwobenen Schutzpatron der Brauer und Bierfreunde zurück. Höhepunkt bildet jeweils ein großer Festzug.



Bäckerjungenfest in Andernach

Dieses Fest wird in Andernach zur Erinnerung an die Sage von den zwei Bäckerjungen gefeiert. Bei einer Fehde mit der Stadt Linz sollen diese im frühen Morgenstunden, während die ganze Stadt noch schlief, einen bevorstehenden Überraschungsangriff am Rheintor abgewehrt haben, indem sie die Angreifer mit Bienenkörben bewarfen. Wegen der Verfolgung durch die aufgebrachtten Bienenvölker mußten die Krieger daraufhin das Weite suchen.



Lukasmarkt in Mayen

Seit mehr als 500 Jahren wird dieser traditionelle Markt, jeweils am Sonntag nach Lukas beginnend, abgehalten. Neben dem Vergnügungspark gehören eine landwirtschaftliche Ausstellung, ein zweitägiger Krammarkt, ein Vieh- und ein Schafmarkt dazu.

RÄTSEL

Kennen Sie sich mit den Heimatfesten, Märkten und Bräuchen im Landkreis aus? Dann machen Sie mit!

Beantworten Sie die unten gestellten Fragen — was Ihnen nach einer ausführlichen Lektüre unseres Heimatjahrbuches nicht mehr sehr schwerfallen dürfte. Senden Sie die als Lösung gesuchte Auflistung der zu erratenden Ortsnamen auf einer Postkarte an die

Kreisverwaltung Mayen-Koblenz
„Rätsel Heimatjahrbuch 1985“
Postfach 1329
5400 Koblenz

Einsendeschluß ist der 1. März 1985

Die Fragen lauten:

1. In welchem Ort unseres Landkreises findet der in diesem Heimatjahrbuch vorgestellte Rosenmontagszug statt, der jährlich ein Höhepunkt im fastnachtlichen Terminkalender unserer Region ist?
2. Wo wird in jedem Jahr am Ostersonntag der Brauch des „Ostereierkippens“ gepflegt?
3. In welcher Brauerstadt findet alle 2 Jahre das Gambrinusfest statt?
4. Wo wurde 1984 durch das Bäckerjungenfest an eine alte und weithin bekannte Sage zur örtlichen Stadtgeschichte erinnert?
5. Welches Weinfest wird in diesem Heimatjahrbuch vorgestellt, das jährlich Ende Juni/Anfang Juli an der Mosel stattfindet?
6. Wo wird jährlich nach alter Tradition der Lukasmarkt veranstaltet?

Als Preise wird sich die Redaktion wieder interessante Überraschungen einfallen lassen.

Die ausgelosten Gewinner sowie die richtige Lösung werden im Heimatjahrbuch 1986 bekanntgegeben.

Mitglieder des Redaktionskollegiums sowie deren Angehörige dürfen nicht teilnehmen.

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

AUFLÖSUNG

des Silbenrätsels aus dem Heimatjahrbuch 1984

Aus dem Silbenrätsel waren folgende Begriffe zu bilden:

Dattel, Elvira, Rübezahl, Refugium, Ökonomie, Mantua, Indianer, Steppe, Caravan, Hornisgrinde, Eifel, Letter, Initiator, Marone, Emotion, Sabiner.

Als Lösungswort ergab sich hieraus „Der römische Limes“.

Aus den in diesem Jahr sehr zahlreichen Einsendungen wurden folgende Gewinner ausgelost:

1. Preis (Nachbildung einer original römischen Bronzefigur):

Herr Erwin Mieden, Wüsterather Hof, 5440 Mayen 12

2. Preis (Bildband „Der Rhein und die Römer“):

Gudrun Dietz, Harffstraße 70, 4000 Düsseldorf

3. Preis (Buchband „Der Untergang Roms an Rhein und Mosel“):

Frau Erika Decker, Zehnthofstraße 19, 5401 Spay.

4. Preis (ein Weinpräsent):

Herr Walter Drath, Am Dornsbach 14, 5400 Koblenz

5. Preis (wie 4.):

Frau Magdalena Schmitt, Hauptstraße 71, 5401 Lehmen

6. Preis (wie 4. und 5.):

Frau Hilde Mohr, Auf Heinzenbuchen 8, 5445 Kottenheim

7. Preis (eine Dokumentation „Der Limes“):

Frau Elisabeth Oehl, Kelmegasse 2, 5451 Leutesdorf

8. Preis (wie 7.):

Herr Helmut Rönz jr., Rheinau 1, 5403 Mülheim-Kärlich 3

9. Preis (wie 7. und 8.):

Herr Gustav Oehl, Kelmegasse 2, 5451 Leutesdorf

10. Preis (wie 7., 8. und 9.):

Herr Anton Hammes, Oberdorfstraße 7, 5400 Koblenz-Metternich.

Wir gratulieren den Gewinnern recht herzlich und bedanken uns bei den Einsendern fürs Mitraten.

Wir hoffen, daß die diesjährige Rätselaufgabe wieder viele Leser zum Mitmachen anregt.

Heimatliteratur zum Landkreis Mayen-Koblenz

(Angabe von Titel, Autor, Herausgeber, Verlag — soweit bekannt)

Landkreis Mayen-Koblenz

- | | |
|--|---|
| Burgen an Rhein, Mosel und Lahn | Udo Liessem / Ulrich Löber,
Landesmuseum Koblenz |
| Der Limes,
Römischer Grenzwall in Westerwald und
Taunus | Eine Dokumentation der Rhein-Zeitung,
zusammengestellt von Klaus Deinaß |
| Der Mittelrhein | Avenarius |
| Der Rhein von Mainz bis Köln | HB-Bildatlas, Band 16 |
| Der Rhein von Mainz bis Köln | Kunstführer, Du Mont |
| Der Rhein von Mainz bis Köln | Merian |
| Die Burgen der Eifel | Bernhard Gondorf, Bachem-Verlag |
| Die Eifel | Kunstreiseführer, Du Mont |
| Die Eifel | Polyglott, Band 629 |
| Die Eifel, Zeitschrift des Eifelvereins | Eifelverein, Düren |
| Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz
(2 Bände) | Paul Clemen, Walther Zimmermann,
Verlag L. Schwann, Düsseldorf |
| Eifeljahrbuch | Eifelverein, Düren |
| Eisenkunstguß der Sayner Hütte | Hans Spiegel |
| Handbuch der historischen Stätten,
Rheinland-Pfalz | Kunstführer, Kröner |
| Heimatjahrbücher des Landkreises
Mayen-Koblenz 1982, 1983, 1984 | Eifelverein, Düren |
| Mayen-Koblenz — Portrait eines Land-
kreises | Helmut Pröbler, Rhenania-Verlag, Koblenz,
(Bildband) |
| Mittelrheinische Steinkreuze aus
Basaltlava | Kurt Müller-Veltin,
Rheinischer Verein für Denkmalpflege und
Landschaftsschutz, Köln,
Verlagsgesellschaft für Buchdruckerei AG,
Neuss |
| Kunstwanderungen Rheinland-Pfalz | Kunstführer, Belser |
| 16 Ausflüge zu den alten Römern
an Rhein und Mosel | Kunstführer |
| Spuren der Römer im Rheinland | Reiseführer |
| Zwischen Nürburgring und Laacher See | Wolfgang Segschneider,
Ahrtal-Verlag (Bildband) |

Stadt Andernach

- Andernach**
Rheinische Kunststätten, Heft 8
Ottheinz Schindler / Manfred Huiskes,
Rheinischer Verein für Denkmalpflege
und Landschaftsschutz, Köln
- Andernach**
Andernach im Mittelalter — von den An-
fängen bis zum Ende des 14. Jahrhunderts
Andernacher Histörchen
Hermann Opper / Michael Jeiter (Bildband)
Manfred Huiskes,
Ludwig Röhrscheid Verlag, Bonn
- Andernacher Wörterbuch**
Das Fastnachtsspiel des Matthäus Creutz
aus Andernach von 1552
Josef Schaefer (Sisus),
erschienen im Eigenverlag des Autors
Hans Hunder, Stadt Andernach
Ferdinand Broemser,
Landeskundliche Arbeitsgemeinschaft im
Regierungsbezirk Koblenz e.V.
- Geschichte der Stadt Andernach**
Franz-Josef Heyen / Hans Hunder /
Klaus Schäfer. Das Buch erscheint
Ende 1984 / Anfang 1985

Verbandsgemeinde Andernach-Land

- 125 Jahre Andernach-Land**
Verbandsgemeinde Andernach-Land
(Chronik)
- Kretz im Spiegel der Geschichte**
Hans Hunder, Ortsgemeinde Kretz
- Kruft — eine Dokumentation zur
Ortschronik**
Hans Hunder, Ortsgemeinde Kruft
- Pellenzmuseum**
Klaus Schäfer,
Förderverein Pellenzmuseum e.V.,
Nickenich
- Heft 1: Archäologie in der Pellenz**
Heft 2: Die Römer in der Pellenz
**Heft 3: Archäologische Funde aus der
Pellenz**
- Plaidt in der Pellenz**
Hans Morbach, Ortsgemeinde Plaidt

Stadt Bendorf

- Bendorf in alten Ansichten**
Hans Scharfenstein,
Europäische Bibliothek, Zaltbommel/
Niederlande
- Bendorf-Sayn**
Rheinische Kunststätten, Heft 294
Franz-Hermann Kemp, Udo Liessem,
Dietrich Schabow,
Rheinischer Verein für Denkmalpflege und
Landschaftsschutz, Köln
- Die Prämonstratenser-Abtei Sayn**
Franz-Hermann Kemp,
Kath. Kirchengemeinde Sayn
- Die Sayner Hütte in Bendorf**
Rheinische Kunststätten, Heft 241
Paul Georg Custodis,
Rheinischer Verein für Denkmalpflege und
Landschaftsschutz, Köln
- Sayn — Ort und Fürstenhaus**
Fürst Alexander zu Sayn-Wittgenstein-Sayn,
Fürstliche Verwaltung, Bendorf-Sayn
- Zur Geschichte der Juden in Bendorf**
Dietrich Schabow,
Hedwig-Dransfeld-Haus, Bendorf,
erschienen im Eigenverlag des Autors

Verbandsgemeinde Maifeld

- Dichter und Schriftsteller sehen das Maifeld
Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Kurfürst-Balduin-Gymnasiums Münstermaifeld
Festschrift zum 10jährigen Bestehen der Verbandsgemeinde Maifeld Münstermaifeld
Rheinische Kunststätten, Heft 244
- Nikolaus von Kues
in Münstermaifeld
Ortschronik von Rüber
- Herausgeber und Autor: Hans Gappenach, Münstermaifeld
Hans Gappenach, Münstermaifeld
- Verbandsgemeinde Maifeld, Polch
- Hans Gappenach,
Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz, Köln
Hans Gappenach, Paulinus-Verlag, Trier
- Leo Klöckner,
erschieden im Eigenverlag des Autors

Stadt Mayen

- Bat sech esu daat —
Gedichte und Lieder in Mayener Mundart
Mayen
- Mayen in alten Ansichten
- Mayen zwischen Vulkan und Autobahn
- Die kurfürstliche Burg und das Eifeler
Landschaftsmuseum in Mayen,
Rheinische Kunststätten
Mayen,
Rheinische Kunststätten
- Peter Steffens, Majanum-Verlag
- Paul Geiermann / Ellen Taubenkraut,
Verlag Weidlich
- Peter Scherf / Peter Knüpper,
Europäische Bibliothek, Zaltbommel /
Niederlande
- Paul Geiermann,
Verlag Louis Schreder, Mayen
- Rheinischer Verein für Denkmalpflege und
Landschaftsschutz, Köln
- Rheinischer Verein für Denkmalpflege und
Landschaftsschutz, Köln

Verbandsgemeinde Mayen-Land

- 125 Jahre Verbandsgemeinde Mayen-Land
- Ein Dorf und seine Heimat,
Ortschronik Kottenheim
Kottenheimer Heimatlieder
- Paul Glauben,
Verbandsgemeinde Mayen-Land
- Walter Lung,
Verlag Louis Schreder, Mayen
- Verkehrs- und Verschönerungsverein
Kottenheim

Verbandsgemeinde Mendig

- Kennen wir sie noch, die Mendiger
- Mendig — eine Schrift zur Geschichte
Mendig in alten Ansichten (2 Bildbände)
- Ottmar Schneider,
Europäische Bibliothek, Zaltbommel/
Niederlande
- Verbandsgemeinde Mendig
- Ottmar Schneider,
Europäische Bibliothek, Zaltbommel/
Niederlande

Verbandsgemeinde Rhens

Rhens 874 bis 1974

— Geschichte und Gegenwart —

Helmut Pröbler, Stadt Rhens

Verbandsgemeinde Untermosel

Die Matthias-Kapelle zu Kobern

Mittelrheinische Kunststätten

Heimatgeschichte Alken

Kobern-Gondorf

— von der Vergangenheit zur Gegenwart —

Ursula Zänker-Lehfeld, Rhein. Verein für
Denkmalpflege u. Landschaftsschutz, Köln

Matthias Probst, Ortsgemeinde Alken

Ortsgemeinde Kobern-Gondorf,
Verlag Boldt

Niederfeller Chronik I

Josef Fischer, Ortsgemeinde Niederfell

Publikationen — heimatkundliche

Kuratorium für Heimatforschung und
-pflege, Kobern-Gondorf

Forschungsergebnisse

Von Burgen bis Winningen

Jack Arenz, Grieben-Verlag

Winningen im Wandel der Zeiten

Richard Holzapfel,
Ortsgemeinde Winningen

Winninger Gedichte

(Band 1 und 2)

Walter Goß,
Ortsgemeinde Winningen

Verbandsgemeinde Vallendar

125 Jahre Stadt Vallendar

Josef Schmidt / Gunnar Mertens /
Rüdiger Mertens, Stadt Vallendar

Verbandsgemeinde Weißenthurm

Mülheim-Kärlich

Winfried Henrichs,
Ortsgemeinde Mülheim-Kärlich

Steinmale in Urmitz a. Rh.

Veröffentlichung der landeskundlichen
Arbeitsgemeinschaft im Regierungsbezirk
Koblenz e.V., Hans Reif, Verlag Boldt

Anmerkung:

Die hier zusammengestellte Auflistung enthält nur die Werke, die zur Zeit im Buchhandel oder beim Herausgeber erhältlich sind. Die Übersicht wurde unter Mithilfe von Buchhandlungen, Orts-, Stadt- und Verbandsgemeindeverwaltungen sowie der Redaktion bekannter heimatkundlich interessierter Personen erstellt und soll jährlich fortgeschrieben werden. Soweit einzelne Werke nicht enthalten sind, bitten wir die Herausgeber oder Autoren, dies der Redaktion zur Ergänzung mitzuteilen.

Messen und Märkte 1985 im Landkreis Mayen-Koblenz

Acht	Kirchweih	27.—29. Juli
Alken	Kirchweih	28.—30. September
Alken	Schützenfest	20.—21. Juli
Alken	Winzerfest	16.—19. August
Andernach	Kirchweih	17.—20. August
Andernach	Michaelsmarkt	28. Sept.—1. Okt.
Andernach-Namey	Kirchweih	24.—26. August
Andernach-Eich	Kirchweih	7.—10. September
Andernach-Kell	Kirchweih	12.—14. Oktober
Andernach-Miesenheim	Kirchweih	19.—22. Oktober
Andernach	Bäckerjungenfest	1.—2. Juni
Andernach	Fest der 1000 Lichter	7. September
Andernach	Weinlesefest	5.—6. Oktober
Andernach	Weihnachtsmarkt	29. Nov.—22. Dez.
Anschau	Kirchweih	31. Aug.—2. Sept.
Arft	Kirchweih	1.—3. Juni
Baar-Oberbaar	Kirchweih	10.—12. August
Baar-Niederbaar	Kirchweih	21.—23. September
Baar-Wanderath	Kirchweih	22.—24. Juni
Bassenheim	Kirchweih	7.—10. September
Bell	Kirchweih	20.—23. Juli
Bendorf	Kirchweih	8.—11. Juni
Bendorf	Weihnachtsmarkt	6.—8. Dezember
Bendorf	Wochenmarkt	jeden Donnerstagvorm.
Bendorf-Mülhofen	Kirchweih	27.—29. Juli
Bendorf-Sayn	Kirchweih	4.—7. Mai
Bendorf-Stromberg	Kirchweih	27.—29. Juli
Bermel	Kirchweih	14.—16. September
Brey	Kirmes	13.—15. Juli
Brey	Rhein in Flammen	10. August
Boos	Kirchweih	24.—26. August
Brey	Kirchweih	—
Brodembach	Kirchweih	18.—20. Mai
Brodembach	Volksfest	5.—8. Juli
Burgen	Kirchweih	—
Burgen	Schützenfest	3.—5. August
Dieblich	Kirchweih	11.—14. Mai
Dieblich	Winzerfest	23.—26. August
Ditscheid	Kirchweih	18.—20. Mai
Einig	Kirchweih	6.—8. Juli
Ettringen	Kirchweih	7.—10. September
Gappelnach	Kirchweih	1.—3. Juni
Gering	Kirchweih	7.—9. September
Gierschnach	Kirchweih	11.—13. Mai
Hatzenport	Winzerfest	26.—29. Juli
Hatzenport	Kirchweih	24.—26. August
Hausten	Kirchweih	27.—29. Juli
Herresbach	Kirchweih	31. Aug.—2. Sept.
Hirten	Kirchweih	31. Aug.—2. Sept.
Kalt	Kirchweih	27.—29. April
Kaltenengers	Kirchweih	7.—10. September
Kattenes	Winzerfest	5.—8. Juli
Kattenes	Kirchweih	3.—5. August

Kehrig	Kirchweih	18.—20. Mai
Kerben	Kirchweih	6.—8. Juli
Kettig	Kirchweih	24.—27. August
Kettig	Kirchweih	10. November
Kirchwald	Kirchweih	5.—7. Oktober
Kobern-Gondorf	Winzerfest	22.—23. Juni
Kobern-Gondorf	Winzerfest	29. Juni—1. Juli
Kobern-Gondorf	Kirchweih	12.—15. Oktober
Kobern-Gondorf	Schützenfest	5. Mai u. 11. August
Kobern-Gondorf	Kirchweih	14.—16. September
Kobern-Gondorf	Schützenfest	16. Juni
Kollig	Kirchweih	9.—11. November
Kottenheim	Kirchweih	15.—17. Juni
Kretz	Kirchweih	8. September
Kruft	Kirchweih	12.—15. Oktober
Langenfeld	Kirchweih	4.—6. Mai
Langscheid	Kirchweih	20.—22. Juli
Lehmen	Kirchweih	2.—4. Februar
Lehmen	Winzerfest	21.—24. Juni
Lehmen	Weinlesefest	21.—22. September
Lehmen	Schützenfest	9.—10. Juni
Lind	Kirchweih	24.—26. August
Löf	Kirchweih	9.—10. November
Löf	Winzerfest	12.—15. Juli
Lonnig	Kirchweih	27.—29. Juli
Luxem	Kirchweih	20.—22. Juli
Macken	Kirchweih	8.—11. Februar
Macken	Volksfest	19.—21. Juli
Mayen	Halbfastenmarkt	12. März
Mayen	Burgfestspiele	16.—26. Juni
Mayen	Kirchweih u. Schützenfest	6.—11. Juni
Mayen	Laurentiusmarkt	6. August
Mayen	Lukasmarkt	12.—16. u. 19.—20. Okt.
Mayen	Trödelmarkt	4.—5. Mai
Mayen	Nikolausmarkt	3. Dezember
Mayen-Alzheim	Kirchweih	13.—16. September
Mayen-Hausen	Kirchweih	1.—2. September
Mayen-Kürrenberg	Kirchweih	25.—26. August
Mayen-Nitztal	Kirchweih	14.—15. Juli
Mendig	Kirchweih	26.—28. Mai
Mendig	Kirchweih	15.—17. September
Mendig	Krammarkt	9. April
Mendig	Krammarkt	28. Mai
Mendig	Krammarkt	17. September
Mendig-Obermendig	Kirchweih	11.—13. August
Mertloch	Kirchweih	25.—27. Mai
Monreal	Kirchweih	1.—3. Juni
Moselsürsch	Kirchweih	7.—8. September
Moselsürsch	Schützenfest	16. Juni
Mülheim-Kärlich		
Ortsteil Mülheim	Kirchweih	17.—20. August
Mülheim-Kärlich 2		
Ortsteil Kärlich	Kirchweih	21.—24. September
Mülheim-Kärlich		
Ortsteil Urmitz Bhf.	Kirchweih	29. Juni—2. Juli
Münk	Kirchweih	4.—6. Mai
Münstermaifeld	Kirchweih	21. Aug.—3. Sept.
Münstermaifeld	Johannismarkt	27. Dezember
Münstermaifeld	Schweine- u. Ferkelmarkt	---
Münstermaifeld		
Stadtteil Keldung	Kirchweih	14.—16. September

Münstermaifeld		
Stadtteil Küttig	Kirchweih	20.—22. Juli
Münstermaifeld		
Stadtteil Lasserg	Kirchweih	18.—20. Mai
Münstermaifeld		
Stadtteil Metternich	Kirchweih	4.—6. Mai
Münstermaifeld		
Stadtteil Mörz	Kirchweih	13.—15. Juli
Nachtsheim	Kirchweih	8.—10. Juni
Naunheim	Kirchweih	22.—24. Juni
Nickenich	Kirchweih	25.—27. August
Niederfell	Kirchweih	21.—27. September
Niederfell	Winzerfest	19.—22. Juli
Niederwerth	Kirchweih	27.—29. April
Nörtershausen	Kirchweih	19.—21. Januar
Nörtershausen	Volksfest	24.—25. August
Oberfell	Kirchweih u. Volksfest	31. Aug.—2. Sept
Ochtendung	Kirchweih	9.—12. November
Pillig	Kirchweih	21.—23. September
Plaidt	Kirchweih u. Krammarkt	7.—10. September
Polch	Kirchweih	27. April—1. Mai
Polch-Kaan	Kirchweih	15.—16. Juni
Polch-Nettesürsch	Kirchweih	1.—3. Juni
Polch-Ruitsch	Kirchweih	14.—16. September
Reudelsterz	Kirchweih	24.—26. August
Rhens	Winzerfest	6.—9. September
Rhens	Kirchweih	12.—14. Oktober
Rhens	Rhein in Flammen	10. August
Rieden	Kirchweih	2.—5. November
Rüber	Kirchweih	13.—15. Juli
Saffig	Kirchweih	31. Aug.—3. Sept.
St. Johann	Kirchweih	29. Juni—1. Juli
St. Sebastian	Kirchweih	24.—27. August
Siebenbach	Kirchweih	7.—9. September
Spay		
Ortsteil Oberspay	Kirchweih	17.—19. August
Spay	Kirchweih	21.—23. September
Ortsteil Niederspay		
Spay	Rhein in Flammen	10. August
Thür	Kirchweih	11.—14. Mai
Thür-Fraukirch	Kirchweih	4.—5. August
Urbar	Kirchweih	25.—27. Mai
Urmitz	Kirchweih	27.—30. April
Vallendar	Kirchweih	1.—3. Juni
Vallendar	Weihnachtsmarkt	30. Nov.—1. Dez.
Volkesfeld	Kirchweih	7. September
Waldesch	Kirchweih	26.—27. Mai
Waldesch	Rosenfest	29.—30. Juni
Waldesch	Schützenfest	letzt. Wochenende i. Juni
Weiler	Kirchweih	---
Weiler-Niederelz	Kirchweih	22.—24. Juni
Weißenthurm	Kirchweih	16.—19. Juni
Weißenthurm	Bierfest	31. Aug.—1. Sept.
Weitersburg	Kirchweih	4.—6. Mai
Welling	Kirchweih	25.—27. August
Ortsteil-Trimbs	Kirchweih	29. Juni—1. Juli
Welschenbach	Kirchweih	29. Juni—1. Juli
Wierschem	Kirchweih	9.—12. Februar
Winningen	Kirchweih	8.—10. November
Winningen	Winzerfest	24. Aug.—1. Sept.
Winningen	Weihnachtsmarkt	---
Wolken	Kirchweih	13.—15. Juli
Wolken	Volksfest	14. September

Die Autoren des Heimatjahrbuches 1985

Heinrich Ackermann

Barbarastr. 14, 5440 St. Johann

Hans Bossier

Kölnener Str. 22, 4018 Langenfeld

Bernhard Busenkell

Wilhelm-Bedenknecht-Str. 10, 5470 Andernach

Dr. Paul-Georg Custodis

Landesamt für Denkmalpflege,
Auf der Bastei 3, 6500 Mainz 1

Peter Duchêne

Schulstr. 5401 Waldesch

Paul-Peter Eich

Mühlenweg 1, 5401 Brey

Hans Gappenach

Obere Klotzbahn, 5401 Münstermaifeld

Bernhard Gondorf

Bahnhofstr. 31, 5400 Koblenz

Ernst Greve

Josef-Görres-Str. 2, 5414 Vallendar

Heinz Henrichs

Bassenheimer Str. 22, 5403 Mülheim-Kärlich

Winfried Henrichs

Bassenheimer Str. 20, 5403 Mülheim-Kärlich

Wolfgang Höhn

Wallerheimer Weg 62, 5400 Koblenz

Michael Hoellen

Pfarrhaus, 5442 Mendig 1

Alois Hoffmann

Bachstr. 5, 5445 Kottenheim

Hans Hunder

St. Thomaser-Hohl 32, 5470 Andernach

Thomas Ibald

Moselstr. 42b, 5401 Hatzenport

Walter Kalb

Götzstr. 6, 5400 Koblenz-Karthause

Leo Klöckner

Lonniger Str. 7, 5401 Rüber

Anna Kreitz

Pellenzstr. 47 a, 5442 Mendig

Peter Lammert

Röttgenweg 5, 5406 Winnigen

Udo Liessem

Rizzastr. 45, 5400 Koblenz

Manfred Löwenstein

Bergstr. 5, 6581 Schmidtharrebach

Heiner Lohner

In der Felster 49, 5470 Andernach

Hans Morbach

Mühlenstr. 36 a, 5472 Plaidt

Hermann Müller

Meisengraben 8, 5400 Koblenz-Arenberg

Karl Müller

Untertorstr. 23, 5441 Monreal

Wolf Manfred Müller

Landesamt für Denkmalschutz
Auf der Bastei 3, 6500 Mainz 1

Franz-Josef Nieth

Langermorgenpfad 28, 5413 Bendorf-Sayn

Fritz Pohlmann

An der Rothen Mühle 8, 5413 Bendorf-Sayn

Peter Probst † (Pepro)

Domstr. 5, 5452 Weißenhurm

Bernhard Puschmann

Schönstatt, 5414 Vallendar

Karl-Heinz Reif

Stademannstr. 31, 5400 Koblenz

Wilfried Rindsfüßer

Malteserstr. 9, 5401 Alken

Helene Rosenbaum

Kelberger Str. 63, 5440 Mayen

RWE Betriebsverwaltung Rauschermühle

5471 Saffig

Hans-Günther Schäfer

Kolpingstr. 43, 5440 Mayen

Josef Schäfer † (Sisus)

Albertstr. 25, 5470 Andernach

Dr. Heinz Schaefgen

Bürresheimer Str. 40, 5440 Mayen

Hans Scharfenstein

Bergstr. 18, 5413 Bendorf

Josef Schmidt

Schulstr. 10, 5414 Vallendar

Klaus Schmidt
Heidenstockstr. 34, 5442 Mendig

Josef Schmitt
Bachstr. 15, 5461 Leubsdorf

Bernd Schmitz
Neue Schulstr. 14, 5441 Ettringen

Otmar Schneider
Hans-Böckler-Str. 13, 5442 Mendig

Hans Schüller
Am Sürchen 7, 5440 Mayen

Peter Steffens
Auf der Eich 6, 5440 Mayen

Heinz Volk
Händelstr. 4, 5413 Bendorf

Dr. Hans-Helmut Wegner
Landesamt für Denkmalpflege,
Festung Ehrenbreitstein, 5400 Koblenz

Herbert Woll
Barbarastr. 34, 5440 St. Johann

Hans Würfel
Zwickauer Str. 5, 5400 Koblenz

Bildnachweis

Die Illustrationen stellten zur Verfügung:	Seite
Heinrich Ackermann, St. Johann	132
Archiv Stadtverwaltung Mayen	38
Archiv Stadtverwaltung Mendig	39, 41
Archiv Städtisches Museum, Bendorf	78, 80
Hans Bossier, Langenfeld	104
Bernhard Busenkell, Andernach	61
Deike Press, Konstanz	16
Dressel, Münster	45
Paul Peter Eich, Brey	157, 159
Walter Goß, Winnigen	5, 7, 9, 11, 13, 15
Ernst Greve, Vallendar	161, 162, 163
Winfried Henrichs, Mülheim-Kärlich	182—186
Schwester Roswina Hermes, Vallendar	172
Wolfgang Höhn, Koblenz	177
Michael Hoellen, Mendig	34, 35, 36
Alois Hoffmann, Kottenheim	138
Hans Hunder, Andernach	69
Thomas Ibal, Hatzenport	143
Heinz Israel, Polch	22 (oben)
Walter Kalb, Koblenz	51
Karnevals-ges. Fidelitas 1893 Blaue Funken, Andernach	62, 64—67
Wolfgang Krechel, Rüber	107
Kreisverwaltung Mayen-Koblenz	3, 17—21, 22 (unten), 23, 24 (unten), 25—32, 74, 76, 125, 133, 153
Landesamt für Denkmalpflege, Mainz	96—99
Landeshauptarchiv, Koblenz	73, 188, 190
Fritz Lenz, Bendorf	85
Manfred Löwenstein, Schmidtharrenbach	141
Karl Müller, Monreal	139
Erich Müsch, Mayen	109, 110 (oben), 111, 112
A. Necker, Bendorf	83, 93
Franz-Josef Nieth, Bendorf	82
G. Precht	58
Werner Reif, Koblenz	100—103, 192, 193
Wilfried Rindsfuß, Alken	150, 151
J. Röder	57
Helene Rosenbaum, Mayen	121
RWE Saffig	198
H. J. Salm	49
Hans Günther Schäfer, Mayen	108

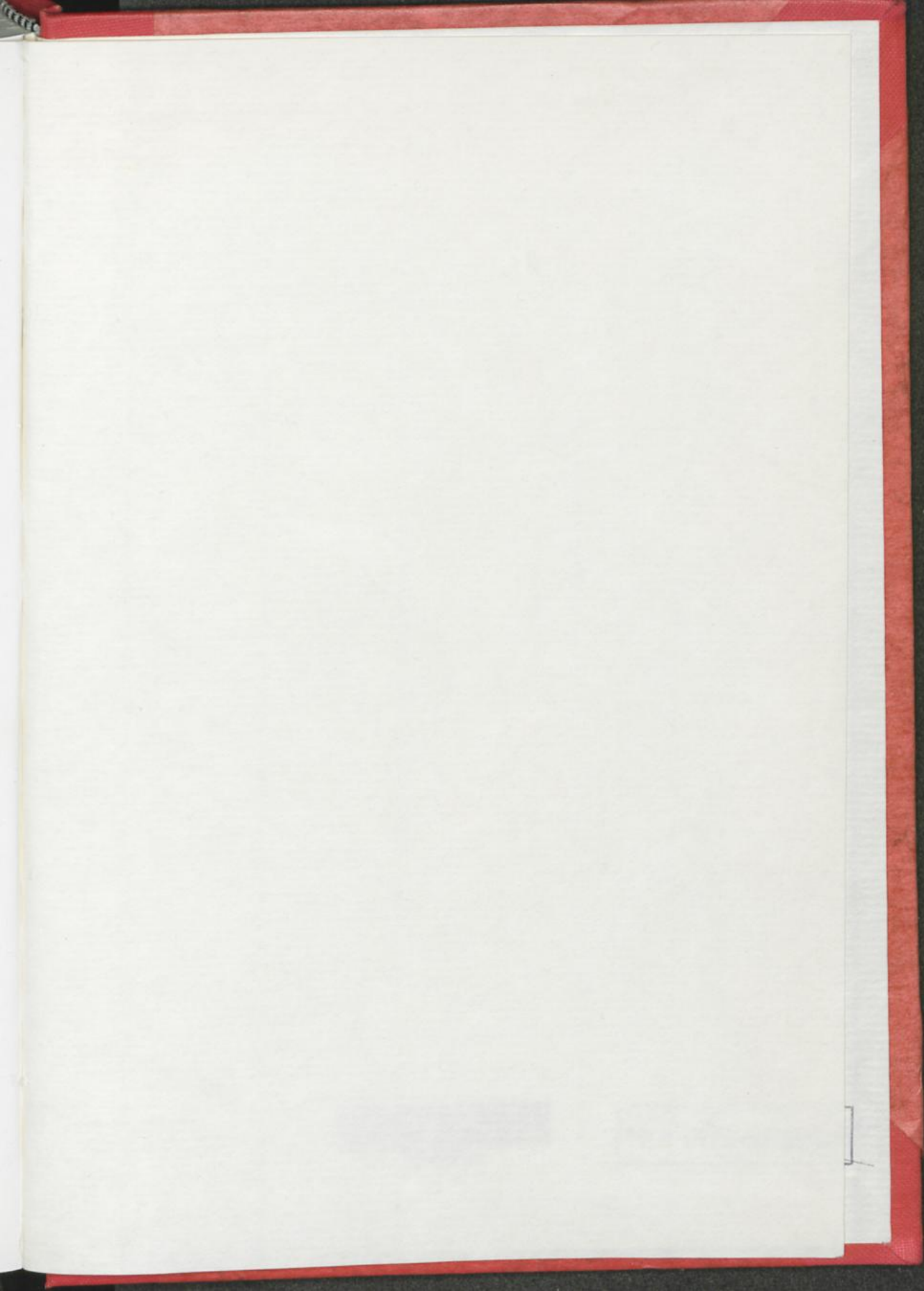
Dr. Heinz Schaeffgen, Mayen	114, 115, 119
Josef Schmidt, Vallendar	169
Klaus Schmidt, Mendig	47
Josef Schmitt, Leubsdorf	180
Bernd Schmitz, Ettringen	129, 130
Hans Schüller, Mayen	110 (unten)
Adelheid Schumacher, Koblenz	24 (oben)
Ellen Traubenkraut, Ettringen	123
Hans Würfel, Koblenz	146, 147

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort, von Herrn Landrat Dr. Klinkhammer	
Kalendarium Kreisverwaltung Mayen-Koblenz	4
Ferientermine in den Ländern der Bundesrepublik Deutschland	16
Ein Jahr Verwaltungsarbeit für unsere Bürger Kreisverwaltung Mayen-Koblenz	17
Das andere Gesicht des Krieges: Ein ehemaliger französischer Kriegsgefangener erinnert sich von Michael Hoellen	33
Eine Kaiserreise von Ottmar Schneider	37
Die unterirdischen Mühsteinbrüche in Niedermendig im 18. und 19. Jahrhundert von Klaus Schmidt	44
Familienfreizeitplatz Mendig von Anna Kreitz	49
Bürchesbauer Lied von Anna Kreitz	50
Die schönste Legende am Mittelrhein von Walter Kalb	51
Der Fulbert-Stollen am Laacher See von Hermann Müller	53
Römische Steinindustrie in der Region um Mendig von Dr. Hans-Helmut Wegner	56
Ons good Stuff von Sibus (Josef Schäfer †)	59
Eine sympathische Jugendgruppe von Bernhard Busenkell	60
90 Jahre Andernacher Carnevalsgesellschaft „Fidelitas“ 1893 Blaue Funken e.V. von Heiner Lohner	62
Die Burg Wernerseck von Hans Hunder	68
Ein Glockenguß in Plaidt von Hans Morbach	72

	Seite
<i>Die Sayner Hütte und ihre Geschichte der letzten 10 Jahre</i> von Dr. Paul-Georg Custodis	74
<i>Bendorf und seine Höfe</i> von Hans Scharfenstein	77
<i>Der Kreuzgang von Sayn</i> eingereicht von Franz-Josef Nieth	81
<i>Of der Borsch</i> von Fritz Pohlmann	83
<i>Die Moddersproch</i> von Heinz Volk	84
<i>Bemerkungen zur Geschichte und Baugeschichte von Burg Sayn</i> von Udo Liessem	87
<i>Ein unbekannter Typ von Bodenfliesen aus Schloß Sayn</i> von Udo Liessem	92
<i>Sicherung und Rekonstruktion des „Pulverturmes“ in Münstermaifeld</i> von Wolf Manfred Müller	95
<i>Maifelder Histörchen aus alter und neuerer Zeit — dritte Folge —</i> von Hans Gappenach	100
<i>Münstermaifeld vor 125 Jahren</i> von Hans Bossier	104
<i>Anekdotchen aus Rüber</i> von Leo Klöckner	107
<i>Episödcha aus Maye</i> von Hans-Günther Schäfer	108
<i>Der Mayener Marktbrunnen</i> von Hans Schüller	109
<i>Mayen in den Kriegsjahren 1944/45</i> von Dr. Heinz Schaefgen	113
<i>Vor vierzig Jahren</i> von Helene Rosenbaum	121
<i>Die Moritat von Bürresheim</i> von Peter Steffens	122
<i>Hexenverfolgung in der Herrschaft Bürresheim</i> von Herbert Woll	124
<i>Besen aus Ettringen bürgen für Qualität</i> von Bernd Schmitz	129
<i>Der Bau der katholischen Pfarrkirche in St. Johann vor 200 Jahren</i> von Heinrich Ackermann	131
<i>Antun, der Leyer aus Kottem</i> von Alois Hoffmann	135
<i>Monreal/Eifel</i> von Karl Müller	139
<i>Der Weilsborn bei Winnigen</i> von Manfred Löwenstein	140
<i>Geschichten und Anekdoten vom Hatzenporter „Acker-Klääs“</i> von Thomas Ibald	142

	Seite
2000 Jahre Moselschiffahrt von Hans Würfel	145
Geschichte des Alkenner Moosemannfestes von Wilfried Rindsfüßer	149
Mariaroth von Bernhard Gondorf	152
Antike Wasserversorgung in Briga (Brey) zur Römerzeit von Paul-Peter Eich	156
Die Synagoge in Vallendar von Ernst Greve	160
Die Bannmühle in Vallendar von Josef Schmidt	166
Die Vallendarer Lokalschiffahrt von Josef Schmidt	168
Rund um den alten Turm — Teil 2 — von Pater Pusmann	171
Die steinzeitliche Burg Urmitz von Wolfgang Höhn	176
Export von Pepro (Peter Probst f)	178
Die Kärlicher Urkunde von 1458 von Josef Schmitt	179
Altes Handwerk in Mülheim-Kärlich von Winfried Henrichs	181
Die Herrschaft Bassenheim und ihre Nachbarorte in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges von Karl-Heinz Reif	187
Der Teufel auf dem Mülheimer Berg von Heinz Henrichs	192
Plädoyer für Dorfplanung — Zur Initiative der Kreisverwaltung Mayen-Koblenz von Peter Lammert	194
Aktivitäten zum Schutz der Umwelt vom RWE Saffig	197
Kunst im Kreis Bildbesprechungen von Peter Duchêne	200
Auch das gehört zur Tradition im Landkreis	203
Silberrätsel Kreisverwaltung Mayen-Koblenz	209
Lösung und Gewinner des Preisrätsel im Heimatjahrbuch 1984 Kreisverwaltung Mayen-Koblenz	210
Heimatliteratur zum Landkreis Mayen-Koblenz	211
Messen und Märkte 1985 im Landkreis Mayen-Koblenz Kreisverwaltung Mayen-Koblenz	215
Die Autoren des Heimatjahrbuches 1985	218
Bildnachweis	219



Der fortschrittliche Antrieb
SCHOTTEL



SCHOTTEL-Produkte sind in SCHOTTEL-Geschäftsbüros
SCHOTTENHAGEN, SCHOTTEL-NEUKATZEN
als Hauptvertrieb und für Spezialfälle für Schiffe aller Art
SCHOTTEL-WEERT - 5401 Esch/Rhein
Telefon 02023 611 - Telex 0452167
SCHOTTEL-HAMBURG Postfach 10104 20 31 30 25
Telefon 04103 4411 - Telex 04103 4411
Schiffbauingenieur, Spezialmaschinenbau und Vertriebsdienst
Schiffbauingenieur, Spezialmaschinenbau und Vertriebsdienst



05919600

~~Nur im Lesesaal~~

